



universität
wien

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

Die Konstruktion der „phallischen Frau“ im Diskurs um die
Haarentfernung in Frauenzeitschriften

Verfasserin

Katharina Steinicke

Angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2014

Studienkennzahl: 298

Studienrichtung: Psychologie

Betreuer: A. Univ. Prof. Dr. Thomas Slunecko

Danksagung

Mein Dank gilt all jenen, die mich während der Diplomarbeitsphase auf unterschiedlichste Art und Weise unterstützt und begleitet haben.

An erster Stelle möchte ich Thomas Sluneko danken, durch dessen Form der Lehre sich mir neue Sichtweisen und neue Zugänge zu Phänomen eröffnet haben, ohne die eine Auseinandersetzung mit der Thematik der Haarentfernung in der Form, in der sie hier geschehen ist, nicht möglich gewesen wäre. Nora Ruck danke ich für Zuspruch und Ermutigung, für die Möglichkeit, mich mit Fragen an sie zu wenden und für das Seminar, das sie zusammen mit Julia Riegler zum Themenkomplex ‚Schönheit und Sexualität‘ gegeben hat – dieses hat mir gezeigt, dass es möglich ist, Unbehagen auch wissenschaftlich fassbar zu machen und somit hat es zu einer für mich ganz neuen und produktiven Form der Auseinandersetzung mit schönheits- und geschlechterbezogenen Thematiken geführt. Auch Katharina Hametner und Markus Wrbuschek möchte ich danken: Nicht nur hat mir ihr Seminar zu ‚Konzeptionen des Kollektiven‘ grundlegende theoretische und methodische Kenntnisse vermittelt, auch die von ihnen angebotenen Forschungswerkstätten als Ort des Austauschs und der Diskussion waren gewinnbringend für das Fortkommen der Arbeit. Mein Dank gilt des Weiteren Valerie Rott, Lisa Wanner und Theresa Funk: Die Möglichkeit, mit ihnen über die Arbeit sprechen und Fragen und Ideen erörtern zu können, sowie das Beisammensein in der Bibliothek haben diese Arbeit entscheidend mitgeprägt. Herzlichen Dank auch an Marius für die Hilfe beim Formatieren, sowie an Jaqueline fürs Da-Sein und Korrektur-Lesen in den letzten Tagen. Besonders danken möchte ich meiner Mutter: Dafür, dass sie das Fortkommen der Arbeit mit Interesse und Engagement verfolgt hat und nie müde wurde, zu lesen, was ich geschrieben habe. Und nicht zu vergessen Matthias B. Otto Frey. Natürlich gilt mein Dank auch ihm!

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	4
Erkenntnisinteresse und Hinleitung zur Fragestellung	9
I Theoretischer Teil	11
1 Historischer Abriss über die Geschichte der Haarentfernung	11
2 Macht und Machtwirkung	12
2.1 Die Foucault'sche Machtkonzeption	13
2.2 Der Mechanismus der Selbststeuerung.....	14
3 Der Körper als Ausdrucksform des Sozialen	16
3.1 Zur Konstruiertheit der Natürlichkeit des Körperlichen.....	17
3.2 Der Körper im Netz von Machtbeziehungen.....	18
3.3 Zur Lesbarkeit von Körpern	19
3.4 Die heterosexuelle Matrix	20
II Methodischer Teil.....	21
1 Theoretische Grundlagen der Diskursanalyse	21
2 Zur Struktur von Diskursen	23
3 Durchführung.....	24
III Empirischer Teil.....	25
1 Strukturanalyse	26
1.1 Kontextanalyse und Materialauswahl.....	26
1.2 Struktur des Materialkorpus'	29
2 Feinanalysen	35
2.1 Text 1: „Lustvoll leiden“	35
2.2 Text 2: „I'M EVERY WOMAN“	49
2.3 Text 3: „Lasst Brusthaar um mich sein“	74
IV Ergebnisse	93
1 Die Differenz zwischen Männern und Frauen.....	93
1.1 Formale Ebene: Das Prinzip der "Produktiven Negativität" - Weiblichkeit konstituiert Männlichkeit als ihr Gegenstück mit und umgekehrt	94
1.2 Inhaltliche Ebene: Heteronormative Darstellung von Männern und Frauen	96
1.3 Umkehrung einer Dichotomie	98

1.3.1 Männer als ‚unzivilisierte Wilde‘	98
1.3.2 Weiblichkeit als Maskerade.....	100
2 Schönheitshandeln	102
2.1 Körper-Haben vs. Leib-Sein.....	102
2.2 Freiwilligkeit und Selbstverwirklichung versus Unterwerfung und Zwang	105
2.3 Enthaarung als Status Quo vs. Enthaarung als Aushandlungssache	108
2.4 Weibliche Enthaarung vs. männliche Haare.....	111
2.5 Immanente vs. exmanente Kritik.....	112
2.6 Zum Verschwinden des Körpers aus der Darstellung des Schönheitshandelns	114
3 Passivierung der Männer	116
3.1 Das Verfügen von Frauen über Männer	116
3.2 Entmenschlichung der Männer.....	117
3.3 Männer und ihre Körper im Blick: Die Klassifikation von Männer(-Körper)n und die Konstruktion des Männlichen als „das Andere“	119
4 Aktivierung der Frauen: Frauen als die „Nicht-Unterworfenen“	121
4.1 SprecherInnenpositionen	121
4.1.1 Wer darf sprechen? Sprache als Ausdruck sozialer Macht	122
4.1.2 Worüber wird gesprochen? Sprache als Mittel zur Sichtbarmachung weiblicher Perspektiven.....	123
4.2 Im Spannungsfeld von Identifizierung und Abgrenzung oder: die ironische Distanznahme zum Schönheitshandeln	126
4.2.1 Überidentifizierung mit dem Schönheitshandeln	126
4.2.2 Abgrenzung zum Schönheitshandeln oder: die Enthaarung als eine „Illusion der Anderen“	129
4.2.3 Ironische Distanznahme als Mittel zur Erschwerung von Kritik	134
4.3 Restriktive Handlungsfähigkeit	137
4.3.1 Zitieren und Umdeuten - subversiv oder stabilisierend?	138
4.3.2 Die Ausweitung weiblicher Schönheits- und Verhaltensnormen auf Männer.....	139
5 Die Ohnmacht der Frauen.....	141
5.1 Verschobene Kritik.....	141
5.2 Einseitige Delegitimierung	143

5.3 Unlesbare Wut	146
Résumé.....	148
Literaturverzeichnis	158
Materialquellen	166
Anhang.....	167
Feinanalysierte Texte	167
Text 1: „Lustvoll leiden“	167
Text 2: „I’M EVERY WOMAN“	168
Text 3: „Lasst Brusthaar um mich sein“	170
Abstract	173
Lebenslauf	175

Einleitung

Den Begriff „Rasurzwang“ hörte ich zum ersten Mal 2008 im Zusammenhang mit dem Erscheinen des Buches „Feuchtgebiete“ von Charlotte Roche, das sich unter anderem mit der Haarentfernung bei Frauen beschäftigt. Was mich verblüffte, war die Tatsache, dass ich den Begriff zwar augenblicklich als durchaus passend empfand, dass ich diese Verbindung von Enthaarung mit Zwang bis dahin jedoch selbst noch nie gezogen und auch sonst nirgendwo – sei es in Gesprächen oder im medialen Kontext – gehört hatte.

Dass Frauen sich enthaaren, scheint so selbstverständlich und beinahe schon „natürlich“ zu sein, dass die Thematisierung dieser Praxis und die Frage nach dem *wieso* überflüssig erscheint. So stellt sich die Thematik jedenfalls größtenteils in der medialen Landschaft dar. Es gibt vergleichsweise wenige Bilder, die überhaupt Enthaarungsszenen mit Frauen zeigen und in der Regel ist das, was dort zu sehen ist, identisch mit dem, was nicht zu sehen ist, sprich: Frauen ohne Körperbehaarung. Was bei solchen Darstellungen besonders seltsam anmutet, ist die Tatsache, dass Körperbehaarung selbst dann nicht sichtbar wird, wenn es um deren Beseitigung geht (vgl. dazu auch Macdonald, 2006, S. 67). Während bei Rasurszenen, die auf die männliche Gesichtsbehaarung abzielen, durchaus Haarstoppeln zu sehen sind, sind die Beine, die sich die Frauen rasieren, immer schon glatt. So scheinen, wie Burkart (2000, S. 82) bemerkt, nicht nur die Behaarung selbst, sondern auch deren Entfernung beziehungsweise gewisse damit verbundene „unschöne“ Elemente, wie eben beispielsweise Haarstoppeln, verborgen bleiben zu müssen.

Auch in der sozialwissenschaftlichen und psychologischen Forschung ist das Phänomen der Haarentfernung beziehungsweise das der Körperbehaarung ein noch weitestgehend unbearbeitetes Feld (Posch 2009, S. 122, Lesnik-Oberstein, 2006, S. 1). So bemerkt Tondeur (2006, S. 49), dass zum Beispiel der Gegenstand der Schambehaarung im wissenschaftlichen Kontext fast ausschließlich im Zusammenhang mit dem Themenkomplex ‚Gesundheit und Hygiene‘ auftaucht und dass die Berechtigung, die dieser Thematik zugestanden wird, ausschließlich in deren „praktischen“ Aspekten liegt. Die Zögerlichkeit und Unsicherheit, sich dem Phänomen der Enthaarung aus psychologischer oder sozialwissenschaftlicher Sicht zu widmen, wird besonders an folgender Aussage deutlich: „Haarentfernung ist bei Frauen so alltäglich, dass sie niemand hinterfragt, obwohl sie *streng genommen* [Hervorh. d. V.] ebenfalls ein Hinweis dafür ist, dass der weibliche Körper nicht so akzeptiert wird, wie er ist“ (Engländer,

Groiß, Schennach & Soswinski, 2002, S. 79).¹

Auch wenn also die Enthaarung weitestgehend unbeachtet bleibt, mangelt es jedoch keineswegs *gänzlich* an (kritischer) Auseinandersetzung mit schönheits- und körperbezogenem Handeln: So werden beispielsweise das Schlankheitsideal und das Feld der kosmetischen Chirurgie durchaus hinterfragt und zum Gegenstand kritischer Diskussionen.² Doch auch dieser „kritische Diskurs“ selbst ist in Teilen kritisch zu betrachten und dies nicht nur, weil Äußerungen, wie „Schönheitswahn“ oder „Monsterlippen, Monsterbrüste oder auch monströse Maskengesichter“ (Parr, 2009, S. 30) fast schon hysterisch anmuten und keinen Beitrag zu fundierter, differenzierter Auseinandersetzung leisten, wie Posch (2009, S. 14) meint. Noch entscheidender scheint mir zu sein, dass sich der Großteil der Kritik, der sich mit dem Schönheitshandeln befasst, nur gegen einen bestimmten Aspekt desselben richtet, nämlich gegen die inhaltliche Ebene des Ideals, das hinter solchem Handeln steht. So ist das Augenmerk auf „Monsterlippen“ oder „Monsterbrüste“ gerichtet, die als eine Art kulturelle Überformung erscheinen, welche ja „gar nicht mehr natürlich“ oder „gar nicht mehr schön“ aussehe. Das dahinter liegende Moment jedoch, die Tatsache, dass der Körper „in Form gebracht“ wird, wird dabei nicht kritisiert. Analog verhält es sich mit dem Schlankheitsideal: Vom „Schlankheitswahn“ ist die Rede, es wird sich über dürre Models empört und man ist schockiert, wenn Menschen an Magersucht sterben. Unproblematisch, ja sogar erwünscht, scheint es dagegen zu sein, wenn das Essverhalten reguliert wird, dies aber nicht so weit geht, dass eine Person gesundheitliche Schäden davon trägt. Kritik zielt also auf eine zu extreme Orientierung an einer Norm oder auf die „zu extreme“ Norm selbst ab, nicht jedoch auf die Orientierung an einer Norm per se.

Im Sinne einer solchen Kritik und vor dem Hintergrund dessen, dass im Rahmen anderer Schönheitshandlungen immer wieder auch Menschen sterben, scheint die

¹ Für eine Auflistung einiger der wenigen wissenschaftlichen Texte, die sich dennoch mit der Körperbehaarung befassen, siehe Lesnik-Oberstein, 2006, S. 15, Fußnote 4.

² Gerade das Schlankheitsideal sieht Lesnik-Oberstein (2006, S. 2 ff) als den Bereich von Schönheitshandlungen an, an dem häufig Kritik geübt wird. Sie weist allerdings darauf hin, dass die Kritik an diesem Schönheitsstandard – anders als an dem der Haarlosigkeit – längst in gegebene, patriarchale Machtstrukturen eingebunden sei und Essen und Körpergewicht zu einer „legitimised area of protest“ (a.a.O., S. 10) geworden seien und somit für das Ausüben fundamentaler Kritik nicht mehr geeignet zu sein scheinen.

Enthaarung schlicht zu trivial zu sein, um Gegenstand kritischer Reflexion zu werden. Lesnik-Oberstein (2006, S. 1f) weist dabei auf ein paradoxes Charakteristikum hin: Auf der einen Seite erscheint die Enthaarung zu unwichtig, um kritisiert zu werden, auf der anderen Seite jedoch wird die Körperbehaarung bei Frauen als etwas zu Monströses betrachtet, als dass sie thematisiert werden könnte und sollte – auf eigentümliche Weise stellt sich die Enthaarung also als bedeutungslos und als bedeutungsschwer zugleich dar (a.a.O., S. 2). Ein weiterer Grund für das Ausbleiben von Kritik mag darin liegen, dass (potentiell zu kritisierende) Maßstäbe oftmals erst dann wahrgenommen werden, wenn ihnen nicht entsprochen wird (Haug & Thomas, 1991, S. 73). Da die Norm der Haarlosigkeit nun vergleichsweise einfach zu erreichen ist³, kann die fehlende Kritik möglicherweise auch darauf zurückgeführt werden, dass diesem Ideal einfach eine zu große Anzahl von Personen entspricht, dass also zu viele „Bestandteil dieser Ordnung“ sind (ebd.). Von dem Ausbleiben solcher kritischer Reflexionen kann also jedenfalls keineswegs automatisch darauf geschlossen werden, dass das Phänomen trivial und unwichtig wäre. Auch Hofmann (2009, S. 33) betont, dass es, wenn man sich mit dem Komplex rund ums Schönheitshandeln beschäftigen möchte, gar nicht zwingend notwendig ist, sich mit solchen Phänomenen zu befassen, die „unter die Haut“ gehen, die also so „extrem“ sind, wie beispielsweise die kosmetische Chirurgie. Wenn der Fokus der Aufmerksamkeit nämlich nicht auf der inhaltlichen Ebene des Ideals selbst, sondern auf den *Mechanismen* des Körperhandelns liegt, dann lässt sich feststellen, dass natürlich ebenso wie der schlanke auch der haarlose Körper eine handlungsregulierende Norm darstellt, die es wert ist, untersucht zu werden.

Tatsächlich erscheint mir das Phänomen der Haarentfernung für eine kritische Auseinandersetzung mit körper- und schönheitsbezogenem Handeln sogar als besonders geeignet, da an ihm die Konzeption des Körpers als ungenügend und mangelhaft, welche Schönheitshandlungen vielfach zu Grunde liegt, besonders deutlich wird. Während nämlich viele Schönheitshandlungen von einer Rhetorik der Verbesserung und Verschönerung begleitet sind - einer Rhetorik, bei der die Tatsache vollkommen ausgeblendet wird, dass sich eben diese Verschönerung höchst wahrscheinlich aus einem „mangelhaften“ Äußeren ergibt⁴ - lässt sich diese Argumentation auf die Haarentfernung

³ Verglichen zum Beispiel mit dem Wunsch eine „neue Nase“ oder „neue Brüste“ zu haben.

⁴ Dass die Wahrscheinlich für ein als mangelhaft geltendes Aussehen hier so hoch angesetzt wird, fußt auf der paradoxen Tatsache, dass sich die Vorstellung eines „normalen“ oder

beziehungsweise Körperbehaarung nicht anwenden; gilt diese doch in jedweder Form als so ungepflegt (Posch, 2009, S. 121), unfeminin (Lesnik-Oberstein, 2006, S. 1), monströs und ekelerregend (a.a.O., S. 7), dass hier nicht mehr verschönert, sondern einfach nur noch eliminiert werden soll. Anders als ein hängender Busen, der (in der Logik vorherrschender Schönheitsideale) durch seine Schlaffheit zwar an Attraktivität eingebüßt hat, jedoch prinzipiell als schönes Körperteil gilt, erweist sich die Körperbehaarung bei Frauen als grundlegender Makel des weiblichen Körpers und nicht etwa als unerfreuliche Ausprägung eines zumindest potentiell schönen Körpermerkmals. Was die Praxis der Haarentfernung darüber hinaus noch von anderen Schönheitshandlungen abhebt und für eine Untersuchung interessant macht, ist die Tatsache, dass sie in besonders hohem Maße mit Fragen die Geschlechtlichkeit betreffend verwoben scheint⁵. So betonen verschiedene AutorInnen, dass die Enthaarung mit der Herstellung von Weiblichkeit verknüpft, ja, für diese sogar konstitutiv ist, da ihr Gegenstück – die Behaarung – derartig stark mit Männlichkeit assoziiert wird, dass ihre Nicht-Entfernung bei Frauen Zweifel an deren Geschlechtlichkeit aufkommen lassen könnte (siehe z.B. Burkart, 2000, S. 81 und Posch, 2009, S. 122). Lesnik-Oberstein (2006, S. 3) verdeutlicht dies, indem sie die Körperbehaarung von Frauen mit einem anderen körperlichen Merkmal, nämlich mit dem Gewicht vergleicht und zu dem Schluss kommt, dass Frauen, die „zu dick“ sind, zwar möglicherweise als unattraktiv und nicht begehrenswert gelten, jedoch immer noch als Frauen wahrgenommen werden, wohingegen Frauen, die Körperbehaarung aufweisen, oftmals ihre Weiblichkeit abgesprochen wird.

Ein weiteres Charakteristikum der Haarentfernung ist die Tatsache, dass sie im Vergleich zu vielen anderen Schönheitshandlungen, kaum von „sachlich begründete[r] Legitimation“⁶ (Posch, 2009, S. 122) begleitet ist. Während die Schlankheits- und

„richtigen“ Körpers zunehmend weniger an einem Körper orientiert, der statistisch gesehen häufig vorkommt, sondern stattdessen vielmehr an einem idealisierten „Hyperkörper“ (Knop & Petsch, 2010, S. 124), also einem im Grunde genommen „positiv anormalen Körper“ (Link, 2005, S. 48), dem folglich auch nur eine Minderheit entspricht.

⁵ Mit dieser Aussage soll lediglich die hohe Relevanz der Geschlechterthematik für das Phänomen der Enthaarung deutlich gemacht werden; es soll jedoch keinesfalls der Eindruck erweckt werden, dass in dieser Arbeit nicht der gesamte Bereich der Schönheitshandlungen als stark mit geschlechtsrelevanten Thematiken verbunden angesehen würde. Dieser Zusammenhang wird von verschiedener Seite betont (siehe z.B. Posch, 2009 und Villa, 2006).

⁶ Obwohl mit dieser Formulierung der Eindruck erweckt werden könnte, es gäbe ‚richtige‘ (weil *sachliche*) und ‚falsche‘ Gründe um Schönheitshandlungen auszuführen – eine Unterteilung, die

Fitnessnorm mit Argumentationslinien, die auf Gesundheit (a.a.O., S. 91) und auf körperliches Wohlbefinden (a.a.O., S. 127) abzielen, verknüpft sind, lassen sich derartige Begründungen bezüglich der Enthaarung kaum finden. Deutlicher als bei vielen anderen Schönheitshandlungen erweisen sich hier der Druck durch Normen, das Leiden an der eigenen „körperlichen Unvollkommenheit“ und die Angst als unweiblich zu gelten als ausschlaggebend für dieses Tun (siehe z.B. Drolshagen, 1995, 224, Degele, 2004, S. 172 und Lesnik-Oberstein, 2006, S. 2). Auch Hofmann (2009, S. 37) merkt an, dass „Haare an sich [...] ja nicht gesundheitsgefährdend [sind] und [...] auch keine physischen Schmerzen [verursachen], [dass] lediglich der soziale Druck [...] belastend [wirkt]. Dieser wird allerdings [...] kaum problematisiert“⁷.

Einen möglichen Grund für das Ausbleiben solcher Problematisierungen sieht Lesnik-Oberstein (2006, S. 2f) darin, dass allein schon die Position, aus der heraus Kritik geübt werden könnte, eine negativ behaftete ist. So schreibt sie, dass ein In-Frage-Stellen der Haarentfernung mit „extremist feminism“, also mit einer humorlosen, lustfeindlichen und Männer hassenden Position assoziiert werde, der gegenüber die des „fun feminism“ stehe (a.a.O., S. 6f). Die so genannten „Fun-“ oder „Power-Feministinnen“ können der Ära des Postfeminismus zugerechnet werden, die ihre Anfänge in den 1990er Jahren nahm und sich dadurch auszeichnet, dass sie der Frauenbewegung auf der einen Seite eine gewisser Anerkennung entgegen bringt, sie auf der anderen Seite jedoch auch als überholt und überflüssig ansieht (McRobbie, 2010, S. 9). Prototypisch findet dieser als veraltet geltende und vermeintlich auf den Opfer-Status von Frauen pochende „victim-“Feminismus (Genz & Brabon, 2009, S. 66) in dem Bild der „ugly, hairy-legged feminists“ (Hoffman, 2009, S. 37) seinen Ausdruck, wohingegen die Postfeministin die Frau verkörpert, die ‚alles haben kann‘ - einen Job, einen Mann, hedonistische Vergnügungen (Power, 2011, S. 7) - und die mit Erfolg, sozialer Mobilität und Teilhabe assoziiert wird (McRobbie, 2010, S. 91). Vor dem Hintergrund eines solchen Klimas, in dem weibliche Handlungsmacht propagiert und gefeiert wird (Genz & Brabon, 2009, S. 68) und in dem Kritik an

ich nicht als sinnvoll erachte – verwende ich ihn dennoch, da ich ihn in dem Sinne verstehe, dass er all jene (oftmals als besonders akzeptiert geltenden) Legitimationsstrategien für das Schönheitshandeln bezeichnet, die sich nicht auf das Erreichen von Schönheit oder die Herstellung von Geschlecht beziehen.

⁷ Villa (2008, S. 266f) verweist übrigens ebenfalls darauf, dass Leiden und Scham (mit) ausschlaggebend für die Orientierung an Schönheitsnormen sind und sie plädiert dafür, das Leiden von Menschen, die diesen Idealen nicht entsprechen, nicht zu individualisieren, sondern als gesellschaftliches Problem zu sehen.

weiblicher Lebensrealität oftmals als humorlose, pessimistische Miesmacherei gilt, (Lesnik-Oberstein, S. 2006, S. 7), wird die starke Zurückhaltung bei der Kritik an der Schönheitspraxis der Enthaarung ein Stück weit verständlicher.

Erkenntnisinteresse und Hinleitung zur Fragestellung

Bei der Entwicklung der Fragestellung möchte ich mich von der oben genannten These Lesnik-Obersteins leiten lassen, welche besagt, dass die Kritik an der Enthaarung mit einem als veraltet, humorlos und unsexy geltenden Feminismus in Verbindung gebracht wird. Diese These erscheint mir deshalb als zentral, weil die Verbindung von Schönheitshandeln mit Feminismus unmittelbar das Spannungsfeld von (patriarchaler) Unterdrückung und Selbstbestimmung berührt, welches meines Erachtens bei der Analyse modernen Schönheitshandelns eine zentrale Rolle einnimmt. Auf eben diesen Zusammenhang möchte nun kurz näher eingehen.

Während Schönheitshandlungen von feministischer Seite aus immer wieder mit männlichem Verfügen über den weiblichen Körper in Verbindung gebracht wurden (siehe z. B. Lesnik-Oberstein, 2006, S. 2, Degele, 2004, S. 124 und Hofmann, 2009, S. 37), werden sie heutzutage zunehmend auch mit Selbstbestimmung, Individualität und Freiheit assoziiert (Posch, 2009, S. 12). Villa (2008, S. 250) führt aus, dass es paradoxerweise gerade die zweite Frauenbewegung war, die den Weg für diese Entwicklung geebnet hat, indem sie eine „Selbstermächtigung qua Körper“ (ebd.) vorantrieb. Das Verfügen über den eigenen Körper, welches mit Slogans, wie „Mein Bauch gehört mir“ (ebd.) zum Ausdruck gebracht wurde, wird in heutigen Zeiten der technischen Machbarkeit und der permanenten Selbstopтимierung auch auf Schönheitshandlungen umgemünzt, frei nach dem Motto: „Mein Bauch gehört mir - deshalb lasse ich mir die Fettschürze wegoperieren“ (a.a.O., S. 261). Die Assoziation von weiblichem Körperhandeln mit Selbstbestimmung (und dementsprechend die gefühlte Entkopplung des Schönheitshandels von Unterdrückung und Zwang) wird dazu noch von dem Trend unterstützt, dass zunehmend auch Männer solches Handeln ausführen (siehe z.B. Posch, 2009, S. 157 und Degele, 2004, S. 29). In einem postfeministischen Verständnis von Emanzipation und Gleichberechtigung werden Schönheitshandlungen dementsprechend auch nicht mehr als Ausdruck patriarchaler Unterdrückung gelesen,

sondern als Werkzeuge der Macht verstanden, die von Frauen bewusst eingesetzt werden können (und auch sollen) (Hark & Villa, 2010, S. 12). Außerdem gelten sie als Akt der „Würdigung“ und des „Feierns“ von Weiblichkeit, als „celebration of femininity“ (Lesnik-Oberstein, 2006, S. 6), was das Schönheitshandeln – schaut man sich die feministischen Auseinandersetzungen mit dieser Thematik an, dann muss man sagen: paradoxerweise – als *den* feministischen Akt schlechthin erscheinen lässt (siehe dazu auch Lazar, 2011, S. 37).

In dieser Arbeit soll es nun darum gehen, welche Form weiblicher Subjektivität mit einem Tun einhergeht, das von solchen Widersprüchlichkeiten – Selbstbestimmung versus Unterdrückung, patriarchale Machtausübung versus emanzipatorische Praktik, weibliche Domäne versus egalitäres Geschlechterverhältnis – geprägt ist. Dieser Frage möchte ich nachgehen, indem ich den Diskurs um die Haarentfernung in Frauenzeitschriften untersuche. Für die Untersuchung speziell dieser Schönheitspraxis habe ich mich deshalb entschieden, weil ich, wie in der Einleitung bereits ausgeführt, glaube, dass sich an ihr bestimmte Aspekte modernen Schönheitshandelns besonders deutlich ablesen lassen und für das Genre der Frauenzeitschrift deshalb, weil es meines Erachtens selbst von den oben genannten Widersprüchen geprägt ist (siehe weitere Ausführungen dazu in III 1.1).

Ein gedankliches Grundgerüst für die Analyse stellt dabei die Machtkonzeption von Michel Foucault dar (siehe I 2.1): Zum einen, weil auch die in dieser Arbeit angewandte Methodik – die Diskursanalyse – auf Foucaults machttheoretischen Überlegungen basiert (vgl. z.B. Seier, 1999 und siehe Punkt II 1 dieser Arbeit), zum anderen, weil diese Konzeption es ermöglicht, auch komplexe Machtstrukturen, die sich nicht mehr auf die einfache Binarität Zwang versus Freiwilligkeit herunterbrechen lassen, sowie das Agieren in eben diesen Machtstrukturen zu erfassen (siehe I 2.2). Eine weitere theoretische Grundlage dieser Arbeit stellt die Überlegung dar, dass Körper und Geschlecht nicht als natürliche, sondern als soziale Kategorien anzusehen sind, die sowohl handlungspraktisch (also durch bestimmtes Tun, wie zum Beispiel durch Schönheitshandeln, siehe I 3.1) als auch diskursiv hergestellt werden. Dabei wird davon ausgegangen, dass der Prozess der Herstellung innerhalb bestimmter Machtformationen geschieht (siehe I 3.2), die dafür verantwortlich sind, dass einige Körper- und Geschlechtlichkeiten „lesbarer“ und „sinnvoller“ erscheinen, als andere (siehe I 3.3), was am Beispiel der heterosexuellen Matrix in I 3.4) exemplarisch gezeigt werden soll. Anschließend sollen im methodischen Teil die theoretischen Grundlagen der Diskursanalyse, die Struktur von Diskursen und

die konkrete Durchführung der Analyse erläutert werden, bevor im empirischen Teil ausgewählte Texte analysiert werden. Anschließend werden die Ergebnisse dargestellt und im Résumé auf die Fragestellung rückbezogen. Zunächst einmal soll jedoch kurzer historischer Abriss über die Haarentfernung gegeben werden.

I Theoretischer Teil

1 Historischer Abriss über die Geschichte der Haarentfernung

Texte, die sich mit der Haarentfernung befassen, thematisieren oftmals das lange Bestehen dieser Praxis, indem sie darauf verweisen, dass sich schon die Menschen im antiken Ägypten, Griechenland und im alten Rom die Haare entfernten und dass auch im islamischen Raum diese Praxis eine lange Tradition hat (siehe z.B. Mayr & Mayr, 2003, S. 39, 41, 45 und Toerien & Wilkinson, 2003, S. 333).

Da ich mich in dieser Arbeit allerdings der Überlegung Sluneckos (2002, S. 194) anschließe, dass soziale Phänomene – wie zum Beispiel die Entfernung der Körperbehaarung – keine universell gültige Bedeutung haben, sondern nur in ihrem spezifischen historischen und kulturellen Kontext verstanden werden können, werde ich in diesem Abschnitt lediglich die Geschichte der Haarentfernung im westlichen Kulturkreis der letzten hundert Jahre nachzeichnen, da es das moderne Schönheitshandeln in einer von Kapitalismus und Neoliberalismus geprägten westlichen Gesellschaft ist, mit dem ich mich in dieser Arbeit beschäftigen werde.

Der Trend, sich der Körperbehaarung zu entledigen setzte – von kommerziellen Interessen gesteuert (Hofmann, 2009, S. 37) – in den USA nach dem Ersten Weltkrieg ein (Posch, 2009, S. 124) und beschränkte sich zunächst nur auf die Entfernung der Achselhaare (Mayr & Mayr, 2003, S. 53). Als jedoch in den 40er Jahren die Nylonstrümpfe auf den Markt kamen und die Beine der Frauen den öffentlichen Blicken ausgesetzt waren, begannen Werbefeldzüge auch für die Entfernung der Beinbehaarung (Posch, 2009, S. 124) und so wurde die Haarlosigkeit dank groß angelegter Kampagnen in Zeitschriften und den ermunternden Stimmen von „SchönheitsexpertInnen“ bald zur gesellschaftlich anerkannten Norm (Toerien & Wilkinson, 2003, 333). Dabei war diese Körpermodifizierung auch mit rassistischer Praxis verwoben: So wurden die Enthaarungsprodukte in den zwanziger Jahren beispielsweise vielfach damit beworben, dass sie die Haut glatt und *weiß* machen würden (Posch, 2009, S. 124). Auch die

enthaarte Männerbrust im Hollywoodkino der 1920er Jahre ist in einem rassistischen Kontext zu verstehen, galt sie doch der Abgrenzung zu den (als besonders behaart geltenden) süd- und osteuropäischen Einwanderern⁸ (Mayr & Mayr, 2003, S. 53). Interessant ist, dass der Trend der Haarentfernung – für Frauen – zu einem Zeitpunkt einsetzte, als in anderen Lebensbereichen die Geschlechterunterschiede weniger evident zu werden begannen (Toerien & Wilkinson, 2003, S. 339f), ein Phänomen, das McRobbie (2010, S. 97) übrigens auch für die heutigen Zeiten konstatiert.⁹

Nach Europa kam der Trend der Haarentfernung schließlich in den 1960er und 1970er Jahren (Posch, 2009, S. 124). Obwohl in den 70er und 80er Jahren auch die Enthaarung zu den Aspekten gehörte, gegen die die Frauen der Frauenbewegung aufbegehrten (Hofmann, 2009, S. S. 37), stellt diese heute für Frauen dennoch eine höchst etablierte und für ihre Geschlechtlichkeit auch konstitutive Praxis dar (siehe dazu Toerien & Wilkinson, 2003, S. 334). Jüngere Entwicklungen zeigen, dass es zunehmend auch für Männer als akzeptiert gilt, sich die Körperbehaarung zu entfernen (Posch, 2009, S. 124). Mit einer Gleichsetzung dieser Praxis für Männer und Frauen sollte man meines Erachtens allerdings zurückhaltend sein – ist der Trend, dass nun auch Männer beginnen, Schönheitshandlungen zu vollziehen doch geringer, als er gemeinhin dargestellt wird (Posch, 2009, S. 158) und scheinen bei Schönheitshandlungen doch recht unterschiedliche Mechanismen bei Männern und Frauen wirksam zu werden, wie Davis (2011) am Beispiel der kosmetischen Chirurgie exemplarisch darlegt.

2 Macht und Machtwirkung

Um sich der Praxis der Enthaarung annähern zu können, die – als Ausdruck modernen Schönheitshandelns – in einem gleichermaßen von Selbstbestimmung und Unterwerfung geprägten Spannungsfeld zu verorten ist, ist es notwendig, sich mit den Machtstrukturen auseinanderzusetzen, die dieses Feld bedingen. Zu diesem Zweck werde ich nun kurz die Foucault'sche Machtkonzeption nachzeichnen um mich anschließend dem Mechanismus

⁸ Dass Körperbehaarung auch im Deutschland dreißiger Jahre als ein Marker galt, der über die „Höher-“ beziehungsweise „Minderwertigkeit von Rassen“ Aufschluss geben sollte, darauf verweist auch Hofmann (2009, S. 35).

⁹ Auf die Überlegung McRobbies, dass die Destabilisierung von Geschlechterdifferenzen häufig mit einer Stabilisierung und Intensivierung derselben in einem anderen Bereich oder auf symbolischer Ebene einhergeht, werde ich im Résumé zurückkommen.

der Selbststeuerung zuzuwenden, von dem modernes Schönheitshandeln maßgeblich geprägt ist.

2.1 Die Foucault'sche Machtkonzeption

Die Foucault'sche Machtkonzeption bricht in vielerlei Hinsicht mit gängigen Vorstellungen dieses Konzepts. Während im Alltagsverständnis Macht meist als sichtbare und klar auszumachende Instanz, zum Beispiel in Form einer konkreten Person oder Institutionen, gedacht wird, versteht Foucault (1994, S. 254) Macht als eine den Verhältnissen eingelagerte Wirkungsweise, die lediglich „*in actu*“ existiert und somit nicht klar erkennbar ist. Auch die im Alltagsdenken verankerte Vorstellung, dass Macht *direkt* auf ein Individuum einwirke, zum Beispiel indem sie konkrete Handlungsanweisungen und Verbote ausspricht, wird von Foucault nicht übernommen. Für ihn vollziehen sich Machtwirkungen vielmehr auf einem indirekten Wege, bei dem die Macht nicht *unvermittelt* auf die Person selbst, sondern *indirekt* auf diese einwirkt, indem sie deren Handlungsmöglichkeiten beziehungsweise deren Handlungsfeld strukturiert: „Sie [die Machtausübung, Anm. d. V.] operiert auf dem Möglichkeitsfeld, in das sich das Verhalten der handelnden Subjekte eingeschrieben hat“ (Foucault, 1994, S. 255). Der Begriff des „Handlungsfeldes“ beziehungsweise der „Handlungsmöglichkeit“ impliziert schon das Vorhandensein eines Aspekts, welcher ebenfalls für das Foucault'sche Verständnis von Macht essenziell ist, nämlich den der Freiheit. Wo es ein Handlungsfeld mit Handlungsmöglichkeiten gibt, da muss es auch einen gewissen Grad an Freiheit geben - und sei es nur der, zwischen verschiedenen Handlungsalternativen wählen zu können. Foucault versteht Freiheit dementsprechend auch nicht etwa als Gegenstück zur Macht, sondern im Gegenteil als deren „Existenzbedingung“ (a.a.O., S. 256). Wo nämlich keine Freiheit durch Handlungsalternativen bestehe, da herrsche Zwang; gerade die Tatsache, dass eine Person eben *nicht gezwungen* wird, eine bestimmte Handlung auszuführen, sondern lediglich dazu angestachelt, animiert und geleitet wird (a.a.O., S. 255) und sich schließlich *selbst* dazu entschließt, macht für Foucault den Unterschied zwischen einem Macht- und einem Zwangsverhältnis aus.¹⁰

¹⁰ Exemplarisch führt Foucault (1994, S. 255) dies am Beispiel der Sklaverei aus: Die Tatsache, dass in dieser Formation für den einen Part im Grunde genommen keine Handlungsalternativen bestehen, bedeutet, dass sie kein Machtverhältnis sein kann und macht sie zu einem Zwangsverhältnis.

Dass diese „freiwilligen“ Entscheidungen jedoch nicht außerhalb eines normativen, oftmals diskursiv vermittelten Wertgefüges getroffen werden, welches bestimmte Handlungen nahelegt und andere erschwert, dazu mehr im nächsten Punkt.

Ein weiterer Aspekt, der die Foucault'sche Machtkonzeption von der in unserem Alltagsverständnis vorherrschenden Machtvorstellung unterscheidet, besteht in der Tatsache, dass Foucault Macht nicht als verneinende, repressive Kraft versteht, die die Individuen, die sich „frei entfalten“ wollen, beschneidet und einschränkt. Vielmehr sieht Foucault Macht als *produktive* Kraft an (siehe z.B. Seier, 1999, S. 80 und Gehring, 2008, S. 180), die – diskursiv vermittelt – Bewusstsein schafft, Subjektivität erzeugt (Jäger, 2001, S. 87) und dadurch bestimmte Seinsweisen überhaupt erst ermöglicht. Dabei versteht Foucault das Subjekt nicht als die sich außerhalb von Macht- und Herrschaftsverhältnissen bewegend, autonome, ontologische Entität, als welche es im Subjektdiskurs der westlichen Moderne häufig gezeichnet wird ¹¹ (Villa, 2003, S. 44f). Er stellt vielmehr sowohl die Konzeption des Subjekts als „souveränem Protagonisten“ (Bublitz, 2008, S. 293) in Frage als auch die Vorstellung, dass das, was das Subjekt ausmacht, auf eine innere Qualität zurückzuführen sei und nicht etwa auf eine diskursive Formung. Foucault (1994, S. 246f) versteht das Subjekt seinem lateinischen Wortsinn nach als „das Unterworfene“ und zwar insofern, als es sich selbst in einer ontologischen Kategorie, wie beispielsweise „Mann“, „Migrantin“ oder „Universitätsprofessorin“ konstituiert, welcher es dann verhaftet ist. Bublitz (2008, S. 294) spricht daher in Anlehnung an Foucault von Subjektivität auch als einem „dichten Gewebe von Selbstbeziehungen“. Auf die Frage, wie sich Subjektivierung im Rahmen diskursiver Prozesse ereignet, werde ich in II 1 genauer eingehen.

2.2 Der Mechanismus der Selbststeuerung

Aus der oben beschriebenen Machtkonzeption ergeben sich nun bestimmte Implikationen für das Agieren von Subjekten in Feldern, in denen es keine sichtbare Machtinstanz mehr gibt und in denen die Individuen eigenverantwortlich und scheinbar selbstbestimmt handeln – Felder, wie auch das alltägliche Schönheits- und Körperhandeln eines darstellt. In dieser Sphäre sind es nämlich zunehmend seltener Außenstehende, die bestimmen, was mit dem eigenen Körper geschehen soll, sondern es ist die eigene

¹¹ Villa bezieht sich hier auf die Kritik Butlers an eben diesem spezifischen Verständnis vom modernen Subjekt, sie merkt aber an, dass es auch im gegenwärtigen Diskurs unterschiedliche Begriffe vom Subjekt gibt.

Person, die sich selbst dazu bringt, Manipulationen am Körper durchzuführen. Dieses unternehmerische Handeln an der eigenen Person soll im Folgenden als Selbstführung oder Selbststeuerung bezeichnet werden.

Für das Verständnis dieses Handlungsmodus' ist es notwendig, Machtverhältnisse – ganz im Foucault'schen Sinne – nicht in den üblichen Binaritäten von Zwang versus Freiheit und Konsens versus Gewalt zu denken (Lemke, Krasmann & Bröckling, 2000, S. 27), da die Selbststeuerung eben gerade nicht auf der Basis von Verboten oder Vorgaben erfolgt, sondern sich aufgrund von Anregungen vollzieht, die Individuen zu bestimmten Handlungen bewegen und veranlassen (a.a.O., S. 29). Diese Selbststeuerungen, oder auch „Technologien des Selbst“, wie Foucault sie nennt, zeichnen sich dadurch aus, dass sie es „[...] Individuen ermöglichen, mit eigenen Mitteln bestimmte Operationen mit ihren Körpern, mit ihren eigenen Seelen, mit ihrer eigenen Lebensführung zu vollziehen, und zwar so, dass sie sich selber transformieren, sich selber modifizieren und einen bestimmten Zustand von Vollkommenheit, Glück, Reinheit, übernatürlicher Kraft erlangen“ (Foucault, 1984, S. 35f).

Das Selbst, die eigene Person steht also im Zentrum und ist das Objekt, auf welches sich die Bemühungen richten. Damit setzt die Arbeit am eigenen Ich ein besonderes Selbstverhältnis voraus, welches sich durch ein Selbsterkennen auszeichnet, bei dem die Person gleichsam auf die eigene Subjektivität zurückgeworfen ist (Siebenpfeiffer, 2008, S. 270f). Nach Bröckling (2000, S. 154) ist Voraussetzung für unternehmerisches Handeln am eigenen Selbst ein Selbsterkennen, bei welchem die eigene Person sich selbst so sieht, wie sie von anderen gesehen wird. Dies erinnert an Foucaults Beschreibung einer vom Panoptismus geprägten Gesellschaft, in welcher die Personen das eigene Verhalten permanent selbst regulieren und steuern, weil sie um die Möglichkeit ständiger Beobachtung und Kontrolle wissen (vgl. Foucault, 1976, S. 251-292).

Ich möchte noch einmal auf darauf zurückkommen, dass Selbststeuerung auf einer (vermeintlich) freiwilligen Steuerung durch die eigene Person und nicht auf dem Zwang anderer basiert. Dazu bemerken Lemke, Krasmann und Bröckling (2000, S. 28), dass Zustimmung und Einverständnis keinesfalls die Abwesenheit von Herrschaftseffekten bedeuten. Auch Villa (2008, S. 255) betont, dass es zwar so erscheint, als ob es die Möglichkeit gäbe, das eigene Leben und den eigenen Körper vollkommen frei zu gestalten, dass es aber tatsächlich wirkmächtige Diskurse sind, die bestimmte Handlungsalternativen sinnvoller erscheinen lassen als andere. So ist es zum Beispiel natürlich jeder Person im Grunde genommen freigestellt, ob er oder sie Sport betreiben

und sich gesund ernähren möchte; tut sie es jedoch nicht, dann kollidiert dies mit dem in vielen Diskursen mitschwingenden Optimierungsimperativ (vgl. Villa, 2008, S. 255) und die Person muss damit rechnen, als faul, unverantwortlich und mitunter sogar als unsozial zu gelten (Hark & Villa, 2010, S. 12). Daran wird deutlich, dass selbst-reguliertes Handeln nicht als frei von Machteffekten gedacht werden kann – die Mechanismen der Macht beruhen nur weniger auf Recht und Gesetz, also auf klar benennbaren Vorschriften, sondern arbeiten vielmehr mit Normalisierung und Kontrolle (Foucault, 1977, S. 110f.). Übrigens zeigt sich diese Orientierung am „Normalen“ gerade auch beim Schönheitshandeln. Verschiedene AutorInnen weisen darauf hin, dass Schönheitshandeln eher der Herstellung von Normalität, als der von exklusiver Schönheit dient.¹²

Der Betonung des Aspekts der Freiheit oder Freiwilligkeit ist jedoch nicht nur deshalb kritisch zu betrachten, weil er dort Abwesenheit von Herrschaft und Macht suggeriert, wo es sehr wohl Machteffekte gibt, sondern auch, weil er als Gegenstück Schuld und Verantwortung mit sich bringt. So sehen zum Beispiel Lemke, Krasmann & Bröckling (2000, S. 30) in der *Freiheit* zum Handeln einen *Zwang* zum Handeln bzw. eine „Entscheidungszumutung“. Mit der Forderung, das Leben (oder die Gestaltung des Körpers) in die eigene Hand zu nehmen geht einher, was Bröckling (2000, S. 156) „victim blaming“ nennt: Wer keinen Erfolg hat, ist selber Schuld und trägt selbst die Verantwortung.

3 Der Körper als Ausdrucksform des Sozialen

Der Körper soll in dieser Arbeit als etwas verstanden werden, das in soziale Bezüge eingebettet ist und durch diese seine Bedeutung erlangt. Diese Sichtweise ist auch von Foucaults Verständnis vom Körper geprägt, dessen Anliegen es war, durch die Genealogie als Analyseinstrument eine Verbindung zwischen Körper und Geschichte herzustellen und zu zeigen, dass historische und soziale Kontexte den Körper prägen (Siebenpfeiffer, 2008, S. 268). Da der Körper hier also vielmehr als soziales, denn als natürliches Phänomen verstanden werden soll, gilt es, sich zunächst einmal mit dem Postulat der Natürlichkeit des Körpers auseinandersetzen (siehe I 3.1), um anschließend auf die Verwobenheit von Körper und Machtstrukturen einzugehen (siehe I 3.2). In I 3.3 werde ich auf einen Effekt der Machtverhältnisse eingehen, nämlich auf den, dass einige

¹² vgl. dazu z.B. Villa (2008,) Posch (2009, S. 32-36, S. 41-45), Parr (2009, S. 19-42)

Körperlichkeiten und Geschlechtlichkeiten als „normaler“ gelten, akzeptierter und „lesbarer“ sind, als andere, was in I 3.4 am Beispiel der heterosexuellen Matrix verdeutlicht werden soll.

3.1 Zur Konstruiertheit der Natürlichkeit des Körperlichen

Von einer „Natürlichkeit“ des Körperlichen auszugehen, bedeutet, den Körper als eine ontologische Kategorie zu betrachten, der eine feststehende, gleichsam „innere Essenz“ besitzt und der dem Sozialen damit sozusagen vorgängig ist (Villa, 2003, S. 71). Dies bedeutet im Umkehrschluss, den Körper nicht als Produkt von Geschichte und nicht als eine Art Materialisierung von Diskursen zu verstehen.

Dem steht die Position gegenüber, dass nicht nur der Körper selbst, sondern auch dessen vermeintliche „Natürlichkeit“ in der Sphäre des Sozialen zu verorten sei (auf die kritische Betrachtung von Natürlichkeit als wiederum selbst eigenständige Konstruktion werde ich im nächsten Punkt genauer eingehen). So führt Villa (2006, S. 33) anhand des Beispiels der Geschlechterdifferenz aus, dass diese insofern viel eher von „sozialer Natur“ zu sein scheint, als die Geschlechtlichkeit eine permanente Darstellungsleistung erfordert. Solche Darstellungsleistungen vollziehen sich unter anderem über den Gebrauch von „vergeschlechtlichten“ Dingen oder durch die Ausführungen bestimmter „vergeschlechtlichter“ Handlungen (a.a.O., S. 91). Derartige „sexuierte Ressourcen“, wie Villa sie nennt (a.a.O., S. 107), tragen also maßgeblich dazu bei, ob einer Person das Attribut Mann oder das Attribut Frau zugewiesen wird. Allerdings stellen nicht nur bestimmte Gegenstände und Handlungen, sondern auch der Körper selbst eine solche sexuierte Ressource dar. Er bedeutet für Villa die „Verkörperungen von sozialem Sinn“ (a.a.O., S. 108).

Auch Butler ist der Auffassung, dass die Bedeutung, die ein Körper besitzt, nicht auf eine innewohnende Essenz zurückzuführen ist, sondern sich aus sozialen Zusammenhängen ergibt. Sie argumentiert, dass es unter anderem auch deshalb nicht sinnvoll ist, eine Materialität der (Geschlechts-) ¹³ Körper finden zu wollen, weil jede Materie eine Geschichte hat und mit Diskursen angereichert ist und ein unverstellter Blick auf eine gleichsam vordiskursive Materie somit nicht möglich ist (Butler, 1997, S. 55). Und selbst die Trennung in „sex“ und „gender“, welche ja zumindest den Einfluss von kulturellen

¹³ An dieser Stelle ihres Buches „Körper von Gewicht“ bezieht sich Butler ausdrücklich auf den Körper, dem eine klare Geschlechtsidentität als männlich oder weiblich zugeordnet wird.

und historischen Gegebenheiten anerkennt, scheint, wenn man der Argumentation Butlers folgt, nicht sehr sinnvoll zu sein: Denn wenn die eine Ebene („gender“) kulturell oder sozial aufgeladen sein und die andere Ebene („sex“) dieser vorgängig sein sollte, dann müsste diese kulturell „unbelastete“ Ebene demnach eigentlich ohne Bedeutung sein. Es müsste also „das Natürliche als das stehen, was auch ohne Wert ist“ (a.a.O., S. 25). Gleichzeitig nimmt aber gerade dieses biologische, scheinbar bedeutungslose (im Sinne von: keine Bedeutung erhaltende) Ebene erst dann ihren Wert an, wenn sie ihren „sozialen Charakter annimmt“ (ebd.).

3.2 Der Körper im Netz von Machtbeziehungen

Bis zum Auftauchen neuer Machttheorien im 20. Jahrhundert (wie zum Beispiel der Michel Foucaults) wurde Macht nicht nur als Wirkung mit klar definiertem Ursprung in Form von konkreten Personen oder Institutionen und als „quasistoffliche Qualität“ (Gehring, 2008 S. 177) gedacht, die man anhäufen oder auch verlieren konnte; auch die Beziehung zwischen Macht und Körper wurde hauptsächlich in Begriffen von Unterdrückung und Gefügig-Machen gedacht und kam damit einem physischen Gewaltverhältnis gleich (ebd.).

Vor dem Hintergrund der Foucault'schen Machtkonzeption jedoch, in welcher die Macht nichts klar Auszumachendes mehr darstellt, sondern als etwas den Verhältnissen „Immanentes“ verstanden wird (Foucault, 1977, S. 115) und in welcher sie darüber hinaus nicht mehr als unterdrückende, verneinende Kraft, die die Menschen ausschließlich einschränkt, erscheint, sondern im Gegenteil als produktive Kraft, die etwas Neues hervorbringt (Gehring, 2008, S. 180), wird auch das Verständnis für den Körper ein anderes: Mit dem Gedanken, dass Körper auch durch Machtverhältnisse hervorgebracht werden, wird es möglich, den Körper zu „historisieren“ und zwar bis hinein in das, was Siebenpfeiffer (2008, S. 267) die „materielle, leibliche Erscheinung“¹⁴ nennt und ihn damit als Effekt „strategischer Macht-Wissens-Praktiken“ zu verstehen (a.a.O., S. 266).

Ich möchte nun noch einmal auf den in I 3.1 angesprochenen Aspekt zurückkommen, dass nicht nur der Körper selbst, sondern auch das *Postulat* von dessen Natürlichkeit

¹⁴ Dies schließt an die Argumentation Butlers an, wenn sie fordert, dass auch „sex“ (die materielle, leibliche Erscheinung) als Produkt diskursiver Formationen angesehen werden soll (vgl. Butler, 1997).

Produkt historischer Prozesse und Diskurse ist – kann doch die Vorstellung, der Körper sei etwas Vorsoziales, selbst als Machtmechanismus bezeichnet werden und als Beispiel dafür stehen, wie sich Machtverhältnisse am Körper manifestieren. Butler kritisiert in „Das Unbehagen der Geschlechter“ (1991), dass eine Körperkonstruktion, welche postuliert, der Körper sei etwas Natürliches und Vorsoziales, diesen Konstruktionsprozess selbst verschleiern, wodurch sich erst die gesamte Wirksamkeit des Postulats entfalten kann. Die Verschleierung und die Nicht-Sichtbarkeit ist für Foucault (1977, S. 107) eines der zentralen Merkmale von Macht: „Nur unter der Bedingung, dass sie einen wichtigen Teil ihrer selbst verschleiert, ist die Macht erträglich. Ihr Durchsetzungserfolg entspricht ihrem Vermögen, ihre Mechanismen zu verbergen“. Auch Villa (2006, S. 62) sieht die Naturalisierung als einen „Mechanismus zur Errichtung und Aufrechterhaltung von Herrschaft“, da damit soziale Konstruktionen zu vermeintlich unveränderbaren Tatsachen gemacht werden und diese umso wirksamer sind, je „natürlicher“ sie gelebt werden.

3.3 Zur Lesbarkeit von Körpern

Welche Körper sind es nun, die durch diese Macht, welche nicht einschränkt, verbietet und negiert, sondern produktiv ist, hervorgebracht werden?

Siebenpfeiffer (2008, S. 267) spricht in Anlehnung an Foucault von „produktiver Negativität“. Damit ist gemeint, dass Diskurse nicht nur das kulturell Positive, sondern auch dessen Gegenstück, das Anormale, Ausgeschlossene, Verbotene produzieren, auch wenn sie dieses nicht explizit benennen. Dafür kann beispielhaft die Produktion der sexuell Anormalen stehen, welche Foucault in *Der Wille zu Wissen. Sexualität und Wahrheit I* beschreibt. Auch wenn die „sexuell Anormalen“, wie das masturbierende Kind oder die hysterische Frau im Sexualitätsdiskurs des 19. Jahrhunderts, der sich mit Hygienevorschriften, Überwachungsmethoden etc. befasste, nicht vorkamen, meint Foucault (1977), dass gerade dieser Diskurs um die Normalität solche „abweichenden“ Formen der Sexualität¹⁵ überhaupt erst herstellen konnte. Auch Butler (1997, S. 30) betont, dass die Konstruktion von (Geschlechts-)Körpern mit dem Prinzip des Ausschlusses arbeite und dass das Menschliche und Lebenswerte nur in Abgrenzung zu

¹⁵ Als abweichend wird in diesem Zusammenhang jegliche Form von Sexualität verstanden, die sich nicht von ehelichen, heterosexuellen und monogamen Beziehungen abspielt (Foucault, 1977, S. 63).

dem Unmenschlichen konstruiert werden könne. Somit werden einerseits Körper erzeugt, die existenzberechtigt, versteh- und lesbar sind – und auf der anderen Seite solche, die als deren Gegenstück betrachtet werden und denen teilweise sogar „die Möglichkeit kultureller Artikulation regelrecht verwehrt wird“ (ebd.).

3.4 Die heterosexuelle Matrix

Vor dem Hintergrund der vorangegangenen Überlegungen möchte ich nun ein Konzept näher ausführen, welches die Kernaussagen der vorigen drei Punkte - die Konstruktion der Natürlichkeit des Körperlichen, die Verschleierung dieser Tatsache und die Produktion des Gegenstücks in einem positiven Diskurs - in sich vereint und welches die Grundlage für einige Interpretationsansätze dieser Arbeit bildet, nämlich das Konzept der heterosexuellen Matrix, das sich mit der Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit auseinandersetzt.

Nach Villa (2006, S. 163) sind „sinnhafte“, intelligible Geschlechtsidentitäten solche, deren Körper („sex“), Geschlecht („gender“) und Begehren aufeinander bezogen sind und zwar nach der Norm der Heterosexualität. Sie bringt es auf die Formel: „Anatomisch bin ich eine Frau, demnach fühle ich mich und lebe als Frau und begehre als Frau“ (ebd.). In diesem Sinne zeichnet sich eine intelligible Geschlechtsidentität also durch *Kohärenz* (den sinnhaften Zusammenhang dieser drei Komponenten), *Kontinuität* (die zeitliche Stabilität dieses Zusammenhanges) (Butler, 1991, S. 38), sowie durch „[...] ein gegensätzliches Verhältnis zum anderen Geschlecht, das es begehrt“ (a.a.O., S. 45) aus, also durch den Fakt, dass sie eben genau das nicht ist, was ihr Gegengeschlecht ausmacht. Dabei versteht Butler die geschlechtliche Identität in keiner Weise als „natürliches Faktum“, sondern als Effekt der regulierenden Norm der „Zwangsheterosexualität“ (a.a.O., S. 39), einer Norm, die sich zwischen Praxis und Diskurs bewegt (Villa, 2006, S. 165). Im Diskurs um die Heterosexualität wird nicht nur festgelegt, was als intelligible Geschlechtsidentität gilt; diese Identitäten werden gleichzeitig auch als „natürlich“ dargestellt, so dass beispielsweise das Begehren einer Frau nach einem Mann als das eigentlich „Normale“ und „Richtige“ erscheint (Butler, 1991, S. 46). Villa (2006, S. 164) spricht von der Heterosexualität als einer „mächtigen diskursiven Matrix“, die dafür verantwortlich ist, dass die Geschlechterdifferenz als „binäre, identitätsstiftende und *natürlich* [Hervorh. d. V.] legitimierte Dualität“ empfunden wird. Die Wirksamkeit der Norm der Heterosexualität liegt nun gerade in ihrer Selbstverständlichkeit und darin, dass

sie als Norm nicht ausgesprochen wird (a.a.O., 165). Auch Butler (2004, S. 53) betont, dass die Normativität daran arbeitet, „[...] ihre eigene Geschichtlichkeit [und damit ihre „Gemachtheit“, Anm. d. V.] zu verbergen“. Damit operiert die Norm der Heterosexualität als Machtinstrument im Foucault'schen Sinne, denn wie in I 3.2 bereits ausgeführt, entfaltet die Macht ihre Wirksamkeit ja gerade dadurch, dass sie sich nicht zu erkennen gibt und ihre eigene Existenz verschleiert (Foucault, 1977, S. 107). Wie bereits im vorigen Punkt angesprochen, werden in Diskursen, die sich mit dem kulturell Positiven beschäftigen, immer auch dessen Gegenstücke, das „Anormale“ und „Abweichende“ mitproduziert. Dies gilt auch für den Diskurs der Heterosexualität: Indem beispielsweise das Begehren einer Frau nach einem Mann thematisiert und dabei als das eigentlich „Richtige“ und „Normale“ erscheint (Butler, 1991, S. 46), werden automatisch andere Formen des Begehrens (wie beispielsweise das von einer Frau nach einer Frau) zu etwas Abweichendem und „Unnormalem“. Hier offenbart sich die Produktivität und Macht von Diskursen, denn an diesem Beispiel wird deutlich, dass Subjekte, wie zum Beispiel „die Lesbe“ oder „der Schwule“ produziert werden, ohne dass direkt über sie gesprochen werden muss (siehe I 3.3).

II Methodischer Teil

Im Folgenden werde ich nun auf die Methode der kritischen Diskursanalyse nach Siegfried Jäger eingehen, da ich mit dieser das Material bearbeiten werde. Dabei werde ich zunächst auf die theoretischen Grundlagen der Diskursanalyse und auf die Struktur von Diskursen eingehen um mich anschließend der konkreten Durchführung zuzuwenden.

1 Theoretische Grundlagen der Diskursanalyse

Befasst man sich mit der Diskursanalyse, so stößt man unweigerlich auf den Namen „Michel Foucault“, an dessen Materialstudien und Arbeiten zu Wissensformationen, Geschichte und Subjektivität sich viele diskurstheoretische Ansätze orientieren (siehe z.B. Jäger, 2009, S. 120f und Keller, 2011, S. 43), unter anderem auch der von Jäger selbst (Jäger, 2001, S 81).

Ausgangspunkt für seine diskurstheoretischen Überlegungen bildete für Foucault die Frage, was es sinnvoll mache, dass an einer bestimmten Stelle eine ganz bestimmte

Aussage erscheint und nicht eine andere (Waldenfels, 1995, S. 206). In seinen Arbeiten beschäftigte er sich daher mit der Frage, welche „Episteme“, also welche Wissensstrukturen und Grundmuster bestimmten sprachlichen Erzeugnissen, wie zum Beispiel wissenschaftlichen Klassifikationssystemen zu Grunde lägen (Keller, 2011, S. 45). Folglich versteht Foucault als Diskurs eine Ansammlung von Aussagen, die nach dem gleichen Regelsystem gebildet sind; diese Regeln beziehungsweise „Episteme“ zu rekonstruieren, sei Aufgabe der Diskursanalyse (a.a.O., S. 46). Auch Jäger (2001, S. 83) spricht (in Anlehnung an Link) von einer diskursiven Formation als einem „begrenzten positiven Feld von Aussagen-Häufungen“. Dies bedeutet im Umkehrschluss jedoch auch, dass diesem positiven Feld entgegenstehende Aussagen und Fragestellungen ausgeschlossen werden. Somit kann gesagt werden, dass die Diskursanalyse das „jeweils Sagbare“ einer bestimmten Gesellschaft zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt zu erfassen sucht, sowie auch die Strategien, die dieses Feld auf der einen Seite erweitern und auf der anderen Seite beschränken (ebd.).

Diskurse sind überindividuell – sie sind auf keine konkreten Personen oder Personengruppen zurückzuführen, sondern werden als historische Prozesse verstanden; somit ist auch das Wissen, das sie transportieren, überindividuell und zwar insofern, als dass sie ein „Mehr an Wissen“ produzieren, das über das Bewusstsein Einzelner hinausgeht (ebd.).

Grundlage diskursanalytischer Überlegungen ist eine Sichtweise auf das Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit, welche die Sprache nicht als etwas sieht, das die Wirklichkeit bloß abbildet und wiedergibt, sondern die Sprache als etwas Produktives versteht, das Wirklichkeit erst hervorbringt. Dem geht die Annahme voraus, dass die Welt und die Dinge in ihr keine Bedeutung an sich, keine überdauernde, innewohnende Eigenschaft besitzen, sondern, dass sie nur verständlich werden, wenn ihnen durch sozio-historische Diskurse Bedeutung zugewiesen wird (a.a.O., S. 94). Foucault (1988, S. 74) schlägt deshalb vor, Diskurse „[...] als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“. Diskurse erschaffen also gleichsam aus einer diffusen, undifferenzierten, ungeordneten Welt Kategorien und Objekte, auf die man sich dann sinnvoll beziehen kann (Villa, 2003, S. 21). Demnach liegt die Intelligibilität von Phänomenen und Personen, also deren Verständlichkeit, Sinnhaftigkeit, Lesbarkeit, nicht deren „Wesen“, sondern in der Bedeutung, die die Diskurse ihnen zuweisen (a.a.O., S. 22). Wie jedoch werden solche Gegenstände, Kategorien und Subjektpositionen geschaffen?

Nach Jäger (2001, S. 88) geschieht dies durch das Wissen, das von Diskursen bereitgestellt wird, da dieses Bewusstsein formt und Subjektivität erzeugt. Als Beispiele für sprachliche Mechanismen, die Subjekte hervorbringen, können sogenannte „ontologische Imperative“ gelten, die sich auf eine innere, feststehende Essenz beziehen und zum Beispiel so lauten: „Eine richtige Frau hat so und so zu sein“ oder „Ein echter Kerl tut das und das nicht“ (Villa, 2003, S. 45). Allgemeiner ausgedrückt bedeutet Subjektivierung die Unterwerfung unter Formen von Objektivierungen, welche eine Person in sich selbst teilt und von anderen abgrenzt (Foucault, 1994, S. 243) – im obigen Beispiel geschieht dies durch die Teilung in die Kategorien männlich / weiblich. Gleichzeitig vollzieht sich Subjektivierung über ein Raster von Norm auf der einen und Abweichung auf der anderen Seite (Bublitz, 2008, S. 294). Hier wird deutlich, was auch schon in I 2.1 ausgeführt wurde: Dass nämlich das Subjekt weder ein souveräne Akteur, noch etwas „authentisch Gegebenes“ (Bublitz, 2008, S. 295) mit einer innewohnenden Essenz ist, sondern etwas diskursiv Produziertes.

Das Moment, das die kritische Diskursanalyse nun zu einer dezidiert *kritischen* Analyseform macht, liegt nach Jäger (2009, S. 223) darin, dass sie das, was als etablierte Wahrheit gilt, als „gemacht“ entlarvt und zwar indem sie die Mittel sichtbar macht, die dazu beitragen, dass etwas als ‚normal‘ und ‚richtig‘ oder als ‚komisch‘ und ‚falsch‘ gilt. Dies stimmt überein mit Foucaults Feststellung, dass „Wahrheiten“ immer auch mit Macht verknüpft seien, es einen „herrschaftsfreien Diskurs“ also nie geben könne (Waldenfels, 1995, S. 209). Solche Machtwirkungen durch das Aufdecken der impliziten Setzungen, die anerkannten „Wahrheiten“ oder „gültigem“ Wissen zugrunde liegen, gegebenenfalls zu destabilisieren, ist die Aufgabe der kritischen Diskursanalyse (Jäger, 2009, S. 223).

2 Zur Struktur von Diskursen

Um letztendlich verstehen zu können, wie der Diskurs seine Gegenstände bildet, versucht die Diskursanalyse, das dem jeweiligen Diskurs Typische und Eigene herauszuarbeiten. Dazu muss sich zunächst die Struktur des Materials unter ganz bestimmten Gesichtspunkten angesehen werden, von denen ich einige kurz erläutern möchte.

Nach Jäger (2001, S. 96) zeichnet sich die Struktur von Diskursen durch eine starke Verschränkt- und Verflochtenheit aus, bei der es gilt *Diskursstränge*, das heißt thematisch einheitliche Diskursverläufe zu identifizieren. Diskursstränge setzen sich aus

Diskursfragmenten zusammen, die wiederum eigene thematische Einheiten darstellen. Tauchen in einem Text verschiedene Themen oder Diskursfragmente auf, oder werden auch nur Bezüge zu anderen Themen hergestellt, so liegt eine *Diskursverschränkung* vor. *Diskursive Knoten* stellen „leichtere“ Formen von Diskursverschränkungen dar. Mit dieser Bezeichnung sind Textstellen gemeint, die auf ein anderes Thema nur verweisen, dieses jedoch nicht näher ausführen (a.a.O., S. 97f). Diskursstränge verlaufen auf verschiedenen *diskursiven Ebenen*, wie zum Beispiel auf wissenschaftlicher oder auf medialer Ebene. Diese Ebenen können nun wiederum verschränkt sein, sich aufeinander beziehen und sich in ihrer Argumentation stützen (oder auch nicht). So kann auf Ebene der Medien beispielsweise ein wissenschaftlicher Spezialdiskurs Einzug halten. Aber auch innerhalb der Ebenen selbst kann es Verschränkungen und Verflechtungen geben. So können bestimmte Leitmedien beispielsweise Aspekte aufnehmen, die in anderen medialen Zusammenhängen auch schon aufgetaucht sind (a.a.O., S. 99f). Unter dem Begriff *Diskursposition* versteht Jäger (2001, S. 100) den „spezifischen ideologischen Standort“ einer Person oder eines Mediums, von dem diskursive Beiträge ausgehen. Eine große Homogenität innerhalb von Diskurspositionen ist im Übrigen ein Merkmal von hegemonialen Diskursen. Eine Vollständigkeit der Analyse ist dann erreicht, wenn inhaltlich und formal keine neuen Erkenntnisse mehr in Bezug auf das Sagbarkeitsfeld gewonnen werden (a.a.O., S.101).

3 Durchführung

Nach Jäger (2001, S. 102) gilt es zunächst sich darüber klar zu werden, welche die Bereiche sein könnten, in denen Aussagen zu der interessierenden Thematik gemacht werden könnten. Im zweiten Schritt geht es an die Erschließung und Aufbereitung des Materials, welche sich in Struktur- und Feinanalyse unterteilt.

Die Strukturanalyse stellt die Grundlage für die Auswahl der Texte dar, die in der Feinanalyse genauer untersucht werden. Hier gilt es, Haupt- und Unterthemen, Verschränkungen mit anderen Diskursfragmenten, Kernbotschaften, immer wieder auftauchende Kollektivsymbole, Bebilderungen etc. auszumachen (Jäger, 2009, S. 191), kurz: es gilt „inhaltliche, formale und ideologische Schwerpunkte“ zu identifizieren (a.a.O., S. 193). Die für die Feinanalyse ausgewählten Diskursfragmente sollen nun solche sein, die für den Diskursstrang typisch sind, da dann von ihnen im Idealfall Rückschlüsse auf den gesamten Diskursstrang gezogen und verallgemeinerte Aussagen

über diesen getroffen werden können (a.a.O., S. 193).

Dazu werden in der Feinanalyse unter anderem sprachlich-rhetorische Mittel, Argumentationslinien, Anspielungen, Metaphorik, stilistische Besonderheiten, Referenzbezüge etc. herausgearbeitet (Jäger, 2001, S. 105). Van Leeuwen (2008, S. 23-54) schlägt vor, bei der Feinanalyse von Texten den Fokus unter anderem auf die Repräsentation der sozialen AkteurInnen zu richten, also darauf, welche Nominationen sie erhalten, mit welchen Fähigkeiten und Attributen sie ausgestattet sind, ob sie als Individuen oder als homogene Gruppen auftreten etc. Des Weiteren richtet er ein besonderes Augenmerk auf die Art und Weise, in der die Handlungen, die diese AkteurInnen vollführen, dargestellt werden¹⁶ sowie auf die Legitimationsstrategien, die diese Handlungen (de-)legitimieren¹⁷. Dabei möchte van Leeuwen die zu analysierenden Texte mitsamt ihren Darstellungen von Menschen, Phänomenen und Handlungen selbst als Handlung, als „representation of social practice“ verstanden wissen (a.a.O., S. 5). Hier findet sich eine Verbindung zu Foucaults diskurstheoretischen Überlegungen, in welchen er die diskursive Praxis eben als eine *eigene Praxis* begreift, die nicht nur ausführt, was von einem „Anderswo“ auferlegt wird, sondern die selbst „tut“ (Waldenfels, 1995, S. 207) und die in diesem Sinne selbst als etwas „Materielles“ verstanden werden kann (Jäger, 2001, S. 85).

III Empirischer Teil

Was in Teil II in allgemeiner Form zur Analyse von Diskursen ausgeführt wurde, wird hier nun auf konkretes Material angewendet. Zunächst werde ich in Punkt 1 (Strukturanalyse) auf Kontextanalyse und Materialauswahl eingehen, sowie einen Überblick über die Struktur des hier vorliegenden Diskurses geben, um anschließend in Punkt 2 (Feinanalyse) die konkreten Analysen der ausgewählten Artikel darzulegen.

¹⁶ So kann eine Handlung beispielsweise durch eine Darstellung des konkreten Tuns repräsentiert werden, oder auch dadurch, dass nur eine abstrakte Qualität von dieser angeführt wird (van Leeuwen, 2008, S. 69).

¹⁷ Eine Praxis kann zum Beispiel dadurch legitimiert werden, dass auf ein höheres moralisches Wertesystem Bezug genommen wird (van Leeuwen, 2008, S. 105), oder dadurch, dass sie von einer Person bestimmten Status' (zum Beispiel ein/er ExpertIn) ausgeführt oder gut geheißen wird (a.a.O., S. 106).

1 Strukturanalyse

1.1 Kontextanalyse und Materialauswahl

Als empirisches Material für diese Arbeit dienen Artikel aus den Print- und Online-Bereichen der Frauenzeitschriften „Cosmopolitan“ und „Brigitte“. Für Zeitschriften dieses Genres entschied ich mich, weil sie dem Bereich der Populärkultur entstammen und dies ein Ort ist, an dem „[...] gesellschaftliche und sozioökonomische Deutungen verhandelt werden“ (Villa, Jäckel, Pfeiffer, Sanitter & Steckert, S. 8, 2012). Eine solche gesellschaftliche Relevanz schreiben beispielsweise Machin & Thornborrow (2003, S. 456) den Frauenzeitschriften zu, indem sie diese als Trägerinnen neokapitalistischer Ideologie verstehen. Was dieses Genre darüber hinaus noch spannend macht, ist die Tatsache, dass es in Bezug auf Fragen nach Feminismus, Emanzipation und Gleichberechtigung von Widersprüchlichkeiten gekennzeichnet ist. So werden Frauenzeitschriften nämlich einerseits als „Manipulationsinstrument des patriarchalen Herrschaftssystems“ (Müller, 2010, S. 12) verstanden und dafür kritisiert, Frauen in „[...] traditionelle Lebensbezüge und Rollenzusammenhänge [...] zu verweisen“ (ebd.); gleichzeitig stehen sie - in Teilen zumindest - jedoch auch dafür, die ‚moderne Frau‘, oder - wie Machin & Thornborrow (2003, S. 458) sie bezeichnen - die „fun fearless female“ zu repräsentieren.

Bei der Frage, was überhaupt als Frauenzeitschrift gilt, orientiere ich mich an der Definition Röser, die sie sich in der Kommunikationswissenschaft durchgesetzt hat (Müller, 2010, S. 19): Danach ist eine Frauenzeitschrift ein Magazin ist, das sich in erster Linie an ein weibliches Publikum richtet und dessen Leserinnenanteil mindestens 70% beträgt (Röser, 1992, S. 82). Müller (2010, S. 21) unterscheidet zwischen verschiedenen Arten von Frauenzeitschriften: So gibt es die „klassischen Frauenzeitschriften“, die sich mit Themen, wie Mode, Kosmetik, Frisuren, Ernährung, Gesundheit, Medizin, Lebensberatung, Kultur, Reisen, Beruf etc. befassen (a.a.O., S. 20) und zu denen unter anderem auch die hier untersuchten Zeitschriften „Brigitte“ und die „Cosmopolitan“ zählen¹⁸; es gibt die „unterhaltenden Frauenzeitschriften“, die über Prominente berichten, Schicksalsschläge von „normalen Frauen“ schildern, Rätsel, Humor und Lebenshilfe beinhalten (a.a.O., S. 21) und die „feministische Frauenzeitschriften“, wie

¹⁸ Die „Cosmopolitan“ und andere „Gesellschaftszeitschriften“, wie zum Beispiel die „Vogue“ richten sich dabei allerdings an ein kaufkräftigeres Publikum, als die „beratenden Frauenzeitschriften“, zu der zum Beispiel die „Brigitte“ zählt (Müller, 2010, S. 20).

zum Beispiel das „Missy Magazin“ oder die „Emma“, die sich mit Emanzipation, Frauenbewegung, Politik und Gesellschaftskritik auseinandersetzen (ebd.).

Frauenzeitschriften haben eine lange Tradition. So gab es schon im 18. Jahrhundert frauenadressierte Schriften, die „belehrende, moralisierende und trivialisierende Ausführungen über die natürliche Bestimmung von Frauen zu Gattinnen, Müttern und Hausfrauen“ (Schaufler, 2002, S. 146) zum Inhalt hatten. Zu diesen „moralischen Wochenblättern“ (a.a.O., S. 148) kamen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch Modejournale hinzu, woraus sich im Laufe der Zeit verschiedene Arten belehrend-unterhaltender Magazine und Zeitschriften entwickelten (ebd.). Auch wenn sich heutige Frauenzeitschriften in vielerlei Hinsicht von diesen Blättern unterscheiden, ist dennoch eine Kontinuität zu verzeichnen. So orientiert sich nach Schaufler (2002, S. 151) zum Beispiel die Normierung des weiblichen Körpers auch heute noch an Mustern, die seinerzeit in diesen Zeitschriften verbreitet wurden. Auch die Konstruktion der Bereiche von Schönheitshandeln und häuslicher Aktivität als dezidiert *weibliche* Sphären und als Ausdruck der Bestimmung der Frau wurde in modernen Frauenzeitschriften fortgeführt. So zeigten Inhaltsanalysen für den Zeitraum der 1960er bis zu den 1990er Jahren ein „überkommenes, in traditionellen Rollenzusammenhängen verhaftetes Frauenbild“ (Müller, 2010, S. 12) und schließlich trägt auch die Beschäftigung der Frauenzeitschriften mit Mode, Kosmetik und Rezepten mit zur Konstruktion der traditionellen Frauenrolle bei (Klaus, 1998, S. 267). Tatsächlich hat sich dieses Bild in Frauenzeitschriften jedoch in den letzten Jahren verändert (Müller, 2010, S. 13). Die Branche hat auf Veränderungen der Lebensrealitäten von Frauen und auf sozialen Wandel reagiert, indem sie beispielsweise die Berufstätigkeit von Frauen in den Blättern stärker in den Mittelpunkt rückt (Klaus, 1998, S. 269). Obwohl solche Änderungen Anlass zur Hoffnung gaben, Frauenzeitschriften würden emanzipatorische Bestrebungen voranzutreiben und sich feministischen Thematiken zu widmen (McRobbie, 2010, S. 21) und obwohl es den Anschein hat, als wäre das Genre der Frauenzeitschrift durch die ‚weibliche Perspektive‘ und die (vermeintlich) frauenspezifische Thematiken etc. dafür auch besonders gut geeignet, scheint dieses Genre feministischen Forderungen tatsächlich eher entgegenzuwirken (siehe z.B. Klaus, 1998, S. 267 und McRobbie, 2010, S.22). So wird kritisiert, dass Frauenzeitschriften einerseits Angst und Unruhe wegen vermeintlicher Unzulänglichkeiten (zum Beispiel das Aussehen betreffend) schüren würden, dass sie gleichzeitig jedoch durch einen durchgängig „optimistischen, beschwingten Ton“ beruhigen, Widersprüche vertuschen und eine „Ablenkung aller Energien in den

Konsumbereich“ schaffen würden (Klaus, 1998, S. 267). Gesellschaftliche Themen würden hier individualisiert und personalisiert und Lösungen den einzelnen Frauen überlassen (ebd.). Auch eine Trivialisierung und Simplifizierung sei bei der Thematisierung weiblicher Lebensrealitäten in Frauenzeitschriften zu verzeichnen. So würden Frauen in diesen Blättern hauptsächlich in unwichtigen Tätigkeiten dargestellt (Machin & Thornborrow, 2003, S. 455), große politische Thematiken würden kaum eine Rolle spielen (Klaus, 1998, S. 267) und eine Differenzierung bei der Darstellung weiblichen Erlebens und Handelns, wie sie zum Beispiel durch die Einbeziehung von Klassenunterschieden erfolgen könnte, gebe es kaum (Machin & Thornborrow, 2003, S. 455). McRobbie (2010, S.22) bringt die Kritik an Frauenzeitschriften auf die Formel, dass sich diese Zeitschriften durch „aggressiven Individualismus, einen hedonistischen weiblichen Phallizismus auf dem Gebiet der Sexualität und durch eine obsessive Beschäftigung mit der Konsumkultur“ auszeichnen, also durch Faktoren, die zwar einerseits Bedürfnisse und Interessen von Frauen ernst zu nehmen vorgeben, die andererseits jedoch mit der konsequenten Ausblendung der Reflexion gesellschaftlicher Gesichtspunkte weiblicher Lebensrealitäten sogar einen Beitrag zur *Abwicklung* des Feminismus leisten (ebd.); eben dieses Spannungsfeld zwischen teilweiser Anerkennung und Durchsetzung feministischer Grundsätze auf der einen Seite bei gleichzeitiger Ablehnung und Unterminierung derselben ist es ja tatsächlich auch, welches für den Postfeminismus charakteristisch ist (siehe z.B. Budgeon, 2011, S. 281).

Für die Untersuchung speziell der Zeitschriften „Brigitte“ und „Cosmopolitan“ entschied ich mich, weil ich Texte aus den so genannten „klassischen Frauenzeitschriften“ untersuchen wollte, als deren Prototyp die „Brigitte“ gesehen werden kann (Klaus, 1998, S. 265) und weil beide Blätter zu den auflagenstärksten Zeitschriften im deutschsprachigen Raum gehören und somit eine große Reichweite besitzen.¹⁹ Die „Cosmopolitan“ fand ich zudem für die Fragestellung dieser Arbeit besonders interessant, weil sie den Eindruck vermittelte, als würde sie in besonderem Maße die postfeministische Ideologie verkörpern. Sie repräsentiert nämlich den Typus der „selbstständigen autonomen Frau“ (Klaus, 1998, S. 265), deren Handlungsmacht sich aber bei genauerem Hinsehen auf Pfaden bewegt, die das heteronormative Gefüge und die Sphäre klassisch weiblicher Interaktionsmuster nicht verlassen: So werden den

¹⁹ siehe <http://www.gujmedia.de/print/portfolio/brigitte/profil/> und <http://www.bauermedia.com/de/presse-start-single/back/1179/hash/a3254a1e42/news/xuid2594-cosmopolitan-mit-grossem-business-special/>

Frauen in der „Cosmopolitan“ Macht und Handlungsfähigkeit zum Beispiel vorwiegend in dem Bereich der Sexualität, der Verführung und des sozialen Taktierens zugesprochen und nicht etwa in dem intellektuellen Fähigkeiten (Machin & Thornborrow, 2003, S. 453).

1.2 Struktur des Materialkorpus'

Der Materialkorpus setzt sich aus 71 Artikeln der beiden Zeitschriften aus den Jahren 2000 bis 2012 zusammen. Dabei wurden alle jene Artikel in den Korpus aufgenommen, die sich auf irgendeine Art und Weise – und sei es auch nur ganz am Rande – mit der Enthaarung beschäftigen. So finden sich im Korpus Artikel, die explizit die Haarentfernung zum Thema haben, aber auch solche, die sie nur mit einem Satz erwähnen. Grund für diese relativ breite Auswahl war zum einen die geringe Anzahl von Texten, die sich *ausschließlich* mit der Enthaarung befassen (von 70 Artikeln tun dies nur 22). Zum anderen folgte sie jedoch auch der Überlegung Jägers (2001, S. 102), dass man nicht unbedingt nur solche Texte analysieren solle, die die zu interessierende Thematik explizit zum Thema haben, sondern auch solche, die sich mit anderen Thematiken beschäftigen, da man aus diesen möglicherweise auch etwas über den eigentlich interessierenden Gegenstand herauslesen könne (Jäger schlägt zum Beispiel vor, dass man sich den Einwanderungsdiskurs anschauen soll, wenn man sich mit dem Thema „Rassismus“ beschäftigen möchte).

Wendet man sich der Struktur des Materialkorpus' zu, so zeigt sich, dass es im Diskurs um die Haarentfernung einen dominanten Diskursstrang gibt, der sich dadurch auszeichnet, dass er im Zusammenhang mit der Enthaarung auch anderes Schönheitshandeln thematisiert. Kommt in den Zeitschriften die Haarentfernung zur Sprache, dann geschieht dies vorwiegend, indem sie in einem Atemzug mit einer ganzen Reihe anderer Schönheitshandlungen genannt wird, jedoch selten, indem sie für sich alleine steht.²⁰ In diesem Diskursstrang werden nun Schönheitspraktiken, wie das kalte Abduschen der Beine, die „richtige“ Anwendung von Bräunungscreme oder eben die Entfernung der Körperbehaarung unter ein Motto, wie „Fit und Schön - Das macht

²⁰ Damit entspricht diese Anordnung dem Eindruck, den ich schon in der Einleitung deutlich gemacht habe: Die Praxis der Enthaarung erscheint als allgegenwärtig und wird in verschiedenen Lebensbereichen relevant, sie kann jedoch offenbar kaum den Anspruch erheben, für sich selbst zu stehen.

Beine“²¹, „Blitzschnell zum Beach-Body“²², „Mit Spaßfaktor 100: Kosmetik für zwei“²³ oder „Fit und schön in der Schwangerschaft“²⁴ subsumiert und meist als eigenständige, thematisch abgeschlossene Einheiten abgehandelt. Dabei zeichnet sich die Darstellung der Enthaarung (ebenso wie die der anderen Schönheitshandlungen) durch eine überaus exakte, technisch-abstrakte, detaillierte und tendenziell aus den Lebenszusammenhängen gerissene Beschreibung von Funktionsweise und Anwendung bestimmter Methoden und Produkte aus, wodurch die Enthaarung zu einem abstrakten, in sich abgeschlossenen Phänomen wird, das kaum thematische Verknüpfungen mit Bereichen außerhalb des ‚Systems Enthaarung‘ beziehungsweise des ‚Systems Schönheitshandeln‘ aufweist. Das Wissen, das hier über die Enthaarung bereit gestellt wird, bezieht sich dementsprechend zum Großteil auf technische Aspekte dieser Praxis; darüber hinaus lässt sich aus diesem Diskursstrang auch noch ablesen, dass die Enthaarung - da sie in so vielen unterschiedlichen Bereichen wirksam wird - offenbar zum „Standardrepertoire“ an Körperhandlungen gehört.

Die Verhandlung technisch-methodischer Aspekte der Enthaarung erweist sich also als ein Hauptmerkmal des Diskurses. Sie kommt nicht nur in solchen Texten zum Tragen, in denen die Enthaarung im Zusammenhang mit anderen Schönheitshandlungen genannt wird, sondern auch in solchen, in denen Enthaarungsmethoden und -produkte vorgestellt und verglichen werden. Dieser auf die Methoden und die Produkte fokussierte Diskursstrang wirkt wie ein wissenschaftlich-technischer Spezialdiskurs und tatsächlich wird an einigen Stellen auch augenzwinkernd von der Enthaarung als Wissenschaft gesprochen („Enthaaren ist eine kleine Wissenschaft für sich“²⁵). Gleichzeitig haben diese Artikel auch den Charakter einer Anleitung, da sie das Verhalten bei der Anwendung bis ins kleinste Detail hinein strukturieren: „Vorher [vor dem Epilieren, Anm. d. V.] einen Tropfen Duschgel auf die Walzen geben - der Schaum sorgt dafür, dass sich die Härchen aufrichten und besser ergriffen werden“²⁶. Die Fokussierung auf

²¹ „Cosmopolitan“, 6 / 2001

²² „Cosmopolitan“, Juli 2005

²³ „Brigitte“ 14 / 2001

²⁴ „Brigitte“ 11 / 2006

²⁵ in „Haben Körperhaare einen Mittelpunkt?“ („Brigitte“ 16 / 2004)

²⁶ in „Nackt gut aussehen? Sofort!“ („Brigitte“ 12/2009)

methodische und produktbezogene Aspekte und die damit einhergehende Losgelöstheit von lebensweltlichen Bezügen kann in Teilen auch direkt auf das Genre der Frauenzeitschrift zurückgeführt werden, da die Verhandlung von Schönheit auf einer ganz praktischen Ebene ja ein charakteristisches Merkmal dieser Zeitschriften darstellt, ebenso wie das umfangreiche Bewerben von Produkten (Klaus, 1998, S. 267), das natürlich vielfach mit einer detaillierten Produktbeschreibung einhergeht. Indem die Enthaarung in dem hier zu untersuchenden Diskurs hauptsächlich auf diese technisch-abstrakte Weise verhandelt wird, bieten sich nicht viele Ansatzpunkte für Verknüpfungen mit Themenbereichen, die über methodische Aspekte hinausgehen, was zur Folge hat, dass sich der Diskurs eher arm an wirklich ausgearbeiteten thematischen Verbindungen zeigt. Lebensweltlichere Themenbereiche werden hier eher gestreift, als detailliert elaboriert, was bedeutet, dass er mehr „diskursive Knoten“, also leichtere Formen diskursiver Verknüpfungen aufweist.

Eine solche Form der leichteren Verschränkung gibt es in diesem Diskurs mit den Jahreszeiten „Sommer“ und „Frühling“. Sie stellen ein wiederkehrendes Motiv dar, auf das jedoch nicht näher eingegangen wird. Vielmehr bilden sie oftmals lediglich den Ausgangspunkt dafür, sich nun mit der Enthaarung zu befassen, im Sinne von: „Keine Frage, zu sommerleichter Mode gehört natürlich auch streichelzarte Haut. Also wird gerade bei steigenden Temperaturen rasiert, gezupft oder gewachst was das Zeug hält“²⁷. Ein weiteres nicht näher ausgeführtes, jedoch immer wieder genanntes Motiv stellt der Bereich ‚Rotlichtmilieu und Pornographie‘ dar. Diese Sphäre wird wiederholt in Verbindung mit der Enthaarung angeführt, jedoch lediglich, um sich sogleich von ihr abzugrenzen: „Hey, ich verdiene mein Geld nicht in einer Table-dance-Bar“²⁸, „Nein, ich will weder wie ein Porno-Star aussehen [...]“.²⁹

Auch mit dem Themenkomplex ‚Gleichberechtigung, Emanzipation, Feminismus‘ gibt es eine leichte diskursive Verknüpfung. Zum einen stehen nämlich männliches Schönheitshandeln und männliche Enthaarung in diesem Diskurs für verwirklichte Gleichberechtigung; zum anderen wird die Weigerung von Frauen sich zu enthaaren mit

²⁷ <http://www.cosmopolitan.de/beauty/pflege-und-make-up/a-22986/sanfte-sommerhaut.html>

²⁸ „Der neue Wax-Appeal“, Cosmopolitan, April 2007

²⁹ <http://woman.britte.de/schoenheit/haut/enthaarung-1020577/>

der Frauenbewegung in Verbindung gebracht³⁰, wobei dies, indem es meist in den 70er Jahren verortet³¹ und mit Aspekten aus diesem Zeitraum in Zusammenhang gebracht wird³², ein Stück weit als altmodisch und überholt erscheint.

Des Weiteren tauchen auch bestimmte Orte beziehungsweise „Welten“ als wiederkehrende Motive auf. So wird immer wieder die Stadt New York im Zusammenhang mit der Enthaarung genannt - oftmals übrigens in Verbindung mit der Fernsehserie „Sex and the City“, die in dieser Stadt spielte - und auch die Hollywood-Welt, deren RepräsentantInnen zum Teil namentlich genannt werden, wird im hier vorliegenden Diskurs häufig angeführt. Weitere „Welten“, die wiederholt im Zusammenhang mit der Enthaarung genannt werden, stellen die alternative Hippie-Welt der 70er Jahre und, soweit es um die kulturgeschichtliche Einbettung des Phänomens geht, das antike Rom, das antike Griechenland und das alte Ägypten dar. Auch der Orient wird immer wieder genannt und zwar im Zusammenhang mit der aus dem arabischen Raum stammenden Enthaarungsmethode „Halawa“, die hier als exotisches, traditionell anmutendes Schönheits- und Wellnessritual dargestellt wird.³³

³⁰ Allerdings gibt es in diesem Diskurs auch die gegenläufige Bewegung, Schönheitshandlungen vielfach auch als Ausdruck von Emanzipation und Selbstbestimmung zu begreifen, siehe IV 2.2.

³¹ „[...] in den 1970ern. Damals war die Frage »stutzen oder sprießen lassen« hochgradig politisch, und wer sich für die zweite Variante entschied zeigte damit den Chauvis quasi den emanzipierten Mittelfinger - in Brünett, Rot, Schwarz oder Blond“ („Ganz glatt. Überall“, <http://woman.brigitte.de/schoenheit/haut/enthaarung-1020577/>)

³² „Dass nun ausgerechnet Hollywoods Überfrauen dagegen rebellieren, ist so etwas wie eine BH-Verbrennung 2.0“ („Back to Nature“, <http://www.cosmopolitan.de/beauty/wellness-und-body/a-26911-2/back-to-nature.html>)

³³ Dass der Orient hier wiederholt angeführt wird, ist deshalb interessant, weil die Verbindung zwischen Schönheitshandeln und dem arabischen Raum häufig mit Fragen nach Emanzipation und Gleichberechtigung verknüpft sind. So wird in Diskursen um Frauenrechte (besonders seit dem 11.09.2001) ‚der Orient‘ oftmals als zurückgebliebenes Negativbeispiel präsentiert, während ‚der Westen‘ den Ort der vollendeten Gleichberechtigung zu verkörpern scheint (Power, 2011, S. 15f). Dabei wird die Tatsache, dass ‚die westliche Frau‘ frei und selbstbestimmt sei, in solchen Debatten unter anderem an ihrem „Recht“ auf Schönheitshandlungen festgemacht, an einer Praxis also, die ja selbst immer wieder als Merkmal patriarchaler Unterdrückung (Degele, 2004, S. 124) galt und zum Gegenstand von Kritik wurde. Die freizügige ‚westliche Frau‘ steht dabei der ‚muslimischen Frau‘, die ihren Körper verhüllt und verdeckt, gegenüber (So wurde beispielsweise von Laura Bush 2001 in der BBC das Lackieren der Fingernägel dadurch zum feministischen Akt stilisiert, dass sie darauf hinwies, dass die Taliban Frauen mit lackierten Nägeln drohen, ihnen die Fingernägel herauszureißen, Power, 2011, S. 20). Insofern ist es interessant, dass bei Schönheitshandlungen, die auch in dem hier untersuchten Diskurs als Ausdruck ‚emanzipierter Weiblichkeit‘ gelten (siehe IV 2.2), auf den Orient, der sonst häufig für die Unterdrückung der Frauen steht, so positiv Bezug genommen wird. Dass der Orient hier nun als märchenhafter, exotischer Ort à la 1001 Nacht

Neben all diesen lediglich angerissenen Themenfeldern stellen die Bereiche ‚Schönheitshandeln bei Männern‘ und ‚Sexualität und Partnerschaft‘ zwei stärker ausgearbeitete Diskursstränge dar. Im Diskursstrang ‚Schönheitshandeln bei Männern‘ steht die männliche Enthaarung exemplarisch für die Tatsache, dass neuerdings auch Männer Schönheitshandlungen betreiben. Dabei werden die Schönheitshandlungen beziehungsweise die Enthaarung jedoch als den Männern nicht ganz zugehörig präsentiert, indem sie als fremde, ungewohnte und teilweise leidvolle Erfahrung dargestellt wird.

Häufig mit dem Themenkomplex rund ums männliche Schönheitshandeln verbunden ist der zweite stärker ausgearbeitete Diskursstrang, welcher sich der Thematik ‚Sexualität und Partnerschaft‘ widmet. In diesem steht die Enthaarung (beziehungsweise das gesamte Feld des Schönheitshandelns als der Bereich, in dem Männer und Frauen sehr unterschiedlich agieren) exemplarisch für die Differenz zwischen beiden Geschlechtern, die ein Leitmotiv dieses Diskurses ist (siehe auch IV 1). Darüber hinaus stellt sie einen Aspekt dar, der auf positive Art und Weise mit dem Sexualleben verbunden ist³⁴ beziehungsweise der überhaupt die Voraussetzung für sexuelle Kontakte bildet³⁵.

Interessanterweise lässt die Verhandlung der männlichen Enthaarung und des männlichen Schönheitshandelns die für die Fragestellung interessantesten Rückschlüsse auf weibliche

stilisiert wird, bricht jedoch nicht mit der oben ausgeführten Diskursbewegung. Zwar bildet ein Orientbild, wie es hier gezeichnet wird, die Gegenseite zu einem barbarischen und martialischen Orient, es komplementiert jedoch gleichzeitig auch das Bild eines märchenhaft anmutenden, traditionalistischen Orients. Auch Hall (1994, S. 159, 171) verweist darauf, dass das Bild des unzivilisierten, martialischen ‚Anderen‘ immer auch von einem idealisierten Bild, wie zum Beispiel dem des „edlen Wilden“ begleitet wird.

³⁴ Dies kann auf unbestimmte Art und Weise der Fall sein („Die Schmerzen beim Intim-Waxing nehme ich inzwischen übrigens gern in Kauf, denn haarlos ist Sex tatsächlich noch besser“, „Lustvoll leiden“, Cosmopolitan, Januar 2010), oder auf konkrete Weise, zum Beispiel, indem die Enthaarung in das Liebesspiel mit einbezogen wird: „Damit [mit dem Rasierer, Anm. d. V.] darf er ihre empfindsamste Region am Abend, wenn sie zusammen in der Badewanne entspannen, rasieren. Den Rasierschaum (viel!) nicht vergessen! Ist intim, aber auch sehr, sehr anregend“ („Dieser Advent wird heiss“, Cosmopolitan, Dezember 2002)

³⁵ „Wer auf One-Night-Stands angewiesen ist, will sich naturgemäß von seiner besten, also absolut glatten und sexy Seite zeigen - und kann seine Eroberungsfeldzüge dann auf drei Wochen nach dem Waxen beschränken. Woche vier ist stoppelig, Woche fünf indiskutabel“ (<http://www.cosmopolitan.de/lifestyle/kolumne-darueber-muessen-wir-mal-reden/a-28800-2/wie-managt-man-laestigen-haarwuchs.html>), „Rasieren - Absolute Pflichtübung für ihn: Sonst drohen scharlachrote Male durch Reibeisen-Küsse. Für Sie: Stoppelfreie Beine sind ein Muss, die Rasur der Bikinizone eine Frage des persönlichen Geschmacks“ („Die Etikette im Bett“, Cosmopolitan, Juni 2003)

Enthaarung zu, da die Männer in diesem Diskurs als eine Art Kontrastfolie der Frauen fungieren und Weiblichkeit daran abgelesen werden kann, dass sie eben genau *nicht* so ist, wie die in den Artikeln dargestellte Männlichkeit. Vor allem bezüglich Fragen nach Gleichberechtigung und Emanzipation, die ja von kritisch-feministischer Seite aus immer wieder auch mit Schönheitshandlungen in Verbindung gebracht werden (vgl. z.B. Degele, 2004, S. 124 und Riegler & Ruck, 2011, S. 35), konnten aus den Artikeln, die sich mit männlichem Schönheitshandeln beschäftigen, die meisten Erkenntnisse gewonnen werden. Unter anderem aus dieser Überlegung heraus fiel die Auswahl der Texte, die feinalysiert werden sollten, auf drei Artikel, die sich (auch) mit männlicher Enthaarung (beziehungsweise männlichem Schönheitshandeln) befassen.

Der erste Text (T1) „Lustvoll leiden“ („Cosmopolitan“, Januar 2010) ist hinsichtlich sowohl der inhaltlichen als auch der formalen Gesichtspunkte typisch für den Diskurs. Er handelt von einer Frau, die sich im Waxing-Studio enthaaren lässt (der erste Besuch im Waxing-Studio bildet in vielen Texten den Ausgangspunkt für anschließende allgemeinere Überlegungen zur Enthaarung), die Schönheitshandlungen in hohem Ausmaß und mit ‚protestantischem Arbeitsethos‘ vollzieht und die ihren Freund zur Enthaarung animiert. Auch für den Diskurs typische AkteurInnen, wie der Partner oder die „Depiladora“³⁶, treten in diesem Text auf. Ein formales Merkmal, das dieser Text mit vielen Artikeln des Diskurses gemeinsam hat, ist die Tatsache, dass es hier eine weibliche Ich-Erzählerin gibt, die in der ersten Person von ihren Erlebnissen berichtet.

Den zweiten Text (T2) „I’m every Woman“ („Cosmopolitan Beauty & Body“, November 2004) habe ich ausgewählt, weil er sich ausführlich mit dem für den Diskurs typischen Motiv der Differenz zwischen Männern und Frauen auseinandersetzt. Wodurch sich Männlichkeit und Weiblichkeit auszeichnen und wie diese über Schönheitshandlungen hergestellt werden, darauf können von diesem Text aus Rückschlüsse gezogen werden. Gleichzeitig spielt sich die Unterschiedlichkeit von Männern und Frauen mit all den Konflikten, die sich daraus ergeben, im Rahmen der Partnerschaft ab, also in einem Bereich, der in diesem Diskurs auch relativ ausführlich diskutiert wird. Der Fokus liegt in diesem Artikel nicht speziell auf der Enthaarung (sie findet eher nur am Rande Erwähnung), sondern auf Schönheitshandlungen im Allgemeinen. Die Position jedoch,

³⁶ Dieser Begriff bezeichnet die Angestellten im Waxing-Studio, die die KundInnen enthaaren.

die der Enthaarung darin zugedacht wird, entspricht eben jener Position, die sie auch in dem dominantesten Diskursstrang dieses Diskurses ‚weitere Schönheitshandlungen neben der Enthaarung‘ (siehe S. 29f) inne hat. Ebenso, wie sie in diesem Diskursstrang nur im Zusammenhang mit anderen Schönheitshandlungen vorkommt, steht die Enthaarung nämlich auch in diesem Text in einer Reihe von anderen Schönheitshandlungen, ohne dabei eine hervorgehobene Stellung zu besitzen.

Der dritte Artikel (T3) „Lasst Brusthaar um mich sein“ („Brigitte“ 18 / 2007) ist auf inhaltlicher Ebene ein für den Diskurs eher untypischer Text, plädiert er doch gegen die Enthaarung von Männern, welche ja zum Beispiel in T1 explizit gefordert wird. Dafür kommt hier allerdings ein Aspekt zum Tragen, der auch für viele andere Texte des Diskurses typisch ist (auch für T1 und T2), nämlich das Verfügen von Frauen über den Körper der Männer (siehe IV 3.1). Zudem wird hier gezeigt, dass männliche und weibliche Enthaarung verschiedenen Legitimationsstrategien unterliegen (siehe IV 5.2).

2 Feinanalysen

2.1 Text 1: „Lustvoll leiden“

Zeile 3-4: „Was muss man für Beauty-Rituale alles aushalten, fragt sich Sophie Andresky - und erkundet ihre persönliche Schmerzgrenze“

Der Artikel beginnt damit, dass ‚Sophie Andresky‘ die Frage stellt, was man „für Beauty-Rituale alles aushalten“ muss. Die Autorin bleibt hier also nicht im Hintergrund, sondern tritt durch Nennung ihres Namens deutlich als Akteurin in Erscheinung und wird damit als Bestandteil des Textes sichtbar. Dabei verleiht ihr die semi-formale Nomination durch Vor- und Nachnamen eine eindeutige und einzigartige Identität.

Die Frage, die sie zu Beginn stellt („Was muss man für Beauty-Rituale alles aushalten“) enthält die Voraussetzung, dass bei Schönheitshandlungen überhaupt etwas ausgehalten werden muss. Dies ist eine scheinbar nicht mehr verhandelbare Tatsache, die offensichtlich keinerlei weiterer Argumentation bedarf - nur das Maß dessen, was ausgehalten werden muss, die „persönliche Schmerzgrenze“ also, ist noch Verhandlungssache. Damit stellt die Aussage, dass bei Beauty-Ritualen etwas „ausgehalten“ werden muss, einen Topos dar. Diese Setzung findet sich auch in der

nächsten Zeile wieder:

Zeile 5: „*Schönsein ist kein Ponyhof. Das dachte ich die ganze Zeit, als ich [...]*”

Dass Schönsein kein „Ponyhof“, also nicht leicht und ohne Anstrengung zu erreichen ist, wird hier ebenfalls nicht mehr argumentativ untermauert, sondern als Tatsache vorausgesetzt; und indem sich ‚Sophie Andresky‘ diese Aussage vor Augen hält, während sie sich in einer unangenehmen Situation befindet, das heißt während sie etwas „aushält“, bildet diese Feststellung den legitimierenden Rahmen für all die Unannehmlichkeiten, die im folgenden Abschnitt beschrieben werden.

Zeile 5-10: „*Das dachte ich die ganze Zeit, als ich das erste Mal vom Bauchnabel an entblößt vor der Depiladora, der Waxing-Expertin lag, während sie mit Hilfe einer klebrigen Masse büschelweise Haare aus meiner Intimzone herausriss, bis ich mir vorkam wie eine gerupfte Pute. Dabei tastete sie sich an Stellen vor, für deren Berührung ein Mann mich mindestens zu einem fürstlichen Abendessen einladen müsste.*“

Bei der Beschreibung des Besuchs im Waxing-Studio werden ausgiebig all die unangenehmen Aspekte dieser Situation beleuchtet, wodurch sich die Enthaarung als eine Praxis darstellt, die wahrlich kein „Ponyhof“ ist: sie ist mit Schmerzen verbunden und wird als unangenehm und womöglich mitunter als demütigend erlebt.

Die Haltung, mit der ‚Sophie Andresky‘ dieser Situation begegnet, scheint von einem Erleben von Fremdheit geprägt zu sein: so spricht sie beispielsweise davon, dass ihr die Depiladora die Haare mit Hilfe einer „klebrigen Masse [...] herausriss“. ‚Sophie Andresky‘ bedient sich hier nicht der korrekten Bezeichnung für die „klebrige Masse“, sondern greift auf solche Begriffe zurück, die sich auf das unmittelbar visuelle und taktile Erleben beziehen. Auch die Bezeichnung „herausreißen“ referiert auf eine stark erlebende und weniger auf eine wissensgebundene Qualität der Erfahrung. Dass die Fachsprache hier noch nicht zur eigenen geworden und noch nicht gleichsam habituell verfügbar ist, zeigt, dass diese Situation für ‚Sophie Andresky‘ noch unvertraut und eben fremd ist. Dafür spricht auch, dass sie, wenn sie einmal einen Fachausdruck verwendet, diesen nicht unkommentiert stehen lässt, sondern ihn erklären zu müssen glaubt. So wird die „Depiladora“ mit der Prädikation „Waxing-Expertin“ bedacht, welche auf die Funktion dieser Akteurin abzielt und deren Tätigkeit verdeutlicht. Darüber hinaus beinhaltet ein

Erklärungszusatz meist auch ein/e AdressatIn, das heißt, dass mit dieser Prädikation nicht nur auf eigene Fremdheitsgefühle abgezielt wird, sondern auch mögliche Fremdheitsgefühle der LeserInnen angesprochen werden. Schlussendlich bildet schlicht die Tatsache, dass sie „zum ersten Mal [Hervorh. d. V.]“ im Waxing-Studio ist, den Rahmen dafür, dass diese Situation als fremdartig erlebt wird, zeichnet sich doch eine neue und unbekannte Situation genuin durch das Fremde aus.

Fremdheit wird jedoch nicht allein durch die Neuartigkeit der Umstände erzeugt. ‚Sophie Andresky‘ schafft auch selbst aktiv ein Moment der Entfremdung, indem sie durch das Mittel der Ironie zur Situation auf Distanz geht. So vergleicht sie sich zum Beispiel mit einer „gerupften Pute“ und macht sich damit über den Vorgang, den sie gerade erlebt und über ihr dadurch verändertes Äußeres lustig. In der Aussage „Dabei tastete sie sich an Stellen vor, für deren Berührung ein Mann mich mindestens zu einem fürstlichen Abendessen einladen müsste“ zeigt sich, dass Handlung und Situation hier als nicht kongruent erlebt werden. Mit dem Verweis auf die Umstände, unter denen eine solche intime Begegnung üblicherweise stattfindet - Umstände, die gegensätzlicher zur Situation im Waxing-Studio kaum sein könnten - wird jedoch die „Unangemessenheit“ der Handlung derartig auf die Spitze getrieben, dass es eher einem ironischen Amüsieren über die Situation gleich kommt. Was durchaus auch als grenzüberschreitend interpretiert werden könnte, wird hier also abgemildert - übrigens nicht nur durch ironische Distanznahme, sondern auch durch den Verweis auf die mächtige und selbstbestimmte Position, die ‚Sophie Andresky‘ sonst beim Akt der intimen Berührung innehat. Die weibliche Sexualität wird hier nämlich als Machtinstrument dargestellt, welches von Frauen klug und gewinnbringend eingesetzt werden kann - zum Beispiel um ein fürstliches Abendessen zu bekommen.

Die in dieser Passage erläuterten negativen Erlebnisse, die mit der Praxis der Enthaarung einhergehen, könnten nun trotz Abmilderung (zum Beispiel durch ironische Distanznahme) allesamt als Argumente gegen die Enthaarung gelten und ‚Sophie Andresky‘ könnte an dieser Stelle den Schluss ziehen, dass sie sich dieser Prozedur in Zukunft nicht mehr unterziehen wird. Stattdessen gibt es eine Rückblende, in der erklärt wird, wie es zu dem Besuch im Waxing-Studio kam.

Zeile 11-14: „ »Komplett enthaart ist der Sex noch besser« hatte mein Freund argumentiert, und da ich ja immer schon fand, dass es der Liebe gut tut, wenn man erstens auf sein Äußeres achtet und sich zweitens gegenseitig Wünsche erfüllt, war ich

einverstanden.“

In dieser Sequenz erfährt man, dass ‚Sophie Andreskys Freund‘ den Anstoß zum Besuch im Waxing-Studio gegeben hat. Ihr Partner erhält dabei die Nomination „mein Freund“, welche lediglich eine „relational identification“ (van Leeuwen, 2008, S. 42) ermöglicht, da sie nur auf die beziehungsbezogenen Aspekte seiner Person abzielt, sonst jedoch keinerlei weitere Informationen über ihn preisgibt.

Die Äußerung ihres Freundes charakterisiert sie als Argument („[...] hatte mein Freund argumentiert“), was dieser damit schon von vornherein den Anschein von Rationalität verleiht. Dementsprechend scheint auch nicht sachbezogen ausgeführt werden zu müssen, inwiefern und für wen der Sex „komplett enthaart [...] noch besser“ ist. Ebenso wenig, wie die konkrete Praxis hier näher erläutert wird, werden die an dieser Praxis beteiligten AkteurInnen benannt: in diesem Satz erlebt niemand den Sex und führt niemand den Sex aus und so scheint auch nicht das Empfinden von den teilnehmenden Personen als Maßstab dafür zu gelten, was guter Sex ist und wodurch er gut wird. Vielmehr scheint der Sex als solcher dies - wie eine klare, fassbare Größe - objektiv bestimmen zu können. Mit dem Begriff „noch“ wird hier übrigens darauf verwiesen, dass die Enthaarung nicht aus einer Not- oder Mangelsituation heraus geschieht. Das Liebesleben ‚Sophie Andreskys‘ und ihres Freundes braucht die Enthaarung nicht, um gut zu werden - es ist bereits gut und soll bloß noch besser werden.

Interessant ist nun die Denkbewegung, die ‚Sophie Andresky‘ vollzieht, ehe sie der Anregung ihres Freundes nachkommt. Sie bettet die konkrete Aussage („enthaart ist der Sex noch besser“) in einen größeren, abstrakten Rahmen von „Beziehungsregeln“ ein, indem sie das eher allgemeine Prinzip „[...] dass es der Liebe gut tut, wenn man auf das Äußere achtet und wenn man sich gegenseitig Wünsche erfüllt [...]“ anführt. Mit der Referenz auf ein auf die Liebe bezogenes Wertgefüge erhalten diese beiden Verhaltensweisen (sich Wünsche erfüllen und auf sein Äußeres achten) per se Legitimität, da der Wert der Liebe ein so hohes Gut darstellt, dass Handlungsweisen, die diesem Wert zuträglich sind, eigentlich gar nicht falsch sein können. Die Formulierung „auf sein Äußeres achten“ stellt dabei eine Generalisierung dar, also eine Bezeichnung, die streng genommen sämtliche Schönheitshandlungen umfassen kann, da hier keine konkrete Handlung mehr genannt wird. Tatsächlich ist in diesem Fall mit „auf sein Äußeres achten“ aber die (wie es zumindest in diesem Text dargestellt wird)

vergleichsweise brutale Praxis der Enthaarung gemeint, deren Heftigkeit jedoch durch die Eingliederung in die recht unspezifische Kategorie „aufs Äußere achten“ verschleiert wird. Doch nicht nur die eigentliche Handlung bleibt hier im Verborgenen; auch, dass sie von ‚Sophie Andresky‘ ausgeführt wird, wird nicht klar ersichtlich, denn statt ihrer tritt der unspezifische Akteur „man“ in Erscheinung („[...] wenn man [...] auf sein Äußeres achtet [...]“), mit dem prinzipiell jede Person bezeichnet werden kann und der sich nicht auf ‚Sophie Andresky‘ im Besonderen bezieht.

Auch in der zweiten Handlung („[...] wenn man sich gegenseitig Wünsche erfüllt“) tritt dieser statt ‚Sophie Andresky‘ als Akteur in Erscheinung. In dieser Aussage wird auf das Gerechtigkeitsprinzip des Sich-gegenseitig-Wünsche-Erfüllens in einer Beziehung verwiesen. In der Logik einer solchen auf Ausgleich bedachten Beziehung kann die Enthaarung hier als Erfüllen eines Wunsches und als liebevolle, altruistische Geste verstanden werden, wohingegen die Weigerung sich zu enthaaren dementsprechend einen Bruch mit diesem Prinzip darstellen und als nicht freundlicher und unsozialer Akt gelten würde. Genauso, wie „auf sein Äußeres achten“ stellt auch die Handlung „Wünsche erfüllen“ eine Abstraktion dar, die durch ihr hohes Maß an Generalisierung die konkrete Handlung, auf die sie sich eigentlich bezieht (nämlich die Enthaarung), nicht mehr sichtbar werden lässt. Zwar ist in dieser Passage die Rede davon, dass man sich *gegenseitig* Wünsche erfüllen sollte, tatsächlich ist es hier jedoch allein ‚Sophie Andresky‘, die ihrem Freund durch den Besuch im Waxing-Studio einen Wunsch erfüllt. Führt man sich nun noch einmal das „Argument“ von ‚Sophie Andreskys Freund‘ vor Augen, so fällt auf, dass ihre eigenen Ausführungen mit diesem nicht mehr viel zu tun haben, spricht er doch konkret von besserem Sex und sie abstrakt von gegenseitiger Wunscherfüllung. Diese von ihr konstruierte Argumentationslinie ermöglicht es ihr hier allerdings, dem Wunsch ihres Freundes nachkommen zu können, ohne in den Verdacht zu geraten, sie vollzöge die Enthaarung nur für ihn.

Zeile 14-15: *„Ich versuchte, den Schmerz zu besiegen, indem ich meine übrigen Schönheitsrituale in Gedanken durchging:“*

Die Tatsache, dass ‚Sophie Andresky‘ ihre „[...] übrigen Schönheitsrituale in Gedanken durchging [um] den Schmerz zu besiegen“ macht deutlich, dass ihrem Verständnis nach die Schmerzen bei der Enthaarung nicht besiegt werden können, indem die dafür

ausschlaggebenden Umstände verändert werden (indem also beispielsweise die schmerzhafteste Prozedur beendet wird), sondern nur indem man sich auf eine bestimmte Art und Weise zu diesen Umständen (inklusive der Schmerzen) *verhält*. Dies schließt an den Topos aus Zeile drei bis fünf an, dass zum Schönsein Schmerzen nun einmal dazu gehören. Dennoch wird der Versuch unternommen, die Schmerzen zu „besiegen“. Dies geschieht, indem ‚Sophie Andresky‘ sich in ihre innere Gedankenwelt zurückzieht und sich dadurch von den Geschehnissen an ihrem Körper distanziert. Die Lösung für das Schmerzproblem besteht hier also nicht in einem tatsächlichen, einem *materiellen* Verlassen der Situation, sondern in einer Art Aufspaltung des Selbst in Körper und Geist, durch welche dann ein gleichsam *geistiges* Heraustreten aus der Situation ermöglicht wird.

Zeile 16 – 26: *„Mein Make-up malt sich morgens quasi von allein. Dass ich zur Pediküre, Maniküre und Kosmetikerin gehe und Leberflecken vom Arzt ausbrennen lasse, ist ja klar. Rasierte Beine und Achseln, Bodypeeling mit Meersalz, Selbstbräuner: alles Standard. Nur das Fruchtsäure-Peeling, das ätzte, als wäre ich in einen Ameisenhaufen gefallen, ging über meine Schmerzgrenze. Selbstverständlich sind meine Zähne gebleicht, und sollte sich der kleine Fleck auf dem Schneidezahn ausbreiten, wird es wohl Zeit für Veneers. Die Haare kriegen regelmäßig eine Volumenwelle, die ich dann mit dem Lockenstab wieder glatt bügle. Dass ich mich bei dieser Aktion oft am heißen Eisen verbrenne, stecke ich weg. Solche Narben trage ich mit dem Stolz einer nubischen Kriegerin.“*

In diesem Abschnitt werden nun die verschiedenen Schönheitspraktiken aufgezählt, an die ‚Sophie Andresky‘ denkt, um sich von den Schmerzen abzulenken, die sie erleidet, während sie im Waxing-Studio liegt. An diesen ihren „Beauty-Ritualen“ fällt zunächst einmal schlicht deren Umfang und Diversität auf: Ihr Körper scheint von oben bis unten, von den Haaren bis zu den Zehnnägeln, in abgesteckte Bereiche eingeteilt zu sein, wobei es für jede dieser Körperregionen eine passende Schönheitshandlung bzw. Modifikation zu geben scheint. Dementsprechend zeichnet sich ihr Körperhandeln durch einen hohen (finanziellen, zeitlichen und teilweise schmerzintensiven) Aufwand aus. Gleichzeitig scheinen die Schönheitshandlungen beinahe automatisch und teilweise ohne ein Eingreifen ihrerseits vonstatten zu gehen. Dieser Eindruck wird zum Beispiel dadurch erweckt, dass ‚Sophie Andresky‘ beim Auftragen ihres Make-ups nicht selbst als

Akteurin agiert, sondern dass stattdessen das Make-up die AkteurInnen-Rolle übernimmt. Indem diesem menschliche Handlungsfähigkeit zugesprochen wird, wird das Make-up hier zum Quasi-Akteur, der nicht durch ‚Sophie Andresky‘ aufgetragen oder gemalt wird, sondern der sich morgens „[...] quasi von allein [malt]“. Während ‚Sophie Andresky‘ in diesem Beispiel als Akteurin zwar in den Hintergrund rückt, durch das Pronomen „mein“ jedoch zumindest noch eine Spur hinterlässt, wie van Leeuwen (2008, S. 29) es bezeichnet, verweist an anderer Stelle nichts mehr auf sie als Akteurin: „Rasierte Beine und Achseln, Bodeypeeling mit Meersalz, Selbstbräuner: alles Standard.“ Hier wird ihre Nennung dadurch umgangen, dass zum Beispiel die von ihr ausgeführte Handlung „Rasieren“ nicht in Form eines Verbs bzw. eines Prädikats daherkommt, welches mit der Nennung eines ausführenden Subjekts (in diesem Fall durch Sophie Andresky dargestellt) einhergehen würde. Stattdessen wird das Verb zum Adjektiv, welches auch ohne Satzsubjekt stehen kann. In den Fällen von „Bodeypeeling mit Meersalz [und] Selbstbräuner“ wird nicht nur die Akteurin, sondern gleich auch die Handlung weggelassen, indem statt dieser ein mit ihr eng verknüpftes Produkt genannt wird (Peeling beziehungsweise Selbstbräuner). Eine solche Ersetzung bezeichnet van Leeuwen als „prolepsis“ (2008, S. 63). Auch in dem folgenden Satz wird ‚Sophie Andresky‘ als Akteurin nicht sichtbar: „[...] und sollte sich der kleine Fleck auf dem Schneidezahn ausbreiten, wird es wohl Zeit für Veneers“. Diese „Deagentialization“ (a.a.O., 2008, S. 66) wird dadurch realisiert, dass die Handlung - die Anwendung von Veneers - durch die Formulierung „[...] wird es wohl Zeit für Veneers“ nicht mehr als ein von Menschen steuerbarer Akt dargestellt wird, sondern als ein Ereignis, das sozusagen natürlicherweise, einfach, weil es die Zeit und die Umstände es so wollen, geschieht. Dieses Schönheitshandeln, das sich durch hohen Aufwand auf der einen und scheinbaren Automatismus auf der anderen Seite auszeichnet, wird von ‚Sophie Andresky‘ mit einer Ausnahme (dem „Fruchtsäure-Peeling“) als normal klassifiziert. So bezeichnet sie ihre Handlungen als „Standard“, „selbstverständlich“ und betitelt sie mit „ist ja klar“, was ihnen in hohem Maße einen Anschein von Legitimität verleiht, ohne inhaltlich zu erläutern, *weshalb* diese Handlungen zu ihrem Standardrepertoire an Schönheitspraktiken gehören. Des Weiteren werden die Handlungen durch Verweis auf die Kontinuität der Praxis legitimiert: „Die Haare kriegen *regelmäßig* [Hervorh. d. V.] eine Volumenwelle [...]“, „Dass ich mich bei dieser Aktion *oft* [Hervorh. d. V.] am heißen Eisen verbrenne [...]“. Auch bei einer solchen Argumentation, die sich allein auf die „Authority of

Tradition“ (van Leeuwen, 2008, S 108) beruft, wird nicht mehr explizit erläutert, weshalb diese Tradition eigentlich besteht.

Schließlich kann festgehalten werden, dass die Beschreibung des sonstigen Schönheitshandelns den Akt der Enthaarung legitimiert - und nicht allein deshalb, weil sie von den Schmerzen im Waxingstudio ablenkt. Vielmehr stellt die Enthaarung im Kontext dieser Aufzählung doch lediglich einen weiteren Teil der gesamten Palette des Schönheitshandelns dar. Warum also sollte ‚Sophie Andresky‘ sich nicht enthaaren, wenn sie auch all die anderen Schönheitshandlungen betreibt, die ja teilweise auch mit Schmerzen verbunden sind?

‚Sophie Andresky‘ scheint dem eigenen Schönheitshandeln mit ironischer Haltung gegenüberzustehen. Dies wird besonders an solchen Stellen deutlich, an denen sie auf negative Aspekte dieses Handelns zu sprechen kommt. So nimmt sie beispielsweise ab Zeile 24 Bezug auf den Aspekt von Verletzungen und körperlicher Versehrtheit: „Dass ich mich bei dieser Aktion oft am heißen Eisen verbrenne, stecke ich weg. Solche Narben trage ich mit dem Stolz einer nubischen Kriegerin“. Dass sie sich hier mit einer nubischen Kriegerin vergleicht, zeugt von einer ironisch-distanzierten Haltung ihrem eigenen Tun gegenüber, denn mit diesem Vergleich stellt sie einen lebensgefährlichen Kampf auf eine Stufe mit der im Verhältnis dazu relativ trivialen Handlung des Frisierens und zeigt damit an, dass das Schönheitshandeln für sie dieselbe Relevanz besitzt, wie für die nubische Kriegerin der Kampf. Der Vergleich von Schönheitshandeln mit Krieg ist dabei jedoch so offensichtlich überzogen, dass klar ist, dass er nicht ernst gemeint sein soll. Vielmehr scheint sich ‚Sophie Andresky‘ durch solche Überspitzungen über die eigene Haltung zum Schönheitshandeln lustig zu machen. So amüsiert sie sich beispielsweise auch über die Tatsache, dass ihr das Schönheitshandeln bzw. das Schön-Sein derartig wichtig ist, dass sie dafür sogar in Kauf nimmt, körperliche Verletzungen (Narben) davon zu tragen, indem sie das Hinnehmen dieses notwendigen Übels zu einem Akt stilisiert, der „mit Stolz“ vollführt wird. Mit der Tatsache, dass sich ‚Sophie Andresky‘ über die negativen Aspekte ihrer Schönheitspraktiken lustig macht, legitimiert sie ihr Schönheitshandeln, da sie mit solchem Scherzen anzeigt, dass sie der Existenz negativer Aspekte durchaus bewusst ist, dass diese für sie jedoch kein Problem darstellen.

Argumentativ wird das Moment der Übertreibung in ‚Sophie Andreskys‘ Schönheitshandeln dadurch gestützt, dass ein derartiger Umgang mit dem Körper einfach im „Wesen der Frau“ zu liegen scheint:

26 - 29: „Manchmal glaube ich, der eigene Körper ist für Frauen so ähnlich wie der Hobbykeller für Männer. Und die Baumarkt-Werbesprüche „Es gibt immer was zu tun“ oder „Mach es zu deinem Projekt“ könnten auch im Beautycase stehen.“

Hier bedient sich ‚Sophie Andresky‘ des stereotypen Bildes eines Mannes, der in seinem Hobbykeller herumwerkelt. Durch die Verwendung des Indikativs in der Feststellung, dass der „Hobbykeller für Männer“ etwas „ist“, erscheint die Verbindung zwischen Mann und Hobbykeller als quasi-natürliche Gegebenheit. So wie Mann und Hobbykeller scheinbar untrennbar miteinander verbunden sind und die Männer offensichtlich gar nicht anders können, als in diesen herumzuwerkeln, so scheinen auch die Frauen gar nicht anders zu können, als ihre Körper zu gestalten. Der Körper der Frau wird hier zu ihrem Hobbykeller, zu dem Ort also, an dem Dinge bearbeitet, verändert und eben gestaltet werden. Dies verweist auf einen Umgang mit dem eigenen Körper, in welchem dieser als etwas Objekthaftes und als etwas zu einem gewissen Grad vom Selbst Getrenntes wahrgenommen wird. Exemplarisch drückt sich diese Objektivierung in der Aufnahme des Baumarkt-Werbespruchs „Mach es zu deinem Projekt“ aus, mit welcher der Körper - ganz im Sinne eines „unternehmerischen Selbst“ (Bröcklig, 2007) - zu einer permanent optimierbaren und ständiger Kontrolle unterliegenden Angelegenheit wird. Auch der *Modus* dieser Körper-Gestaltung - wiederum in einem Baumarkt-Werbespruch („Es gibt immer was zu tun“) gespiegelt - folgt den Regeln der Projektarbeit, welche sich genuin dadurch auszeichnet, dass sie nie abgeschlossen ist.

Die Analogie des Frauenkörpers als Hobbykeller verschafft jedoch nicht nur einen Eindruck vom Schönheitshandeln als Arbeit am verobjektivierten Körper, sie macht auch eine Differenz zwischen Männern und Frauen auf, indem hier eindeutig geschlechtlich festgelegt ist, woran die Geschlechter herumwerkeln und was sie gestalten: die Männer arbeiten im Hobbykeller vermutlich an Geräten, Maschinen, Holzobjekten etc., während die Frauen an ihrem eigenen Körper arbeiten. Schönheitshandeln wird so zu einer weiblich besetzten und damit zu einer für Frauen an- und für Männer tendenziell eher unangemessenen Tätigkeit.

Zeile 30-31: „Gegen mein Kosmetikprogramm war die Restaurierung der Sixtinischen Kapelle Kinderkram.“

Mit dieser Aussage greift ‚Sophie Andresky‘ den im vorigen Abschnitt schon

angedeuteten Aspekt der Körper-*Arbeit* auf und spielt auf ironische Art und Weise darauf an, dass das Engagement und die Anstrengungen, die mit ihrem Schönheitshandeln verbunden sind, unverhältnismäßig hoch sind. Der ironisch-überspitzte Modus, in dem dies geschieht, sowie die Tatsache, dass sie offensichtlich über ein *Wissen* um das Moment der Übertreibung ihrer Handlungen verfügt, legitimiert ihr „Kosmetikprogramm“ in derselben Art und Weise, wie der Vergleich mit der nubischen Kriegerin die Verbrennungen beim Frisieren der Haare legitimiert (siehe S. 42). Gleichzeitig verweist der Begriff „Programm“ hier noch einmal darauf, dass das Handeln ‚Sophie Andreskys‘ etwas Automatisches ist, in dem subjektives Erleben keine Rolle spielt.

Zeile 31-39: *„Nur Schönheits-OPs sind so eine Sache. Obwohl ich eine Freundin habe, deren neuer Busen nicht nur toll aussieht, sondern sich auch so anfasst (das durfte ich netterweise und zur Freude der anwesenden Männer in der Sauna testen), bin ich da vorsichtig. Ich würde das gern mit feministischem Selbstbewusstsein ablehnen, aber ehrlich gesagt ist es wohl eher die Angst, anschließend mit dem Lächeln eines Schnabeltiers, Schlitzaugen oder Kratern an den Beinen aufzuwachen. Und wenn ich vor lauter Botox nicht mehr lachen kann oder mir beim Niesen die Nase abfällt, fände ich das auch nicht lustig.“*

In diesem Abschnitt setzt sich ‚Sophie Andresky‘ ausführlich mit dem Thema „Schönheits-OP’s“ auseinander. Diesen steht sie nicht prinzipiell ablehnend gegenüber - der Aspekt des Schön-Aussehens durch eine Operation hat für sie durchaus einen Wert -, trotzdem grenzt sie sich doch von kosmetischer Chirurgie ab. Dies tut sie allerdings nicht aus ideologischen, sondern aus pragmatischen Gründen: „Ich würde das gern mit feministischem Selbstbewusstsein ablehnen, aber ehrlich gesagt ist es wohl eher die Angst, anschließend mit dem Lächeln eines Schnabeltiers, Schlitzaugen oder Kratern an den Beinen aufzuwachen“. Diese Aussage spiegelt ein Auseinanderklaffen von Ansprüchen und Realität wider: ‚Sophie Andresky‘ wünscht sich, ihre Haltung bezüglich Schönheitsoperationen könnte von feministischen Werten getragen sein, tatsächlich liegt der Grund ihrer Ablehnung jedoch schlicht in der Angst, durch eine Operation unansehnlicher zu werden. Ihr Anspruch findet also kein Pendant auf der Ebene ihres *tatsächlichen* Denkens und Fühlens. Das zeigt sich auch auf semantischer Ebene: dadurch, dass die „Ablehnung mit feministischem Selbstbewusstsein“ im Modus des

Konjunktivs erscheint, verbleibt diese Handlung als theoretisches Prinzip auf der Möglichkeitsebene und wird nicht zur gelebten Realität. Der Eindruck von Theoriehaftigkeit und „Lebensferne“ dieses Anspruchs wird dadurch noch verstärkt, dass nicht expliziert wird, was dieses „feministische Selbstbewusstsein“ denn eigentlich genau bedeutet und worauf es fußen sollte, wohingegen der Aspekt, der ihrer Ablehnung tatsächlich zu Grunde liegt, durchaus erläutert wird: sie fürchtet hässlich zu werden.

Feministische Ansprüche und emotionale Lebensrealität scheinen sich hier also unvereinbar gegenüber zu stehen. Die Kluft, die sie voneinander trennt, wird im Folgenden durch Ausweitung dieser emotionalen Lebensrealität auf die psychische „Beschaffenheit“ von Frauen manifestiert:

Zeile 39-42: „Aber Brustwarzen, die nach oben gucken, oder eine Wespentaille sind eben doch schön. Da kämpft die Puristin in mir mit dem kleinen Mädchen, das eben doch lieber eine wunderschöne Prinzessin sein möchte, als ein runzlicher Kürbis.“

Die Diskrepanz zwischen feministischen Ansprüchen und tatsächlicher Gefühlslage wird hier nun gleichsam auf die „innere Bühne“ von ‚Sophie Andresky‘ verlagert und dort von verschiedenen Innenanteilen als "Kampf" ausgetragen: dabei steht auf der einen Seite ‚Sophie Andreskys‘ Wunsch nach Schönheit - verkörpert durch das „kleine Mädchen“ - und auf der anderen Seite die in der Figur der „Puristin“ verkörperten „Werte und Ansprüche des Feminismus“.

Hier fällt zunächst einmal auf, dass das „kleine Mädchen“ in stärkerem Maße von ‚Sophie Andresky‘ als zur eigenen Person dazugehörig erlebt zu werden scheint, als die Puristin, denn es wird eingeführt, ohne explizit als Innenanteil gekennzeichnet zu werden, ganz so, als sei es eine Selbstverständlichkeit und gängiges Wissen, dass ein solches kleines Mädchen, das „eben doch lieber eine wunderschöne Prinzessin sein möchte, als ein runzlicher Kürbis“ zur psychischen „Grundausrüstung“ einer Frau gehört. Die „Puristin“ hingegen wird durch die Prädikation „in mir“ deutlich als etwas mit diesem Selbst nicht Identisches gekennzeichnet und damit zu etwas tendenziell eher Fremdartigem. Gleichzeitig beinhaltet schon die Figur der Puristin selbst ein fremdes beziehungsweise ein *entfremdetes* Moment, denn indem eine Puristin auf Reinheit bedacht ist und gradlinig bestimmten Prinzipien folgt, zeigt sie sich als kopfbetont und damit als von den eigenen Gefühlen eher entfernt. Im Gegensatz dazu liegt bei dem kleinen Mädchen die Betonung auf der Gefühlsebene, indem ihrem Wollen und

Wünschen Ausdruck verliehen wird: sie " [...] *möchte* [Hervorh. d. V.] eben doch lieber eine wunderschöne Prinzessin sein [...]“. Dieser Wunsch erscheint nicht nur deshalb „natürlicher“ als das Festhalten an (feministischen) Prinzipien, weil er wie jeder andere emotionale Ausdruck schlicht weniger leicht steuer- und lenkbar ist und somit als unverfälscht und „echt“ erscheint, sondern auch deshalb, weil er von einem kleinen Mädchen geäußert wird und weil die Figur eines kleinen Mädchens mit einem solchen Wunsch ein in der westlichen Kultur tief verankertes Bild ist. Man denke nur an die hier gängige Praxis kleiner Mädchen, sich als Prinzessin zu verkleiden. Die Dichotomie zwischen dem kleinen Mädchen und der Puristin wird dadurch noch verstärkt, dass mit diesen beiden Figuren lediglich zwei alternative Seinsweisen angeboten werden, von denen die eine wenig attraktiv ist: folgt ‚Sophie Andresky‘ nicht dem kleinen Mädchen und nimmt damit die Möglichkeit wahr, eine „wunderschöne Prinzessin“ zu sein, dann besteht die andere Alternative lediglich darin, ein „runzlicher Kürbis“ zu sein.

Durch die Gegenüberstellung eines kleinen Mädchens mit „mädchen-typischen“ Wünschen, das eng mit dem Selbst von ‚Sophie Andresky‘ verknüpft ist, auf der einen, mit einer Puristin, die eher als etwas Fremdes wahrgenommen wird, auf der anderen Seite, wird der Wunsch ‚Sophie Andresky‘ nach Schönheit zu einer tief verwurzelten, „natürlichen“ Sehnsucht. Verstärkt wird dies noch durch die Tatsache, dass die Puristin sogar gegen diesen Wunsch ankämpft. Das Streben nach Schönheit erlangt zusätzlich dadurch einen „natürlichen“ Charakter, dass Schönheitsnormen hier als „objektive“ Ideale dargestellt werden: „Aber Brustwarzen, die nach oben gucken, oder eine Wespentaille sind eben doch schön“. Dass bestimmte körperliche Merkmale bzw. deren Ausprägungen als schön gelten, wird hier weder als persönliche Vorliebe, noch als zur Zeit gängiges Schönheitsideal betrachtet, sondern durch die Verwendung des Indikativs als Faktum dargestellt.

Zeile 43 – 47: *„Die Schmerzen beim Intim-Waxing nehme ich inzwischen übrigens gern in Kauf, denn haarlos ist der Sex tatsächlich noch besser. Meinen wuschelig behaarten Liebsten habe ich jetzt ebenfalls zur Meisterin des Rupfens und Zupfens geschickt. Wollen wir doch mal sehen, wie viel von einem nubischen Krieger in ihm steckt...“*

Am Ende des Textes kommt ‚Sophie Andresky‘ noch einmal auf die Argumentation aus Zeile 11-14 zurück. Die Aussage ihres Freundes - der Sex würde durch die Enthaarung

noch besser werden - hat sich nun zu guter Letzt doch noch als zutreffend erwiesen: "[...] haarlos ist der Sex tatsächlich noch besser". Dabei lässt der Begriff „tatsächlich“ an der hier geäußerten Feststellung keinen Zweifel und affirmiert diese aufs Deutlichste. Der Besuch im Waxing-Studio wird hier also nachträglich durch ein Ergebnis gerechtfertigt, das ‚Sophie Andresky‘ zwar als positiv empfinden mag, das bei ihrer Entscheidung für die Handlung de facto jedoch gar keine Rolle gespielt hat. Gleichzeitig wird auch die Aussage von ‚Sophie Andreskys Freund‘, die unter Umständen auch als Zumutung oder Unverschämtheit gewertet werden könnte, im Nachhinein nun „rehabilitiert“. Dies geschieht vor allem durch die Setzung, die ‚Sophie Andresky‘ mit der Aussage „Die Schmerzen beim Intim-Waxing nehme ich inzwischen gerne in Kauf, denn haarlos ist der Sex tatsächlich noch besser“ vornimmt, da sich in dieser zeigt, dass sie „gutem Sex“ einen höheren Stellenwert beimisst, als der Freiheit von Schmerzen und Unannehmlichkeiten. Wo an anderer Stelle des Textes der Wunsch nach Schönheit als Legitimation für das Körperhandeln diene, wird hier nun das verbesserte Sexualleben zum legitimierenden Aspekt.

Doch nicht nur das Argument von ‚Sophie Andreskys Freund‘ erweist sich im Nachhinein als zutreffend und legitimiert damit ihr Handeln; auch ihr eigenes, selbst entworfenes Argument, das auf dem Gleichgewicht von Geben und Nehmen in einer Beziehung basiert, erhält nun im Nachhinein noch dadurch Wirksamkeit, dass sie ihren „[...] wuschelig behaarten Liebsten [...] jetzt ebenfalls zur Meisterin des Rupfens und Zupfens [...]“ schickt. Dabei erhält ihr Freund die Nomination „mein Liebster“, welche, genauso, wie die Bezeichnung „mein Freund“ auf seinen Status als ihr Partner abzielt. Durch die Prädikation „wuschelig behaart“ wird die Assoziation zu dem Fell eines Tieres erzeugt, durch das man streichen bzw. durch-„wuscheln“ kann. Die Nomination der Depiladora als „Meisterin des Rupfens und Zupfens“ richtet sich, genauso wie ihre Betitelung als „Waxing-Expertin“ in Zeile 6 auf ihre Handlung, also auf das, was sie tut. Während jedoch der Begriff „Waxing-Expertin“ tatsächlich nur die Tätigkeit der Akteurin beschreibt - sie führt die eher neutral formulierte Handlung des Waxens aus und tut dies als Expertin, also wahrscheinlich professionell und effektiv -, wird einer „Meisterin“ zusätzlich zu der professionellen Ausführung die starke Verbundenheit mit dem Tun zugesprochen, was diesem eine identitätsstiftende Komponente verleiht. Analog dazu erinnert die „Meisterin des Rupfens und Zupfens“ an eine Kräuterhexe, an eine Figur also, die - wie übrigens auch die „wunderschöne Prinzessin“ - dem Märchenkontext

entlehnt ist, in welchem sich die Identitäten von Personen ja auch in besonders starkem Maße durch die Verkörperung beziehungsweise das „Sein“ einer bestimmten Position (zum Beispiel durch das Prinzessinnen- oder Hexe-*Sein*) auszeichnen. Deshalb kann man im Falle der „Meisterin des Rupfens und Zupfens“ wohl eher von einer „Identification“ sprechen, welche stärker auf das abzielt, was eine Person *ist*, als (wie bei der „Waxing-Expertin“) von einer „Functionalization“, die stärker darauf abzielt, was eine Person *tut* (van Leeuwen, 2008, S. 42) ³⁷. Auffällig ist, dass die Verbundenheit und Identifikation mit der Tätigkeit des Waxens, die die Depiladora durch diese Art der Nomination erhält, im krassen Gegensatz zu der Fremdheit steht, durch welche sich ‚Sophie Andreskys‘ Verhältnis zum Waxen auszeichnet (siehe S. 36f) - auf diesen Aspekt werde in IV 4.2.2 ausführlicher eingehen.

Indem ‚Sophie Andresky‘ ihren Freund nun also auch zur „Meisterin des Rupfens und Zupfens“ schickt -, und damit komme ich auf meine ursprüngliche Ausführung zurück - verschafft sie dem von ihr entworfenen Argument, in einer Beziehung solle ein Gleichgewicht von Geben und Nehmen herrschen, im Nachhinein selbst Geltung und legitimiert damit rückwirkend ihren eigenen Besuch im Waxing-Studio. Denn durch die Tatsache, dass sein Besuch auf *ihren Wunsch* hin stattfindet, erfüllen sich die beiden nun tatsächlich *gegenseitig* Wünsche. (Bemerkenswert ist dabei nur, dass die Enthhaarung ihres Freundes ursprünglich gar keinen Wunsch von ‚Sophie Andresky‘ dargestellt hat.)

Damit scheint eine Kritik an der Tatsache, dass ‚Sophie Andreskys Freund‘ sich wünscht, sie möge ihr Äußeres verändern, nun endgültig obsolet zu sein, verweist doch auf den ersten Blick nichts stärker auf die Gleichberechtigung dieser Beziehung, als die Tatsache, dass ‚Sophie Andresky‘ nun ihrerseits ihren Freund zum Waxen schickt. Hier sollte jedoch sehr genau darauf geachtet werden, welches Verständnis von Gleichberechtigung damit herrscht, denn offensichtlich wird Gleichberechtigung hier nicht als eine Formation verstanden, in der keine Person über die andere verfügt, sondern als eine, in der nicht mehr *ausschließlich* der Mann über die Frau verfügt, sondern in der die Frau nun auch über den Mann (bzw. dessen Körper) bestimmen kann. Damit scheint die Tatsache, dass ‚Sophie Andresky‘ ihren Freund nun auch zum Waxen schickt, also eher einen Ausgleich dazu zu bilden, dass auch über ihren Körper verfügt wurde. Dies zeigt sich auch darin,

³⁷ Hier muss angemerkt werden, dass "Identification" und "Functionalization" nach van Leeuwen (2008, S. 42) eng miteinander verknüpft und teilweise auch austauschbar sind - je nach gesellschaftlicher Lage kann ein bestimmtes Verhalten mal schlicht eine bloße Handlung darstellen, während es in einem anderen Kontext gleich die ganze Identität bestimmt.

dass sie abschließend die neckische Frage stellt, wieviel von einem nubischen Krieger denn wohl in ihrem Freund stecke, womit sie auf den Aspekt der Schmerzen bei der Enthaarung anspielt. Dadurch erinnert ihre Handlung hier mehr an einen Racheakt und an eine Bestrafung und scheint weniger mit ihren ästhetischen oder sexuellen Vorlieben zu tun zu haben.

2.2 Text 2: „I’M EVERY WOMAN“

Zeile 2-5: „VAMP, KARRIEREFRAU, DIVA – MIT GUTEM MAKE-UP KANN EINE FRAU ALLES SEIN. JURATE BARONAS VERSTEHT NUR DIE MÄNNERWELT NICHT MEHR: WARUM LIEBEN KERLE DIE UNGESCHMINKTE WAHRHEIT AM MEISTEN?“

Der Artikel beginnt mit der Aussage, eine Frau könne mit gutem Make-Up „alles sein“. Bei der Bezeichnung „eine Frau“ handelt es sich um eine Generalisierung: hier wird nicht über eine spezifische Person, sondern über eine ganze - scheinbar homogene - Gruppe gesprochen (van Leeuwen, 2008, S. 37). Die Aussage, dass eine Frau „mit gutem Make-Up“ alles sein könne, wird hier somit nicht differenziert, sondern als für alle Frauen gleichermaßen zutreffend dargestellt. Dabei gleicht das Schönheitshandeln einem Akt der Selbstverwirklichung, denn in der Aussage, dass eine Frau „[...] mit gutem Make-Up [...] alles [Hervorhebung der Verfasserin] sein [kann]“, schwingt das verheißungsvolle Versprechen mit, dass den Entfaltungsmöglichkeiten einer Frau mit den richtigen Schönheitstricks keine Grenzen gesetzt sind. Untermalt wird diese These dadurch, dass „gutes Make-Up“ hier nicht nur eine Veränderung, sondern vielmehr eine Verwandlung der Akteurin suggeriert: so wird diese nicht mittels eines Adjektivs als zum Beispiel „glamourös“ beschrieben und damit lediglich verändert, sondern sie erhält stattdessen eine völlig neue Identität, indem sie mit einem Substantiv bezeichnet und damit zum Beispiel zur „Diva“ wird. Wie begrenzt diese Selbstentfaltungsmöglichkeiten jedoch sind, wird deutlich, wenn man sich anschaut, was denn eigentlich als legitimes „alles“ gilt - denn obwohl Vamp, Karrierefrau und Diva in ganz unterschiedlichen Kontexten agieren und somit so verschiedene Bereiche, wie Arbeitswelt und Sexualität abdecken, ist ihnen doch gemeinsam, dass sie alle Subjektpositionen verkörpern, die von Frauen im Rahmen heteronormativer Weiblichkeit aufgegriffen werden können. Die Möglichkeiten der Selbstverwirklichung von Frauen beziehen sich hier also nur auf solche Seinsweisen, die

gängige Vorstellungen von Weiblichkeit nicht in Frage stellen. Zusätzlich eint die Akteurinnen, dass ihrer alle Identität ein Produkt von „gutem Make-Up“ ist. Eine derartige Verbindung zwischen AkteurInnen, die sich nicht daraus ergibt, dass diese Eigenschaften miteinander teilen, sondern daraus, dass sie alle dieselbe spezifische Aktivität ausführen oder erleben, bezeichnet van Leeuwen als Parataxe (2008, S. 38). Bei der Aktivität, die in diesem Fall die Akteurinnen eint, wird übrigens keine ausführende Akteurin sichtbar, da anstelle eines Verbs die Formulierung „mit gutem Make-Up“ verwendet wird. Der Gebrauch eines Substantivs anstelle eines Verbs lässt den Akteur / die Akteurin in den Hintergrund treten, wodurch die Handlung als etwas tendenziell eher Automatisches erscheint - diese Automatik im Schönheitshandeln, die sich ja auch schon im ersten Text gezeigt hat, wird sich noch in weiteren Textstellen wieder finden.

Die Autorin des Textes, ‚Jurate Baronas‘, wird nun mit semi-formaler Nomination, also mit der Nennung des Vor- und Nachnamens (van Leeuwen, 2008, S. 41), als Akteurin eingeführt, indem sie sich fragt, was mit der „Männerwelt“ nur los sei und warum „[...] die Kerle die ungeschminkte Wahrheit am meisten [lieben]“.

Damit schafft sie eine Unterteilung der Welt in die Gruppe der Männer und die der Frauen: so, wie sie in Zeile zwei von einem Kollektivsubjekt Frau ausgeht („eine Frau“), spricht sie hier von der „Männerwelt“ beziehungsweise salopp und fast schon etwas abwertend von den „Kerlen“. Die Trennung in Männer und Frauen wird dadurch noch manifestiert, dass hier von der „Männerwelt [Hervorh. d. V.]“ gesprochen wird, was auf ein Verständnis von Geschlecht hinweist, welches die ganze Seinsweise einer Person - und damit eben deren ganze Welt - als vom Geschlecht bestimmt sieht. Gleichzeitig wird auch eine Differenz zwischen diesen beiden Gruppen aufgemacht, indem Jurate Baronas darauf hinweist, dass sie die „Männerwelt“ eben nicht mehr versteht, da diese „[...] die ungeschminkte Wahrheit am meisten [lieben]“.

Dieser Topos nimmt die von feministischer Seite aus geäußerte Kritik auf, dass Männer über die Körper der Frauen verfügen (siehe z.B. Riegler & Ruck, 2011, S. 45 und Degele, 2004, S. 124) und kehrt diese um: Nicht nur wird das Schönheitshandeln nicht mehr als Zeichen von Unterdrückung, sondern im Gegenteil als Akt der Selbstverwirklichung verstanden („mit gutem Make-Up kann eine Frau alles sein“); es sind auch zudem nicht mehr die Männer, die ein solches Handeln von den Frauen fordern, ganz im Gegenteil lieben die Männer doch die „ungeschminkte Wahrheit“ am meisten. Dadurch wird einer solchen möglichen Kritik von vornherein die Grundlage entzogen, indem diese Problematik einfach nicht mehr existent zu sein scheint. Stattdessen erweist sich genau

Gegenteil - das fehlende Interesse der Männer am Aussehen ihrer Frauen nämlich - als problematisch oder zumindest irritierend und unverständlich („Jurate Baronas versteht nur die Männerwelt nicht mehr“). In diesem Zusammenhang verweist der Begriff „nur“ darauf, dass es bezüglich der Selbstverwirklichungsmöglichkeiten von Frauen keinerlei Probleme mehr gibt, bis auf das eine, dass nämlich die Männer die hier benannte Art der Selbstverwirklichung nicht schätzen beziehungsweise nicht „lieben“.

Zeile 7: *„Fangen wir mit ihm an.“*

Die Äußerung „Fangen wir mit ihm an“ kann als Ausdruck einer Diskursmächtigkeit verstanden werden: hier geht ‚Jurate Baronas‘ auf die Metaebene und kommentiert selbst ihr weiteres Sprechen, indem sie ankündigt, dass sie nun im Folgenden über „ihn“ sprechen wird. Damit wird deutlich, dass die Position, aus der heraus sie spricht, eine ist, die den Text strukturiert und die bestimmt wann und vor allem von wem über wen gesprochen wird. Dabei spricht sie nicht in der ersten Person Singular, sondern verwendet die Plural-Form „wir“ und schafft es damit, die Distanz zwischen Autorin und LeserInnenschaft ein Stück weit aufzuheben. Gleichzeitig wird damit die Trennung zwischen der „Männerwelt“ und den Frauen auf semantischer Ebene fortgesetzt, da Begriffe, wie „wir“ oder „er“ AkteurInnen und Gruppen explizit voneinander abgrenzen (van Leeuwen, 2008, S. 40). Darüber hinaus verweist die Tatsache, dass das im Folgenden geschilderte Verhalten explizit als das von „ihm“ gekennzeichnet ist, darauf, dass sich dieses Verhalten in besonderem Maße durch dessen „männlichen Charakter“ auszeichnet. Im Falle einer - wie in diesem Artikel vorherrschenden - differenzorientierten Sichtweise, welche Männer und Frauen als Gegenstücke betrachtet, muss dabei mitgedacht werden, dass Aussagen über „typisch männliches“ Verhalten immer auch Aussagen über „typisch weibliches“ Verhalten beinhalten, da das eine das andere als sein Gegenstück mit konstituiert (siehe dazu auch IV 1.1).

Zeile 7-14: *„Er im Bad. Bewundert seinen Superbody. Hat heute keine Lust auf Rasieren. Duscht eiszapfenkalt, das macht man in der Wildnis so. Gibt dabei unkontrollierte Geräusche von sich. Trocknet sich von einem Bein aufs andere hüpfend ab, schmeißt die Handtücher von sich. Verachtet das sündhaft teure Parfum, das ich ihm geschenkt habe. Verreibt dafür begeistert Handteller große Kleckse von meinem Falten killenden Powerserum auf seine Oberarme, weil die Muskeln davon so toll glänzen. Welche*

Muskeln?“

Der Ankündigung „mit ihm anzufangen“, folgt nun eine Beschreibung des Körper- und Schönheitshandelns des Partners von ‚Jurate Baronas‘. Dabei erhält dieser die generalisierte Nomination „er“. Im Gegensatz zu ‚Jurate Baronas‘, die durch Nennung ihres Vor- und Nachnamens eine einzigartige Identität erhält, wird die Identität ihres Partners hier nicht weiter spezifiziert. Die Tatsache, dass er männlich ist - dies ist die einzige Information, die das Personalpronomen „er“ über den Akteur liefert - scheint damit also der Aspekt zu sein, der ihn ausreichend beschreibt. Damit wird der ‚Partner von Jurate Baronas‘ hier vollständig auf seine Geschlechtlichkeit reduziert.

In dieser Sequenz wird ‚Jurate Baronas‘ Freund‘ gleichermaßen passiviert und aktiviert. Einerseits stellt er sich als aktiver Akteur dar, der Handlungen selbst ausführt, statt diese durch andere zu erleben bzw. zu erleiden. Zudem zeugen seine Handlungen von einem starken inneren Antrieb (zum Beispiel „[...] schmeißt [er] die Handtücher von sich“), was auf ihn als Ausgangspunkt der Handlung verweist und damit seine Eigenmächtigkeit betont. Gleichzeitig wird der ‚Partner von Jurate Baronas‘ in dieser Beschreibung jedoch so stark in die Nähe von Natur und Tierhaftigkeit gerückt, dass er in seinem Handeln als den eigenen Trieben unterworfen und somit gleichsam durch die „eigene Natur“ passiviert erscheint.

So wird er beispielsweise als ein Mann beschrieben, der „[...] unkontrollierte Geräusche von sich [gibt]“. Seine Äußerungen werden hier als „Geräusche“ bezeichnet, eine Kategorie, die in ihrer Allgemeinheit zwar prinzipiell alles Hörbare einschließt, mit der in der Regel jedoch keine menschlichen Äußerungen bezeichnet werden. Zudem scheint er sich gar nicht bewusst dazu entschieden zu haben, diese „Geräusche von sich zu geben“, denn er vollzieht diese Handlung nicht überlegt und selbst bestimmt, sondern „unkontrolliert“. Zusätzlich verweist auch die Formulierung „von sich geben“ darauf, dass eine Äußerung oder ein Laut eher automatisch als durchdacht und gewollt abgegeben wird. Gleichzeitig wird diese Formulierung weniger im Zusammenhang mit Menschen verwendet, als vielmehr mit Tieren, die in für Menschen unverständlichen Lauten kommunizieren. Diese Assoziation zum Tierreich und damit zur Sphäre der Natur, wird auch explizit geäußert. So lautet die Erklärung für die „eiszapfenkalte“ Dusche am Morgen: „[...] das macht man in der Wildnis so“. Auch in dem Hüpfen „von einem Bein aufs andere“ und in dem „von sich schmeißen“ der Handtücher zeichnet sich ein solcher Kontrollverlust ab. Beide Handlungen scheinen nicht überlegt und

durchdacht, sondern von unmittelbaren Impulsen und Gefühlen geleitet zu sein. Analog dazu zeichnet sich sein Körperhandeln durch ein Agieren nach dem „Lustprinzip“ aus: statt diszipliniert eine bestimmte Aktivität zu verrichten, lässt der ‚Partner von Jurate Baronas‘ sie bleiben, wenn ihm die Lust dazu fehlt („Hat heute keine Lust auf Rasieren“). In all diesen Handlungen drückt sich ein Körper- und Selbstverhältnis aus, das von einem unmittelbaren Zugang zum eigenen Erleben geprägt zu sein scheint.

So, wie ‚Jurate Baronas‘ Partner‘ der Sphäre der Wildnis nahe zu sein scheint, so wirkt er dementsprechend der Sphäre der Zivilisation entrückt. Dies wird zum einen darin deutlich, dass er das „[...] sündhaft teure Parfum [verachtet] [...]“ und ihm somit also offensichtlich der Sinn für diese wertvolle Raffinesse fehlt; zum anderen zeigt es sich darin, dass er „[...] begeistert Handteller große Kleckse von meinem Falten killenden Powerserum auf seinen Oberarmen [verreibt] [...]“, was auf sein fehlendes Verständnis für bestimmte zivilisatorische Tatbestände - zum Beispiel für die Frage nach Anwendungsmenge und -ort für ein Serum - verweist.

Letztendlich zeichnet sich sein Schönheitshandeln noch durch ein freudvolles und von positiven Emotionen getragenes Körperverhältnis aus (er verreibt „begeistert“, er „[b]ewundert seinen Superbody“ und er findet dass seine Muskeln „[...] toll glänzen“, wobei dieses positive Erleben hier in überzeichneter Art dargestellt wird: So ist der ‚Partner von Jurate Baronas‘ nicht bloß zufrieden mit seinem Körper - er „bewundert“ ihn regelrecht. Und sein Körper ist auch nicht mehr nur einfach Körper - er ist ein „Superbody“. Sein Körpererleben und -umgang erscheint noch dadurch als umso unangemessener, als die positive Selbstwahrnehmung nicht mit dem Blick Anderer übereinstimmt: So stellt nämlich ‚Jurate Baronas‘ mit den Worten „Welche Muskeln?“ klar, dass ihr Freund ihrer Meinung nach überhaupt keine Muskeln besitzt, die „[...] toll glänzen“ könnten, womit der Aspekt von Übertriebenheit und fehlendem Realitätsbezug betont wird.

Des Weiteren fällt auf, dass in der Beschreibung des Schönheitshandelns von ‚Jurate Baronas‘ Freund‘ häufig das Satzsubjekt fehlt und dieser somit als Akteur nicht in Erscheinung tritt („Bewundert seinen Superbody. Hat heute keine Lust auf Rasieren. Duscht eiszapfenkalt [...]“). Dieser „lockere“ und grammatikalisch auch eigentlich nicht korrekte Umgang mit ihm als Akteur scheint nicht nur seine eigene lockere, laissez-fairere Haltung bezüglich des Schönheitshandelns zu komplementieren. Indem sich diese Haltung, die er sonst auf der inhaltlichen Ebene an den Tag legt, auf grammatikalischer Ebene widergespiegelt, wird sie gleich doppelt betont und erhält dadurch einen

Beigeschmack, der sich zwischen Amüsement und Anklage bewegt.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass hier das Bild eines unzivilisierten, fast schon Tier-ähnlichen Mannes gezeichnet wird, der stark der Sphäre von Wildnis und Natur zugeordnet wird, sich dementsprechend auch „wie ein Wilder gebärt“ und der zivilisatorischen Sphäre weit entrückt zu sein scheint. Diese Darstellung passiviert den Mann, indem sie ihn als eine Person darstellt, die sich nicht selbst lenkt, sondern die durch ihr Inneres - durch die eigenen Emotionen, Triebe und Impulse - gesteuert wird.

Zeile 14-20: „...weil seine Muskeln davon so toll glänzen. Welche Muskeln? Das reicht. Mein Lieblingsmann wird jetzt zur Höchststrafe verdonnert: Samstagsshopping bei Douglas. Ohne das komplette Sortiment einer Herrenpflegelinie kommt er mir da nicht raus. Und es wird so sein, dass er es täglich benutzt, weil ich das verdammt nochmal so will. Merke: Schatz, du bist ein Mann. Aber keine Naturschönheit.“

Die Missbilligung, die in der ironisch überzeichneten und teilweise abwertenden Darstellung des Körperhandelns des Mannes mitschwingt, scheint in der Feststellung, dass er Muskeln bewundert, die er überhaupt nicht hat, ihren Höhepunkt gefunden zu haben. Mit dem Ausspruch „Das reicht“ kennzeichnet ‚Jurate Baronas‘ das Verhalten ihres Partners deutlich als inakzeptabel. Gleichzeitig kann diese Äußerung abermals als Ausdruck ihrer Diskursmächtigkeit verstanden werden: *Sie* ist es, die sein Verhalten kommentiert und ihn in seine Schranken weist.

Dieses Verfügen über ihren Freund drückt sich jedoch nicht nur im Kommentieren und Bewerten seines Verhaltens aus, sondern zeichnet sich auch auf der Handlungsebene des Textes ab: Sie „bestraft“ ihn, indem sie ihn zum „Samstagsshopping bei Douglas“ mitnimmt. Dabei bezeichnet sie ihn als ihren „Lieblingsmann“. Der Zusatz „Liebling“ spezifiziert den generalisierten Akteur „Mann“ insofern, als dass ein solcher - wenn auch (momentan) favorisiert - im Grunde genommen lediglich einer von vielen ist. Die positive Konnotation, die der Begriff „Liebling“ beinhaltet wird also dadurch abgeschwächt, dass hier gegen die Norm der Exklusivität verstoßen wird. Außerdem referiert diese Nomination ausschließlich auf seinen Status als Partner - so, wie ihr Freund in Zeile sieben nur mit „er“ nominiert und damit auf seine Männlichkeit reduziert wurde, so wird er hier auf seine Rolle als Partner fixiert.

Gleichzeitig wird mit der Kennzeichnung des Douglas-Einkaufs als „Höchststrafe“ eine Gegensätzlichkeit von Männern und Frauen produziert: Was in stereotyper Weise als

Lieblingsbeschäftigung der Frauen gilt, wird hier (ironisch-überzeichnet) als „Höchststrafe“ für ‚Jurate Baronas’ Freund’ dargestellt. Nicht nur eine Differenz zwischen Männern und Frauen wird auf ironische Art und Weise aufgemacht, auch die Tatsache, dass ‚Jurate Baronas’ ihren Freund zur „[...] Höchststrafe *verdonnert* [Hervorh. d. V.]“ karikiert auf ironische Art und Weise das Verhältnis der beiden zueinander: ‚Jurate Baronas’ agiert hier wie ein Elternteil, das über ein Kind verfügt, indem sie es bestraft und ihm beibringt, wie es sich „richtig“ zu verhalten hat. Ihre übergeordnete und seine untergeordnete Stellung drückt sich deutlich darin aus, dass sie ihre Forderung an ihn nicht argumentativ belegen muss, sondern scheinbar allein aufgrund ihrer Position bestimmen kann, was er tut: „Und es wird so sein, dass er es täglich benutzt, weil ich das *verdammt nochmal so will* [Hervorh. d. V.]“. Dabei stellt sich jedoch die Frage, wofür er überhaupt „bestraft“ wird. Zwar wird mit der Aussage „Merke: Schatz, du bist ein Mann. Aber keine Naturschönheit“ auf die Maxime verwiesen, dass an einem unvollkommen Äußeren gearbeitet werden müsse; vergegenwärtigt man sich jedoch den Ausgangspunkt für die Bestrafung, so fällt auf, dass es keineswegs das mangelhafte Äußere von ‚Jurate Baronas’ Partner’ war, sondern sein freudvoller Umgang mit diesem, welcher den Anlass zur Bestrafung gegeben hat („Verreibt dafür begeistert Handteller große Kleckse von meinem Falten killenden Powerserum auf seine Oberarme, weil die Muskeln davon so toll glänzen. Welche Muskeln? Das reicht“). Die eigentliche Kritik zielt hier also nicht auf den Körper als solchen, sondern auf ein bestimmtes *Körperverhältnis* ab. Auf die Frage, wieso dies nicht offen benannt werden kann, werde ich in IV 5.1 genauer eingehen. An dieser Stelle sei nur schon einmal angemerkt, dass die Kritik weniger der Diskreditierung ihres Freundes, als vielmehr der Legitimierung von ‚Jurate Baronas’ eigenem Schönheitshandeln zu dienen scheint.

Zeile 21-26: „*Jetzt ich. stelle den Wecker anderthalb Stunden früher. Stülpe im Bad die Augen nach unten, damit ich nicht in den Spiegel gucken kann. Ziehe dabei den Bauch ein, sonst ist der Tag im Eimer. Rasiere. Peele. Creme. Zupfe. Pushe. Schminke. Schminke ab, weil der Lidschatten nicht zum Lippenstift passt. Schminke neu, habe jetzt rote Augen wie ein Albinohase. Habe fertig.*“

Das in dieser Passage beschriebene Schönheitshandeln stellt in jeglicher Hinsicht das Gegenstück zum Körperhandeln von ‚Jurate Baronas’ Freund’ dar. Zum einen zeichnet es sich - im Gegensatz zum impuls gesteuerten und nicht allzu mühevollen Handeln ihres

Freundes - durch strenge Disziplin und hohen Aufwand aus: so steht ‚Jurate Baronas‘ extra früher auf, um all ihre Verschönerungspraktiken ausführen zu können. Dabei vollzieht sie die Handlungen nicht wie ihr Freund unkontrolliert und danach gehend, wozu sie gerade Lust hat, sondern mit einem hohen Maß an Genauigkeit und Akribie, was dazu führt, dass eine Verschönerung gegebenenfalls auch mehrfach ausgeführt wird, wenn sie nicht ins „Gesamtkonzept“ passt („Schminke ab, weil der Lidschatten nicht zum Lippenstift passt. Schminke neu [...]“). Zusätzlich zeichnet sich ‚Jurate Baronas‘ Schönheitshandeln durch eine Art körperliche Beschädigung beziehungsweise körperliche Versehrtheit aus, welche noch einmal den Aufwand unterstreicht, mit dem sie ihr Schönheitshandeln betreibt ("Schminke neu, habe jetzt rote Augen wie ein Albinohase.") Diese Versehrtheit erinnert übrigens stark an die Narben, die Sophie Andreskys in „Lustvoll leiden“ vom Frisieren der Haare davon trägt (Zeile 25-26) und auch Jurate Baronas' Schönheitshandeln scheint, ganz ähnlich wie das ‚Sophie Andreskys‘, eher automatisch von Statten zu gehen. Dieser Eindruck entsteht vor allem dadurch, dass in vielen Fällen das Satzsubjekt fehlt und ‚Jurate Baronas‘ damit nicht mehr als Akteurin, von der die Handlung ausgeht, sichtbar wird ("Rasiere. Peele. Creme. Zupfe. Pushe. Schminke"). Während das Fehlen des Akteurs in der Beschreibung des Schönheitshandelns ihres Partners allerdings dessen lockere Haltung gegenüber seinem Tun betont hat, unterstreicht es bei ‚Jurate Baronas‘ den disziplinierenden Charakter ihrer Handlungen, da die fehlende Einbindung ihrer Aktivitäten in eine Satzkonstruktion an die Rhetorik von Militärsprache erinnert, in welcher oftmals auch nicht in ganzen Sätzen gesprochen, sondern nur die auszuführende Aktion ausgerufen wird. Zudem ist auffällig, dass nicht nur die handelnde Akteurin, die „rasiert, peelt, cremt und zupft“ in den Hintergrund rückt, sondern auch das Objekt, auf das sich diese Bemühungen richtet - also der Körper. Dadurch entsteht der Eindruck einer Unabhängigkeit und Unverbundenheit von handelnder Person, Handlung und Körper(teil). Im Gegensatz zum Schönheitshandeln ihres Freundes, das von einem unmittelbaren Zugang zur eigenen Körperlichkeit geprägt ist und bei dem dieser deutlich als handelnder Akteur zu erkennen ist, scheint das Schönheitshandeln von ‚Jurate Baronas‘ von jeglichen Bezügen abgekoppelt: Weder scheint es von jemandem ausgeführt zu werden, noch scheint es auf etwas gerichtet zu sein.

Auf einen weiteren Unterschied zwischen ‚Jurate Baronas‘ Schönheitshandeln und dem ihres Freundes möchte ich nun gesondert eingehen. Die Handlungsweisen der beiden unterscheiden sich nämlich nicht nur hinsichtlich Disziplin, Aufwand etc., sondern auch

hinsichtlich der Einstellung zum eigenen Körper. Während ‚Jurate Baraons‘ Partner‘ einen freudvollen Umgang mit der eigenen Körperlichkeit pflegt, sich offensichtlich gut aussehend findet und seinen „Superbody [bewundert]“, möchte sich ‚Jurate Baronas‘ morgens am liebsten gar nicht anschauen:

„Stülpe im Bad die Augen nach unten, damit ich nicht in den Spiegel gucken kann. Ziehe dabei den Bauch ein, sonst ist der Tag im Eimer.“ (Zeile 21-23)

Diese beiden Handlungen verweisen auf ein Leiden am eigenen Körper, das als solches nicht explizit benannt wird. So gibt die Aussage „Stülpe im Bad die Augen nach unten, damit ich nicht in den Spiegel gucken kann“ lediglich einen fast schon mechanistisch anmutenden Wirkungszusammenhang wieder, indem hier benannt wird, dass sich aus der einen Handlung - der Senkung des Blickes - eine andere Handlung - die Unmöglichkeit in den Spiegel zu schauen - ergibt. Daraus kann zwar geschlossen werden, dass ‚Jurate Baronas‘ selbst das Objekt ist, das sie nicht erblicken möchte, explizit geäußert wird dies jedoch nicht, ebenso wenig, wie eine Begründung für dieses Verhalten genannt wird. Dennoch entsteht hier nicht der Eindruck, der Text würde den LeserInnen eine Erklärung schuldig bleiben. Dies mag zum einen daran liegen, dass einer Aussage, die mit dem Begriff „damit“ konstruiert wird, immer schon ein gewisser Erklärungswert anzuhaften scheint, da dieser Ausdruck zuweilen äquivalent zu dem Begriff „weil“ verwendet wird, der ja eine kausale Verbindung anzeigt. Darüber hinaus verweist es jedoch auch darauf, dass das Bild einer Frau, die in hohem Maße unzufrieden mit ihrem Äußeren ist -, immerhin versucht sie den eigenen Anblick zu vermeiden - eine gängige und tief verankerte Vorstellung ist, die schon als so „normal“ gilt, dass sie offensichtlich keiner weiteren Erklärung mehr bedarf. Diese „Unzufriedenheit mit Normalitätscharakter“ soll hier in Anlehnung an McRobbies Konzept des „normativen Unbehagens“ (2010, S. 131) als „normatives Leiden“ bezeichnet werden, eine Überlegung, auf die ich in IV 5.2 zurückkommen werde.

Auch aus der zweiten Handlung „Ziehe dabei den Bauch ein, sonst ist der Tag im Eimer“ kann ein solches „normatives Leiden“ herausgelesen werden. In dieser Aussage wird die leidvolle Erfahrung, die hinter dem Schönheitshandeln steht, deutlicher sichtbar, als in der vorherigen, da hier nicht nur die bloße Handlung beschrieben, sondern auch die damit im Zusammenhang stehenden negativen Gefühle benannt werden („[...] der Tag [ist] im Eimer“). Dennoch sind die Einblicke, die von ‚Jurate Baronas‘ Gefühlslage vermittelt

werden, auch hier nicht allzu tief gehend, da statt konkreter Gedanken und Gefühle beim Anblick des nicht eingezogenen Bauches, die Floskel „der Tag ist im Eimer“ verwendet wird - eine Formulierung, die auf relativ unspezifische Weise auf den enttäuschenden Umstand verweist, dass etwas misslungen ist und nicht den erwünschten positiven Verlauf genommen hat. Darüber hinaus taucht ‚Jurate Baronas‘ - obwohl sie selbst es wäre, die ihren Tag als enttäuschend und misslungen erleben würde - in dieser Formulierung als Akteurin nicht mehr auf, wodurch die Bewertung des Tages weniger deutlich als eine Empfindung von ihr zu identifizieren ist. Vor allem aber bleibt die Verbindung zwischen dem Anblick ihres Bauches und der Bewertung des Tages ausgespart, so dass letztendlich nur deutlich wird, dass ‚Jurate Baronas‘ Aussehen einen negativen Effekt auf ihre Stimmung hat, jedoch nicht, warum dies so ist. Somit bleibt auch hier das hinter der Handlung stehende Leiden vage, es scheint keine Trägerin zu besitzen und wird dadurch wenig greifbar. Dass die negative Auswirkung ihres Äußeren auf ‚Jurate Baronas‘ Tagesverfassung hier unkommentiert steht und scheinbar keiner weiterführenden Erklärung bedarf, verweist abermals auf ein als normal empfundenen, ein *normatives* Leiden. Deutlich wird die Normalität und Unausweichlichkeit solch einer negativen Gefühlslage auch dadurch, dass die Aussage „[...] sonst ist der Tag im Eimer“ im Modus des Indikativs und nicht des Konjunktivs getätigt wird, obwohl der Konjunktiv hier durchaus Sinn machen würde, da ‚Jurate Baronas‘ ja einen (noch) nicht eingetretenen Zustand beschreibt. Dass der Tag nach dem Betrachten des noch nicht modifizierten Körpers jedoch „[...] im Eimer [*ist*] [Hervorh. d. V.]“, scheint damit nicht mehr eine Frage von Bedingungen und Möglichkeiten, sondern von Tatsachen und Realitäten zu sein. Verstärkt wird dieser Eindruck durch die Verwendung des Begriffs „sonst“, der anzeigt, dass es nur eine einzige Handlungsalternative bzw. Konsequenz gibt - in diesem Fall die Tatsache, dass „[...] der Tag im Eimer [*ist*]“. Der verlorene Tag beziehungsweise das Leiden an einem unvollkommenen Äußeren stellt sich somit nicht mehr als eine von vielen möglichen Reaktionen auf das eigene Äußere, sondern als Unausweichlichkeit und logische Folge dar, die keinerlei argumentative Grundlage mehr zu benötigen scheint und daher als Topos bezeichnet werden kann.

Die beiden Handlungen verweisen allerdings nicht nur auf ein „normative Leiden“, sondern auch auf ein distanziertes und objektiviertes Selbst- und Körperverhältnis: Hier wird das eigene Erleben nicht unmittelbar wahrgenommen, sondern über die Steuerung des Handelns überwacht, kontrolliert und gegebenenfalls unterdrückt. So werden zur Vermeidung schlechter Stimmung bestimmte Verhaltensweisen unterlassen (wie der

Blick in den Spiegel) und andere (wie das Einziehen des Bauches) ausgeführt. Darin drückt sich abermals eine fundamentale Differenz zwischen ‚Jurate Baronas‘ und ihrem Freund aus: Während dieser sich in seinem Handeln von seinen Empfindungen leiten lässt, erweist sich bei ‚Jurate Baronas‘ das bloße *Wissen* um Empfindungen (wie zum Beispiel um die, dass „der Tag im Eimer“ ist) als ausreichend, um handlungsanleitend zu wirken - tatsächlich erlebt werden müssen sie nicht mehr. Negative Gefühle bilden hier also nicht mehr den Ausgangspunkt für die Handlungen, sondern stellen nur noch eine zu verhindernde Folge dar.

Die Steuerung des Handelns und die damit einhergehende Überwachung des Empfindens, die in anderen Kontexten auch als Abspaltung von Gefühlen oder als Dissoziation bezeichnet werden und möglicherweise die Frage nach unzumutbaren Zuständen aufwerfen würde, wird hier jedoch nicht als etwas besonders Problematisches dargestellt, sondern scheint im Gegenteil von einer gewissen Kompetenz zu zeugen - tatsächlich verweist sie ja auch darauf, dass ‚Jurate Baronas‘ über ein Wissen bezüglich ihrer Gefühlslage verfügt, welches sie wiederum dazu befähigt ihr Handeln so zu strukturieren, dass sie gewisse unangenehme Empfindungen umgehen kann. Die fehlende Problematisierung erscheint vor allem vor dem Hintergrund als durchaus stimmig, dass das Leiden am eigenen Körper (welches ja durch diese Art der Steuerung des Selbst nicht erlebbar gemacht werden soll) in diesem Text zwar als etwas möglicherweise Unangenehmes, in einem gewissen Maße jedoch auch völlig Normales und Unumgängliches dargestellt wird. Indem das Leid hier also nicht als etwas Problematisches gekennzeichnet ist, erscheint auch das Vermögen, dieses Leid nicht spürbar werden zu lassen, als nützliche Fähigkeit und Kompetenz und nicht etwa als Akt, der problematische Zustände weiter festigt.

Dass die Steuerung und Unterdrückung des eigenen Erlebens hier nicht als problematisch erscheint, liegt des Weiteren daran, dass die beiden Handlungen, die das eigene Erleben nicht spürbar werden lassen sollen, in weitere Schönheitshandlungen eingebettet sind: So werden nämlich das Einziehen des Bauches und das Senken des Blickes von solchen Handlungen umrahmt, die zum einen nicht zwangsläufig und unmittelbar einen Leidensdruck zum Anlass haben und die zum anderen als gängige und vor allem „harmlose“ Handlungen gelten („Stelle den Wecker anderthalb Stunden früher [...] Rasiere. Peele. Creme. Zupfe. Pushe. Schminke. Schminke ab, weil der Lidschatten nicht zum Lippenstift passt“ etc.). Während das Leiden am eigenen Körper durchaus als etwas Problematisches gesehen wird - und auf ein solches verweist das in Zeile 21-23

thematisierte Tun - , werden es Schönheitshandlungen nicht per se - und schon gar nicht solche vergleichsweise „harmlosen“ Handlungen, wie die oben angeführten. Indem das Bauch-Einziehen und das Senken des Blickes jedoch zwischen diesen als „normal“ geltenden Handlungen stehen, werden sie zu einem Teil von diesen und so, wie es als gängig und völlig normal erscheint, dass eine Frau sich morgens schminkt und eincremt, erscheint auch die Tatsache, dass eine Frau es vermeidet, sich im nicht zurechtgemachten Zustand im Spiegel zu betrachten, als normal. Damit wird jedoch der Aspekt des Leidens, auf den die beiden in Zeile 21-23 behandelten Aktivitäten ja verweisen, weniger deutlich sichtbar und schwerer zu problematisieren.

Zeile 26-27: *„Hat jetzt doch zwei Stunden gedauert. Hat sich gelohnt.“*

Der Aspekt des Zeitaufwands, der sich schon in der vorigen Passage als charakteristisch für das Schönheitshandeln von ‚Jurate Baronas‘ erwiesen hat („Stelle den Wecker anderthalb Stunden früher“), wird in dieser Sequenz noch einmal extra betont, indem er sich nun sogar als noch höher herausstellt, als ursprünglich gedacht. Trotz des unerwartet hohen Aufwandes und der Tatsache, dass ‚Jurate Baronas‘ es nicht geschafft hat, das richtige Zeitfenster einzuplanen, bewertet sie ihr Morgenritual nicht als übertrieben, sondern als gerechtfertigt („Hat sich gelohnt“). Indem sie ihr Schönheitshandeln so deutlich im Bereich des Angemessenen verortet, ohne den damit einhergehenden Aufwand zu verschleiern oder zu bagatellisieren, erscheint ihr Handeln hier nicht wie ein Akt der Verzweiflung - denn auch als solcher könnte eine derart aufwändige Verschönerungsaktion gelesen werden - , sondern wie eine selbstbestimmte Aktion, die sich höchstwahrscheinlich aus dem hohen Wert ergibt, der schönes Aussehen für ‚Jurate Baronas‘ bedeutet. Damit etabliert sich hier das Bild der „überzivilisierten“ und „überkultivierten“ Frau, die das Schönheitshandeln in einem Ausmaß vollzieht, welches - besonders im Vergleich zu der männertypischen Handlungsweise - als übertrieben angesehen werden kann und die gutes Aussehen und Schönheit in einem übersteigerten Maße als wichtig ansieht. Dabei scheint jedoch ein Bewusstsein bezüglich dieser „Übertriebenheit“ zu herrschen, so dass ‚Jurate Baronas‘ hier nicht als Unterworfenen eines Systems erscheint, das Frauen Schönheitshandlungen in einem unverhältnismäßig hohen Ausmaß abverlangt, sondern als handlungsmächtige Akteurin, die spielerisch mit dem Moment der „Übertriebenheit“ umgeht (siehe dazu auch IV 4.2.1).

Zeile 27-32: „*Sieht mein Kerl anders. Sieht nichts. Knallt mir schmatzend einen Rest Nutella-Zahnpasta (er hat in der Zwischenzeit Frühstücksfernsehen geguckt, die Couch mit Mohnsemmel voll gebröseln und nicht mal bemerkt, was ich ihm Bad alles durchmache) auf meine bepuderte Wange und verschwindet in seine Bürowelt, er wird dort gebraucht.*“

Obgleich der Partner von ‚Jurate Baronas‘ hier zum ersten Mal auch mit einer in höchstem Maße „zivilisiert“ erscheinenden Sphäre, nämlich mit der Bürowelt, in Verbindung gebracht wird, setzt sich seine Beschreibung „unzivilisierter Wilder“ auch in dieser Passage fort. Dabei bezeichnet ‚Jurate Baronas‘ ihn als „mein Kerl“. Der Ausdruck „Kerl“ referiert stark auf stereotype Männlichkeit - man denke nur an die Bezeichnung „ein echter Kerl“. Indem ‚Jurate Baronas‘ ihren Freund anhand einer solchen Terminologie betitelt, definiert sie seine Rolle als Partner hier ausschließlich über seine Geschlechtlichkeit, was man als sexistische Sprechweise bezeichnen könnte. Zudem schwingt in diesem Begriff eine weniger liebevolle und wertschätzende, vielmehr saloppe und leicht abwertende Komponente mit.

Das Verhalten von ‚Jurate Baronas‘ Freund‘ wird nun - analog zu seinen morgendlichen Handlungen im Bad - als unzivilisiert und ungesteuert dargestellt. So sieht er am Morgen schon Fern, krümelt die Couch voll und hat Reste von Nutella und Zahnpasta am Mund, mit denen er auch noch das Make-Up auf ‚Jurate Baronas‘ Gesicht verunstaltet („Knallt mir schmatzend einen Rest Nutella-Zahnpasta [...] auf meine bepuderte Wange [...]“). Der Mangel an Bewusstsein, der sich in diesen Nachlässigkeiten zeigt, besteht auch gegenüber Aussehen und Tun seiner Partnerin: Er „[s]ieht nichts“ und „[...] hat [...] nicht mal bemerkt, was ich im Bad alles durchmache“. Die Absence von Gespür und Sensibilität wird hier absolut gesetzt: Er übersieht nicht nur einzelne Schönheitshandlungen, sondern er sieht tatsächlich *nichts*.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass in dieser Passage beispielhaft das untermalt wird, was in Zeile 3-4 in eher allgemeiner Form ausgedrückt wurde, dass es nämlich Verständnisschwierigkeiten zwischen ‚Jurate Baronas‘ als Vertreterin der Frauen und der „Männerwelt“ gibt. So wird hier eine Differenz zwischen einem im höchsten Maße achtlosen Mann, der „*nichts* sieht“ und einer Frau, die - wie wir aus vorherigen Passagen wissen - penibel auf jede Kleinigkeit an ihrem Äußeren achtet, aufgemacht. Darüber hinaus zeigt sich die Unterschiedlichkeit der beiden noch darin, dass das Schönheitshandeln von ‚Jurate Baronas‘ hier mit „etwas durchmachen“ betitelt ist,

wodurch ihre von Anstrengung geprägte Tätigkeit seinem entspannten Frühstücksritual auf der Couch und vor dem Fernseher gegenübergestellt wird.

Zeile 33-36: „Entschuldigung, geht das nur mir so? Oder sind die anderen Damen nach der Plackerei auch so geknickt, weil ihr Kerl sie weder begehrllich angegafft noch begehrllich befummelt hat? Oder wenigstens: so getan als ob.“

Die in der vorherigen Passage beschriebene Differenz zwischen ‚Jurate Baronas‘ und ihrem Freund wird hier nun eindeutig als problematisch gekennzeichnet, indem ‚Jurate Baronas‘ empörend auf den durch diese Unterschiedlichkeit verursachten Missstand verweist, dass ihr „Kerl“ sie nach ihrem Schönheitshandeln „[...] weder begehrllich angafft, noch begehrllich befummelt [...]“. Dabei richtet sie den Fokus nicht mehr ausschließlich auf ihre eigene Beziehung, sondern zeigt durch die rhetorische Frage an die „anderen Damen“ - also an die weibliche Leserinnenschaft - an, dass sie diese Problematik für eine hält, die prinzipiell zwischen den Geschlechtern herrscht. Obwohl der Begriff „Dame“ im Grunde genommen keinerlei Information über einen Beziehungsstatus bereitstellt, werden hier jedoch nur solche Frauen unter diesem Begriff subsumiert, die einen „Kerl“ haben, die sich also in einer heterosexuellen Partnerschaft befinden. Damit wird nicht nur die heterosexuelle Beziehung stillschweigend zur Norm erhoben, sondern auch deutlich gemacht, wer als normale Frau oder eben als „Dame“ gilt: es ist die Frau, die einen männlichen Partner an ihrer Seite hat.

Die Problematik, die ‚Jurate Baronas‘ hier nun thematisiert, sieht sie in der Unterlassung solcher Handlungen, die auf die Frau als Objekt abzielen, bei denen eine Frau also „angegafft“ und „befummelt“ wird. Diese eigentlich negativ besetzten Begriffe, mit denen üblicherweise chauvinistisches und sexistisches Verhalten bezeichnet wird, macht sich ‚Jurate Baronas‘ hier zu eigen und verwendet sie so selbstbewusst und lässig, dass ihre Wortwahl wie ein Akt der Selbstermächtigung erscheint. Damit stellt sie klar, dass es - zumindest in einigen Fällen - nicht etwa männliche Unterdrückung oder Hegemonie -, sondern der eigene Wunsch der Frauen ist, als Objekt wahrgenommen zu werden. Dies wird noch dadurch unterstrichen, dass es für ‚Jurate Baronas‘ genauso akzeptabel wäre, wenn ihr Partner nur so tun würde, als ob er sie „begehrllich angaffen“ und „begehrllich befummeln“ würde. Damit wird ihr Schönheitshandeln zu einer auf sie selbst und nicht auf ihren Partner gerichtete Tätigkeit - diesen braucht sie nur gleichsam als „Vermittler“, dem sie nicht hauptsächlich deshalb gefallen will, weil sie wirklich ihn damit beglücken

möchte, sondern weil sie hofft, eine positive Rückmeldung von ihm auf ihr Äußeres zu bekommen. Damit wird ihr Freund hier nicht mehr in seinen eigenen ästhetischen Vorlieben und Empfindungen, die ja einen Teil seiner Persönlichkeit ausmachen, ernst und wichtig genommen, sondern zur reinen Funktion degradiert, die lediglich ihre Partnerin in ihrer Attraktivität bestätigen soll.

Das Schönheitshandeln wird in dieser Passage als „Plackerei“ bezeichnet, was nach van Leeuwen (2008, S. 69) eine „Destillation“ darstellt. Bei einer solchen wird nicht mehr die Handlung selbst, sondern nur eine bestimmte Qualität des Tuns benannt. In diesem Fall wird der Aspekt der Anstrengung betont, wodurch die Handlung eine eindeutig negative Wertung erhält. Auffallend ist dabei, dass ‚Jurate Baronas‘ das Schönheitshandeln im Nachhinein so deutlich und explizit als negativ klassifizieren kann, während es in der viel ausführlicheren Beschreibung dieses Tuns an jeder affektiven und bewertenden Qualität mangelt (siehe Passage 21-26). Indem ein solch wertender Begriff, wie „Plackerei“ (oder wie „etwas durchmachen“ aus der vorherigen Passage) nicht unmittelbar in der Erzählung der Schönheitshandlungen auftaucht, sondern aus diesem Kontext herausgeholt bzw. „destilliert“ wird, wird dessen delegitimierende Wirkung abgeschwächt. Zudem gibt die Benennung des Schönheitshandelns als „Plackerei“ diesem eine ironische Komponente, da mit dieser Bezeichnungen oftmals sehr viel schlimmere Dinge benannt werden als Schönheitshandlungen, die ja selbst gewählt bzw. selbst auferlegt sind und die zudem auch noch als so oberflächlich und trivial gelten³⁸, dass sie einen solchen Aufwand gar nicht unbedingt zu rechtfertigen scheinen. Vor allem jedoch scheint der Begriff der Delegitimierung des Handelns von ‚Jurate Baronas‘ Partner zu dienen, macht er doch deutlich, dass es eine Person gibt, die sich anstrengt - ‚Jurate Baronas‘ - und eine andere, die dies nicht tut.

Zeile 36-48: *„Das macht meiner immer dann, wenn ich mich als absoluten Pflegefall betrachte. Morgens um halb sieben zum Beispiel. Da dreht er sich grunzend zu mir um und will unbedingt durch das Gestrüpp auf meinem Kopf fahren, in meine verquollenen Augen gucken und meine Nasolabialfalten abküssen. Sehr gern genommen wird auch der Moment, in dem ich auf einer Party enthemmt abrocke. Mit verklebtem T-Shirt und auf beiden Backen tiefender Tusche und so. Attackeeee! Kommt mein Supermann aus der Ecke geschossen und zerrt mich in höchster Aufregung in die Kuschelecke eines*

³⁸ Auf diesen Aspekt verweisen zum Beispiel Degele (2004, S. 252) und Posch (2009, S. 22)

Treppenhauses. Wild und animalisch findet er das. Du riechst total nach Frau, raunzt er mir dann zu. Wenn ich mich hässlich fühle.“

In dieser Sequenz beschreibt ‚Jurate Baronas‘ nun zwei Situationen, in denen sich ihr Freund ihr körperlich annähert und damit genau jenes Verhalten an den Tag legt, das er in der vorigen Passage vermissen ließ. Dabei bezeichnet sie ihn als „meiner“. Nach van Leeuwen (2008, S. 33) passiviert die Verwendung eines Possessivpronomens den damit bezeichneten Akteur, was in diesem Fall in einem besonders hohen Maße geschieht, da das hier verwendete Possessivpronomen noch nicht einmal ein Substantiv näher bestimmt, sondern ganz für sich alleine steht. Damit wird ‚Jurate Baronas‘ Freund‘ nur in einer einzigen Dimension beschrieben und zwar in einer, die ihn zum Besitztum seiner Freundin werden lässt. Analog zur Degradierung zur reinen Funktion in der vorigen Passage, wird ‚Jurate Baronas‘ Freund‘ auch hier nicht in seiner Persönlichkeit, sondern nur in seinem Status als Besitztum ernst und wichtig genommen und damit auf gewisse Art und Weise entmenschlicht. Zusätzlich wird durch diese Formulierung implizit auch eine Botschaft an die LeserInnen gerichtet: wenn ‚Jurate Baronas‘ nämlich in so allgemeiner Form von „ihrem“ spricht, dann scheint mit dieser unspezifischen Kategorie unmittelbar die Aufforderung an die Leserinnen verbunden zu sein, sich zu fragen, was denn „ihrer“, also ihr eigener Partner in vergleichbaren Situationen macht. Damit wird hier ein zweites Mal automatisch vorausgesetzt, dass sich die Leserinnen in einer heterosexuellen Partnerschaft befinden und damit wird abermals die Frau mit Partner sowie die heterosexuelle Beziehung zum Status Quo.

Die zwei in dieser Sequenz angeführten Beispiele, in denen sich ‚Jurate Baronas‘ Freund‘ ihr nähert, ähneln der Situation, in der sie nach stundenlanger Verschönerung aus dem Bad kommt und er nichts davon bemerkt insofern, als dass auch in diesen beiden das Verhalten ihres Freundes nicht auf „richtige“ Art und Weise mit ihrem Äußeren korrespondiert. Während es in Passage 27-32 deshalb falsch von ihm war, sich ihr nicht anzunähern, weil sie in diesem Moment doch gerade so gut aussah, sind seine Annäherungen in den beiden hier angeführten Situationen deshalb unangebracht, weil sie ihrer Meinung nach gerade *nicht* gut aussieht („[...] wenn ich mich als absoluten Pflegefall betrachte“, „Wenn ich mich hässlich fühle“). Die Formulierung „sich als Pflegefall betrachten“ verweist abermals auf ein Selbst- und Körperverhältnis, welches weniger durch unmittelbares Erleben, als vielmehr durch ein distanziertes, objektivierendes „Schauen von außen“ geprägt ist. Der Körper wird hier dadurch

objektiviert, dass er in die Kategorie „Pflegefall“ eingestuft wird und auch der Ausdruck „sich als etwas betrachten“ verweist darauf, dass ‚Jurate Baronas‘ sich selbst beziehungsweise ihren Körper als etwas Objekthaftes wahrnimmt. Ihren Status als Pflegefall untermauert sie, indem sie Aspekte ihres Körpers benennt, die nicht gängigen Schönheitsidealen entsprechen. So bezeichnet sie ihr Haar als Gestrüpp, verweist darauf, dass ihre Augen verquollen sind und dass sie Falten hat. Auch diese Beschreibung deutet darauf hin, dass ‚Jurate Baronas‘ ihren Körper als etwas eher Fremdhaftes und Abgetrenntes erlebt. Nach van Leeuwen (2008, S. 46f) stellt eine Beschreibung, wie „[...] und will unbedingt [...] meine Nasolabialfalten abküssen“ eine „Somatization“ dar, eine Darstellung, bei der eine Akteurin dadurch objektiviert und de-personalisiert wird, dass sie durch einen Körperteil repräsentiert wird. Die Entfremdung und Distanziertheit, die mit dieser Repräsentation einhergeht, ergibt sich daraus, dass nicht ‚Jurate Baronas‘, sondern ihre Nasolabialfalten geküsst werden.

Auch in der zweiten Situation stellt sich das Aussehen und Auftreten von ‚Jurate Baronas‘ als unvollkommen dar - zumindest, wenn der Bezugsrahmen der gängiger Schönheitsnormen ist: „[...] der Moment, in dem ich auf einer Party enthemmt abrocke. Mit verklebtem T-Shirt und auf beiden Backen triefender Tusche und so“.

Während ‚Jurate Baronas‘ im restlichen Text ihr eigenes Handeln, ihr Aussehen und sogar ihre Empfindungen zu kontrollieren versucht, scheint dieser Kontroll- und Steuerungsmechanismus hier wegzufallen. So „rockt“ ‚Jurate Baronas‘ in dieser Szene „enthemmt“, also unkontrolliert, ab. Darin drückt sich ein für ‚Jurate Baronas‘ untypischer, weil unverstellter Zugang zum eigenen Empfinden aus, der sich zudem auch noch unmittelbar im körperlichen Ausdruck niederschlägt („abrocken“). Darin zeigt sich eine Selbstvergessenheit, die bis dato nur ihrem Freund zugesprochen werden konnte und die im Gegensatz zu der kontrollierenden Selbstbeobachtung steht, die sonst für sie so typisch ist. Analog dazu hat ihr Erscheinungsbild in dieser Situation auch nicht mehr viel mit der sauberen, exakten und durch „Plackerei“ erarbeiteten Aufmachung zu tun. Obgleich es nicht mehr unbedingt mit der Schönheitsnorm konform ist, stellt es sich dabei jedoch als sehr viel sinnlicher dar.

Dass sich ihr Freund von diesen Typ Frau stärker angesprochen fühlt, als von dem Typ Frau, der nach zwei Stunden perfekt gestylt aus dem Badezimmer kommt, setzt dessen Beschreibung als „unzivilisierter Wilder“ fort, denn die Tatsache, dass er sich stärker von sinnlichen, „animalischen“ und deutlich sexuell konnotierten Reizen, wie einem sich wild bewegenden weiblichen Körper angezogen fühlt, als von einem kultivierten und

bearbeiteten Körper, verweist abermals auf seine Unkultiviertheit und Triebhaftigkeit. Analog zu seinem impuls gesteuerten Handeln beim Morgenritual zeichnen sich auch seine Annäherungen an ‚Jurate Baronas‘ in dieser Passage dadurch aus, dass sie von einer Art „Reiz-Reaktionsmuster“ geleitet sind. Dies drückt sich darin aus, dass er auf einen verschwitzten, tanzenden Frauenkörper augenblicklich und heftig reagieren zu müssen scheint. Dementsprechend wird seine Annäherung hier auch einem unerwarteten und heftigen Angriff gleich als „Attackeeee“ bezeichnen, bei der er aus einer Ecke „schießt“ und sie „[...] in höchster Aufregung [Hervorh. d. V.] in die Kuschelecke eines Treppenhauses zerrt [Hervorh. d. V.]“. Die Bezeichnung ihres Partners als „Supermann“ referiert dabei auf das stereotype Bild des Mannes als starker Retter und Held. In diesem Zusammenhang zieht der Begriff sein Verhalten jedoch eher ins Lächerliche, zeigt er doch auf ironische Art und Weise auf, dass er sich eben gerade gar nicht heldisch, sondern eher etwas unangemessen verhält.

Zeile 46-48: *„Wenn ich mich hässlich fühle. Aber nie, wenn ich sexy und perfekt und eine echte Gefahr für die Schiffrs und die Klums dieser Welt bin.“*

In dieser Passage macht ‚Jurate Baronas‘ deutlich, dass ihre Einschätzungen bezüglich des eigenen Äußeren nicht besonders realitätsbezogen sind und dass Äußerungen diesbezüglich nicht ganz ernst genommen werden können. So, wie sie sich mal hässlich fühlt oder als „Pflegefall“ einstuft, so empfindet sie sich in anderen Situationen als „sexy“, „perfekt“ und als „eine echte Gefahr für die Schiffrs und die Klums dieser Welt“. Dass die Einschätzungen zu ihrem eigenen Aussehen übertrieben und wenig angemessen sind, zeigt sich in mehreren Punkten. Zunächst einmal scheinen sie nicht mit dem Blick Anderer übereinzustimmen, denn die Tatsache, dass ihr Freund sie offensichtlich begehrenswert findet, weist darauf hin, dass ‚Jurate Baronas‘ wahrscheinlich nicht so unattraktiv ist, wie sie sich selbst beschreibt. Zum anderen zeigt auch die Tatsache, dass sie sich abwechselnd mal als hässlich und mal als hübsch empfindet, dass ihre Einschätzungen wenig stabil und damit vermutlich auch wenig zutreffend sind. Dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, dass ‚Jurate Baronas‘ ihr Aussehen nicht relativierend, als zum Beispiel „etwas hässlich“ oder „ein wenig schön“, sondern in Superlativen und Extremen beschreibt. So bezeichnet sie sich beispielsweise in Zeile 36-37 als „absoluten Pflegefall“, verwendet damit also einen Begriff zur Charakterisierung ihres Äußeren, mit dem in Regel Personen beschrieben werden, die

körperlichen und geistigen Abbau in einem extremen, überdurchschnittlich hohen Maß aufweisen. Verstärkt wird diese Überspitzung noch dadurch, dass ‚Jurate Baronas‘ sich als *absoluten* Pflegefall bezeichnet, diesen Status also vollkommen und ohne Einschränkungen für sich in Anspruch nimmt. Auch für die Einschätzung ihres eigenen Aussehens als schön verwendet sie mit dem Begriff „perfekt“ einen Superlativ. Diese Bewertung, sowie die Gleichsetzung mit den Supermodels Claudia Schiffer und Heidi Klum („[...] wenn ich [...] echte Gefahr für die Schiffrs und die Klums dieser Welt bin“), scheint eine ebenso wenig realistische und angemessene Einschätzung darzustellen, wie die Kennzeichnung ihrer selbst als Pflegefall. Diese Darstellungen verweisen also darauf, dass die Aussagen, die ‚Jurate Baronas‘ über ihr Äußeres trifft, übertrieben sind und die Realität höchstwahrscheinlich nicht in angemessener Form abbilden. Vor allem aber legen sie nahe, dass ‚Jurate Baronas‘ um die „Übertriebenheit“ ihrer Einschätzungen weiß, denn mit ihren ins Extrem gehenden Vergleichen kennzeichnet sie diese so deutlich und so offensichtlich als unrealistisch, dass sie damit im Grunde genommen klar stellt, dass ihre Äußerungen nicht zu ernst genommen werden dürfen. Dies zeigt sich nicht nur auf inhaltlicher, sondern auch auf semantischer Ebene: indem zwischen den Aspekten, die sie als schön charakterisieren („sexy“, „perfekt“, „eine echte Gefahr für die Schiffrs und die Klums dieser Welt“), kein Komma, sondern jeweils der Begriff „und“ steht, wirken diese Äußerungen hektisch und unüberlegt und erscheinen damit eher wie das gefühlsgeleitete Sprechen eines Kindern, dem die Worte aus dem Mund sprudeln und weniger wie das wohl überlegte Sprechen einer Erwachsenen, die vernünftige und realistische Einschätzungen abgeben kann.

Zeile 48-50: *„Warum? Ich glaube mal: Weil er mich liebt, wie ich bin. Die ungeschminkte Wahrheit kennt und sich nicht täuschen lässt.“*

In dieser Sequenz folgt nun ‚Jurate Baronas‘ Erklärung dafür, dass ihr Freund sich ihr zwar annähert, wenn sie sich hässlich fühlt, dies jedoch nicht tut, wenn sie ihrer Meinung nach gut aussieht. Implizit hat übrigens schon der gesamte Text eine Erklärung für diese Fragen geliefert, indem ‚Jurate Baronas‘ Freund‘ nämlich als hochgradig achtloser Mann dargestellt wurde, der kein Gespür für feine Schönheitsunterschiede und -nuancen besitzt, sondern der sich stärker von „primitiven“ und explizit sexuell konnotierten Reizen angesprochen fühlt. Die Erklärung von ‚Jurate Baronas‘ lautet jedoch: „Weil er mich liebt, wie ich bin. Die ungeschminkte Wahrheit kennt und sich nicht täuschen lässt“. Das

Verhalten, das sie an verschiedenen Textstellen immer wieder bemängelt - sein fehlendes (sexuelles) Interesse an ihr nach aufwändiger Verschönerung -, wird nun also auf den hohen moralischen Wert von echter Liebe und Zuneigung zurückgeführt. Dies scheint jedoch weniger der Legitimierung seines Verhaltens zu dienen (obwohl es dies auch tut - immerhin wird hier Unachtsamkeit als wahre Liebe interpretiert), als vielmehr der ‚Jurate Baronas‘ Verhalten, genauer: ihres Schönheitshandelns. Aus der Überzeugung nämlich, dass ihr Freund sie so liebt, wie sie ist, sein Empfinden ihr gegenüber dementsprechend also nichts mit ihrem Äußeren zu tun hat, leitet sich ab, dass ‚Jurate Baronas‘ sich nicht für ihren Partner schön macht, sondern diese Handlungen autonom und selbstbestimmt ausführt.

Zeile 50-54: *„Das ist mir schnurz. Ich will, dass er all die Weibsbilder würdigt, die ich sein kann. Der Vamp mit Löwenmähne und Smokey Eyes. Die Fee mit Glitzerpuder auf den Wangen und Klimperwimpern. Die Karrierefrau mit strengem Knoten und perfektem Taint. Sing, Chaka Kahn: I’m every woman, it’s all in me. Danke.“*

In dieser Passage macht ‚Jurate Baronas‘ deutlich, wie wenig sie die „wahre Liebe“ ihres Freundes schätzt - jedenfalls im Vergleich zu den Dingen, die sie sich tatsächlich von ihm wünscht: nämlich eine „Würdigung“ ihres Aussehens und ihrer Wandlungsfähigkeit. Der Begriff „würdigen“ stellt dabei eine „Distillation“ (van Leeuwen, 2008, S. 69) dar. Bei einer solchen wird von der eigentlichen Handlung abstrahiert, indem eine bestimmte Qualität dieses Tuns benannt wird. Die konkreten Handlungsweisen, auf die sich der Begriff bezieht, nämlich sexuelle Annäherungen, die ‚Jurate Baronas‘ an anderer Stelle selbst als „angaffen“ und „befummeln“ bezeichnet, werden durch die positive Konnotation, die der Begriff „würdigen“ besitzt, aufgewertet und legitimiert.

Die Tatsache, dass ihr Freund sie „[...] so liebt, wie ich bin“ kommentiert sie mit „Das ist mir schnurz“. Dieser Ausdruck steht in seiner saloppen Art in scharfem Kontrast zu der Bedeutsamkeit, die der Liebe gemeinhin beigemessen wird und widerspricht der Sichtweise von der „wahren Liebe“ als hoch geschätztem Wert. Gleichzeitig wird mit dem Ausspruch „Das ist mir schnurz“ ihr Partner in seinen Gefühlen herabgewürdigt und - ähnlich wie in Passage 33-36, in welcher ‚Jurate Baronas‘ angibt, dass es ihr auch recht wäre, wenn er nur so tun würde, als ob er sie anziehend fände - in den Empfindungen, die ihn als Person ausmachen, nicht ernst genommen und damit quasi entmenslicht. Diese herabwürdigende und in ihrer betont lässigen Art eher unangemessen wirkende

Äußerung, sowie der Ausdruck „ich will“ erscheinen analog zu „Jurate Baronas“ kindlicher Redeweise aus Passage 46-48 wie das unüberlegte und gefühlsgeleitete Sprechen eines Kindes, das sich ausschließlich und in einer Unbedingtheit an seinen inneren Empfindungen orientiert und als dessen größtes und stärkstes Verlangen sich der Wunsch nach Schönheit beziehungsweise nach Anerkennung dieser Schönheit erweist. Grundlage eines solchen „übersteigerten“ Stellenwerts von Schönheit bildet hier ein Moment, das schon in der Einleitungspassage in Zeile 1-2 zum Ausdruck kam, nämlich das Motiv von Schönheit als Selbstverwirklichung. Abermals erscheinen hier Schönheitshandlungen als Mittel, welches es „Jurate Baronas“ ermöglicht, den verschiedenen Persönlichkeitsanteilen, die sie in sich trägt, eine Gestalt zu verleihen und damit unterschiedliche Facetten ihrer selbst lebendig werden zu lassen. Das konkrete Tun des Schönheitshandelns wird damit durch die Einbettung in die positiv besetzte „generalized action“ (van Leeuwen, 2008, S. 125) der Selbstverwirklichung („[...] die ich sein kann“) legitimiert. Auf die Existenz und die Verkörperung innerer (weiblicher) Anteile verweist auch die Zeile „I’m every woman, it’s all in me“ aus dem berühmten Lied von Chaka Kahn. Die Assoziation mit einer prominenten Person kann nach van Leeuwen (2008, S. 107) als „Role Model Authority“ bezeichnet werden. Diese stellt eine Strategie dar, deren legitimierender Charakter sich vorwiegend daraus ergibt, dass die Person, auf die Bezug genommen wird, einer bestimmten Gruppe angehört - in diesem Fall der berühmter Popstars.

Ihre Innenanteile bezeichnet „Jurate Baronas“ hier als „Weibsbilder“. Die konkreten Ausformungen dieser Figur stellen „[d]er Vamp mit Löwenmähne und Smokey Eyes“, „[d]ie Fee mit Glitzerpuder auf den Wangen und Klimperwimpern“ und „[d]ie Karrierefrau mit strengem Knoten und perfektem Teint“ dar. Diese Akteurinnen werden jeweils durch eine generalisierte Kategorie (Vamp, Fee, Karrierefrau) repräsentiert, sowie durch äußere physische Merkmale, die allesamt Produkte von Schönheitshandlungen sind („Löwenmähne und Smokey Eyes“, „Glitzerpuder auf den Wangen und Klimperwimpern“, „strenger Knoten und perfekter Teint“). Damit zeichnet sich ihr Aussehen vorwiegend durch den Aspekt der Künstlichkeit und der Gemachtheit aus. Alle drei Akteurinnen - die Karrierefrau, der Vamp und die Fee - stellen Rollenbilder dar, die vorwiegend von Frauen bzw. von Mädchen verkörpert werden und die darüber hinaus gängigen Vorstellungen von Schönheit und Attraktivität entsprechen. Wie ich schon zu Beginn der Analyse dieses Artikels bemerkt habe, zeigt sich die in diesen Figuren ausgedrückte Selbstentfaltung damit als eine, die sich nur im Rahmen einer

heteronormativen Vorstellung von Weiblichkeit bewegt und dementsprechend begrenzt ist. Des Weiteren ergibt sich diese Art der Selbstentfaltung in erster Linie aus dem Zur-Schau-Stellen äußerer Merkmale und kann über bloße Veränderungen des Äußeren erreicht werden, was die Frage nahelegt, wie tiefgreifend eine solche Entfaltung tatsächlich sein kann. Darüber hinaus stellen die Figuren allesamt generalisierte Akteurinnen dar, die keine einzigartigen Identitäten besitzen, sondern ihre „Identitäten und Funktionen mit anderen teilen“ (van Leeuwen, 2008, S. 40). Die Tatsache, dass sich ‚Jurate Baronas‘ Innenteile in solche allgemeinen Kategorien fassen lassen, steht damit in gewisser Weise im Widerspruch zu der Selbstverwirklichung, für die sie doch eigentlich stehen, da in dem Konzept der Selbstverwirklichung auch die Vorstellung von Einzigartigkeit mitschwingt. Selbstverwirklichung scheint hier also weniger in der Verkörperung einer individuellen, ausdifferenzierten Persönlichkeit zu liegen, sondern vielmehr in einem Wechsel zwischen verschiedenen Persönlichkeiten, die nacheinander aufgegriffen und verkörpert werden können. Vor allem jedoch wird in dieser Passage deutlich gemacht, dass weibliche Selbstverwirklichung über die Gestaltung des Äußeren läuft.

Zeile 54-55: *„Jede von uns will vom Heißgeliebten nur eines wissen: Bin ich schön?“*

Was ‚Jurate Baronas‘ in der vorherigen Passage in der ersten Person für sich selbst ausgedrückt hat („Ich will, dass er all die Weibsbilder würdigt, die ich sein kann“) weitet sie nun auf „jede von uns“ auf, wobei sich das „uns“ beziehungsweise das „wir“ abermals nicht auf alle Frauen bezieht, sondern nur auf diejenigen mit männlichem Partner. ‚Jurate Baronas‘ Aussage lautet hier nun, dass eine Frau möchte, dass ihr Partner ihre Schönheit anerkennt und diese beziehungsweise die Innenanteile, denen die Schönheitshandlungen eine Gestalt verleihen, „würdigt“. Die hier vorgenommene Setzung wird nicht weiter argumentiert: Weder wird ausgeführt, wieso dies der einzige Wunsch von Frauen an ihre Partner sein sollte, noch, inwiefern dieser auf alle Frauen („Jede [Hervorh. d. V.] von uns“) zutrifft. Damit stellt sich diese These als ein Topos dar. Den Anschein von Richtigkeit und Plausibilität erhält die Aussage dadurch, dass sie sich auf eine so hohe Anzahl an Frauen bezieht, nämlich auf „[j]ede [Hervorh. d. V.] von uns“. Eine solche Legitimationsstrategie, bei der eine Handlung oder wie in diesem Fall ein Wunsch allein dadurch als „normal“, „richtig“ und eben legitim erscheint, dass er von vielen Personen geteilt wird, bezeichnet van Leeuwen (2008, S. 108) als „Authority of Conformity“.

Der nicht als ‚Jurate Baronas‘ Freund‘ spezifizierte Partner wird hier als „Heißgeliebter“ bezeichnet. Dieser Begriff stellt nach van Leeuwen (2008, S. 44) ein „appraisal“, also eine - in diesem Fall positiv ausfallende - Bewertung dar, die den Akteur in seinen Eigenschaften, in dem, was er ist, beschreibt und die deshalb als „Identification“ bezeichnet werden kann (ebd.). Obwohl der Begriff selbst eher positiv besetzt ist, scheint er den Akteur in Kombination mit dem Wunsch, der sich an diesen richtet, eher herabzuwürdigen. So wirkt der „Heißgeliebte“ schon allein deshalb wenig handlungsmächtig und autonom, weil diese Bezeichnung eine Passiv-Konstruktion darstellt, bei der er das Objekt darstellt. Vor allem aber referiert sie wieder einmal ausschließlich auf seinen Status als Partner, was ihn tendenziell eher in dieser Funktion und nicht in der Gänze seiner Persönlichkeit sichtbar werden lässt. Diese Reduzierung setzt sich in dem Aspekt fort, den ‚Jurate Baronas‘ als das essentielle Moment einer jeden Beziehung („Jede von uns will [...] *nur eines* [Hervorh. d. V.] [...]“) ausmacht - der Anerkennung ihrer Schönheit durch den Partner. Indem eine Beziehung hier auf diese simple Rückmeldung reduziert wird, wird auch der männliche Partner in seiner Persönlichkeit und Vielfältigkeit reduziert und abgewertet, da alles, was er über die Würdigung des Aussehens seiner Partnerin hinaus noch in die Beziehung einbringen könnte, als zweitrangig und weniger wert dargestellt wird. Insofern wird hier noch einmal bestätigt, was im gesamten Text immer wieder angeklungen ist: ‚Jurate Baronas‘ beziehungsweise „den Frauen“ geht nicht darum, so geliebt zu werden, wie sie sind, sondern darum, dass ihr Schönheitshandeln bemerkt und sich auf „richtige“ Art und Weise dazu verhalten wird.

Zeile 56-58: *„Wenn das in Zukunft nicht dalli und täglich in drei ganzen Sätzen überkommt, brennt morgen früh beim ersten Grunzer das Bett, Schatz. Versprochen.“*

In dieser Passage fordert ‚Jurate Baronas‘ nun für sich das ein, was sie im vorigen Abschnitt als essentielles Moment einer Beziehung benannt hat: ihr Freund soll ihr sagen, dass sie schön ist.

Dabei tritt jedoch nicht ihr Freund als handelnder Akteur in Erscheinung, der ‚Jurate Baronas‘ eine Rückmeldung auf ihr Äußeres gibt (eine solche Form der Repräsentation von Handlungen, die von keinem Akteur mehr auszugehen scheint, bezeichnet van Leeuwen (2008, S. 66) als "Deagentialization"). Stattdessen soll „es“ - die Tatsache, dass sie schön ist – „überkommen“. Im Mittelpunkt steht hier also nicht in erster Linie der

Austausch zwischen ‚Jurate Baronas‘ und ihrem Partner, sondern allein das Ankommen einer Nachricht bei ihr. Damit macht ‚Jurate Baronas‘ ein weiteres Mal deutlich, dass gutes Aussehen und Schönheitshandeln eine auf sie selbst und nicht auf ihren Freund gerichtete Aktivität ist und dass sie diesen nur als Vermittler braucht, der ihr ihre Schönheit bestätigen soll. Damit wird ihr Partner abermals auf eine Funktion reduziert und nicht in seinen eigenen Empfindungen als wichtig erachtet.

Dabei wirkt es - ähnlich wie in Passage 14-20, als ‚Jurate Baronas‘ ihren Freund zum „Samstagsshoppping bei Douglas [verdonnert]“ - als hätte ‚Jurate Baronas‘ auch hier die Rolle einer Erwachsenen übernommen, die ihren Freund, einem kleinen Kind gleich, zum richtigen Verhalten erzieht. Das zeigt sich nicht nur darin, dass ‚Jurate Baronas‘ nicht nur eine Forderung an ihn stellt, sondern auch den Modus bestimmt, in dem er diese ausführen soll. So soll es schnell geschehen, was durch den antreibenden Begriff „dalli“ ausgedrückt wird und außerdem „drei Mal täglich“. Diese Mengenangabe zeigt nicht nur, wie wenig das tatsächliche Empfinden ihres Freundes hier von Interessiere ist - denn ‚Jurate Baronas‘ kann ja nicht davon ausgehen, dass seine Meinung zu ihrem Aussehen und sein diesbezügliches Mitteilungsbedürfnis mit den von ihr angesetzten drei Malen pro Tag korrespondieren; die Mengenangabe erinnert gleichzeitig auch an Disziplinierungsmaßnahmen für Kinder, bei denen man diese beispielsweise einen Satz immer wieder aufschreiben lässt und mit denen versucht wird, diesen etwas einzutrichern. Darüber hinaus möchte ‚Jurate Baronas‘, dass ihr Freund ihr die Rückmeldung bezüglich ihres Äußeren „in ganzen Sätzen“ gibt. Damit wird er hier zum wiederholten Male als eine Art „unzivilisierter Wilder“ dargestellt, für den es offenbar eine Schwierigkeit darstellt, in ganzen Sätzen, also wie ein zivilisierter Mensch zu sprechen und der stattdessen durch Tierlaute („Grunzen“) kommuniziert.

Der Wunsch, den ‚Jurate Baronas‘ an ihren Freund richtet, gleicht darüber hinaus einer Drohung: wenn er ihr nämlich nicht auf die gewünschte Weise zu verstehen gibt, dass sie schön ist, dann „[...] brennt morgen früh beim ersten Grunzer das Bett, Schatz. Versprochen“. In dieser Aussage wird auf zwei Aspekte Bezug genommen, die mit einer Liebesbeziehung verbunden sind: zum einen referiert der Begriff „Schatz“ auf eigentlich positive Art und Weise auf den Status ihres Freundes als ihr Partner, zum anderen wird durch das Anführen des Bettes auf den Ort verwiesen, der in der Regel für Nähe, Sexualität und Intimität einer Beziehung steht. Die Formulierung „Versprochen, Schatz“, die eigentlich auf den positiven Aspekt der Sicherheit und Verlässlichkeit in einer von Zuneigung geprägten Beziehung verweist, wird hier jedoch zur Drohung, indem in diesen

eigentlich positiv besetzten Beziehungskontext die negative Aussicht, dass das „Bett brennt“ eingebettet wird. Indem ‚Jurate Baronas‘ eine Verbindung zwischen den Reaktionen ihres Freundes auf ihr Äußeres und der Qualität der Beziehung herstellt, nutzt sie Aspekte des Zwischenmenschlichen und des Miteinanders als Machtinstrumente. Gleichzeitig stellt sich die Beziehungsebene damit als die Sphäre dar, in der ‚Jurate Baronas‘ sich offensichtlich als mächtig und handlungsfähig erlebt.

Zeile 58-62: „Oder ich nehme mir ein Beispiel an meiner Nichte. Kriegt die ihren Willen nicht, macht sie beim Papa „Buhäääääh...“ Und hat ihn sofort am Wickel, dieses gerissene blaue Kullerauge. Von hübschen kleinen Mädchen können große Frauen wie ich noch eine ganze Menge lernen.“

In dieser Passage droht ‚Jurate Baronas‘ damit, dass sie sich ein „Beispiel an [ihrer] Nichte“ nehmen und zum schreienden Kind werden könnte, wenn ihr Freund nicht auf gewünschte Weise Bezug auf ihr Äußeres nimmt - ihre Nichte jedenfalls „[...] macht [...] beim Papa »Buhäääääh...«“, wenn sie ihren Willen nicht kriegt.

Eine mögliche Darstellung von AkteurInnen ist nach van Leeuwen (2008, S. 48) die der „Overdetermination“, bei welcher sich ein Akteur / eine Akteurin in mehreren unterschiedlichen und zum Teil sich widersprechenden Praktiken befindet. Die Beschreibung der Nichte von ‚Jurate Baronas‘ scheint einen besonderen Fall einer solchen „Overdetermination“, nämlich eine „Inversion“ darzustellen. Bei einer solchen wird nach van Leeuwen (a.a.O., S. 51) etwas über eine/n AkteurIn ausgesagt, indem eine Geschichte über andere Personen, Tiere oder Figuren erzählt wird, die Ansatzpunkte zum Vergleich mit der Akteurin bietet. Hier scheint es eine Analogie zwischen ‚Jurate Baronas‘ als kleinem Mädchen, das seinen Wunsch - die Anerkennung ihres Aussehens - erfüllt bekommen möchte und ihrem Freund als nachgiebigem Vater zu geben. In diesem Fall legitimiert diese Art der Gleichsetzung ‚Jurate Baronas‘ mitunter grotesk anmutendes Handeln, da das Bild eines kleinen Mädchens, das seinen Vater dazu bringt, ihr keinen Wunsch abzuschlagen, ein zumeist doch positiv besetztes ist.

Die Nichte von ‚Jurate Baronas‘ wird unter anderem als „gerissenes blaues Kullerauge“ bezeichnet. Diese Bezeichnung stellt eine „Somatization“ dar, also die Repräsentation einer sozialen Akteurin durch einen Körperteil (van Leeuwen, 2008, S. 46). Das „gerissene blaue Kullerauge“ wird hier zum Quasi-Akteur, indem ihm menschliche Eigenschaften (Gerissenheit) und menschliche Handlungsfähigkeit (jemanden am Wickel

haben) zugesprochen werden. Die Schönheit, für die das „blaue Kullerauge“ exemplarisch stehen kann, scheint hier also als eigenmächtige Akteurin zu agieren, indem sie sich gekonnt und „gerissen“ in Szene setzt. Insgesamt kann festgehalten werden, dass das Einsetzen der Schönheit hier als kluge und sinnvolle Strategie und als Kompetenz gesehen wird und dass auch die damit einhergehende Listigkeit und „Gerissenheit“ dieser positiven Einschätzung keinen Abbruch tut. Das wird auch noch einmal durch die Aussage von ‚Jurate Baronas‘ „Von hübschen kleinen Mädchen können große Frauen wie ich noch eine ganze Menge lernen“ verdeutlicht, in der sie dieser Strategie klar Vorbildcharakter zuschreibt.

In dieser Äußerung bezeichnet sich ‚Jurate Baronas‘ selbst als „große“ und nicht etwa als „erwachsene“ Frau, ganz so, als würden sich die Rollen des Mädchens und der Frau lediglich in dem physischen Merkmal der Körpergröße und nicht hinsichtlich anderer Aspekte, wie zum Beispiel dem Grad an geistiger Reife unterscheiden. Darüber hinaus ist die Bezeichnung der eigenen Person als „groß“, sofern sie nicht auf die physische Körpergröße abzielt, eine Aussage, die in der Regel nicht von Erwachsenen, sondern viel eher von Kindern getätigt wird, wenn diese auf ihren fortgeschritten Entwicklungsstand hinweisen möchten. Damit scheint ‚Jurate Baronas‘ hier also augenzwinkernd zu sagen, dass sie zwar äußerlich groß und erwachsen erscheint, innerlich jedoch immer noch ein kleines Mädchen in sich trägt, das - allen Wissens der Erwachsenen zum trotz - eben einfach nur schön gefunden werden möchte.

2.3 Text 3: „Lasst Brusthaar um mich sein“

Zeile 3-4: „BRIGITTE-Redakteurin Alena Schröder will keine metrosexuellen Kerle mehr sehen und schreibt eine Ode an den behaarten Mann“

In der Einleitung werden metrosexuelle und behaarte Männer durch ‚Alena Schröder‘, die Autorin des Textes, die mit semi-formaler Nomination (van Leeuwen, 2008, S. 41) eingeführt wird, einander gegenüber gestellt und als Gegenstücke betrachtet, denn aus der Abneigung gegen die eine Gruppe ergibt sich „Sympathie“ für die andere. Während es seit einigen Jahren den Typus des „metrosexuellen Mannes“ gibt, der sich durch eine ganz bestimmte Seinsweise (vorwiegend auf Körperpraktiken bezogen) auszeichnet (Posch, 2009, S. 160), stellt der „behaarte Mann“ eigentlich keinen eigenen Subjekttypus dar. Dass er hier dennoch als Gegenstück zum metrosexuellen Mann auftaucht,

suggeriert, dass einzig die Tatsache seiner Behaarung so viel über ihn aussagt, dass sie ihm Subjektstatus verleiht. Behaarung stellt hier also für ‚Alena Schröder‘ nicht bloß ein rein physisches Merkmal dar, sondern scheint auf eine bestimmte Seinsweise zu verweisen.

Die Autorin wird hier nicht nur über ihren Namen, sondern auch über ihre Tätigkeit („Brigitte-Redakteurin“) bezeichnet; sie wird also in ihrer Identität, dem, was sie *ist* und in ihrer Funktion, in dem, was sie *tut*, beschrieben (van Leeuwen, 2008, S. 42). Ihre Person wird dadurch noch weiter ausgearbeitet, dass ein Wunsch von ihr genannt wird („Alena Schröder will keine metrosexuellen Kerle mehr sehen“). Im Gegensatz zu den beiden anderen Texten, in welchen die Autorinnen auf vergleichbare Weise eingeführt werden, spricht die Autorin hier nicht in der ersten Person Singular, sondern fügt sich an den Stellen, in denen sie in Erscheinung tritt, durch Verwendung des Pronomens „wir“ in das Kollektivsubjekt der Frauen ein. Ansonsten tritt sie als Akteurin in diesem Text in den Hintergrund, was allerdings nicht bedeutet, dass keine Handlungen von ihr ausgehen würden: Denn der Text selbst ist ja Produkt ihrer mentalen Prozesse, weshalb er selbst als Handlung von ihr verstanden werden kann³⁹. Zudem kann er unter anderem deshalb eindeutig *ihr* als Akteurin zugeordnet werden, weil in der Einleitung angekündigt wird, dass nun *sie* eine „Ode an den behaarten Mann“ schreiben wird.

Zeile 5-7: Zwei Säugetiere haben in unseren Breitengraden ein besonders ungerechtfertigtes und hartnäckiges Imageproblem: der Deutsche Schäferhund und der behaarte Mann.

In dieser Sequenz wird über den „behaarten Mann“ in derselben Begrifflichkeit wie über den deutschen Schäferhund gesprochen: Über den Begriff „Säugetier“ wird der „behaarte Mann“ hier nämlich mit dem Hund gleichgesetzt und damit selbst zu etwas Tierähnlichem.

Die Tatsache, dass beiden, Hund und Mann, ein „Imageproblem“ zugesprochen wird, verweist schon darauf, dass die Abneigung, die den beiden anscheinend entgegen gebracht wird, nicht (unbedingt) angemessen ist, denn da das Image einer Person ja variabel und mit der Person selbst nicht identisch ist, müssen hinter einem schlechten Image nicht auch tatsächlich negative Aspekte der Person stehen. Dies wird noch einmal

³⁹ Ein solches in-den-Hintergrund-Treten der Autorin bezeichnet van Leeuwen als „Impersonalization“ (a.a.O., S. 47)

durch die Bewertung des „Imageproblems“ als „ungerechtfertigt“ unterstrichen. Gleichzeitig unterstützt auch der Begriff „hartnäckig“ diese These, da hier die Existenz des Images eben nicht auf Richtigkeit, sondern auf die Hartnäckigkeit, mit der sich Meinungen und Vorstellungen halten, zurückgeführt wird. Variabilität und Instabilität (und damit auch potentielle Nicht-Richtigkeit) der Bewertung ergibt sich auch aus dem Verweis auf die Breitengrade: wenn der behaarte Mann in „*unseren* [Hervorh. d. V.] Breitengraden“ ein Imageproblem hat, dann kann daraus geschlossen werden, dass er in anderen Breitengraden ein solches eher nicht hat. Diese Differenzierung verweist darauf, dass Meinungen und Bewertungen noch keinen Wahrheitsgehalt an sich besitzen.

Gleichzeitig wird der „behaarte Mann“ in dieser Sequenz passiviert: zwar haben die Säugetiere bzw. der „behaarte Mann“ grammatikalisch die aktive Position inne („[...] haben ein [...] Imageproblem“), tatsächlich bedeutet ein Image zu haben jedoch im Kern, dass auf bestimmte Art und Weise *über* etwas / jemanden gedacht wird, was bedeutet, dass diese Person auf inhaltlicher Ebene zum Objekt und damit eben passiviert wird. Diesen Ausführungen liegt die These zu Grunde, dass behaarten Männern eine Abneigung entgegengebracht wird und dass sie negativ bewertet werden. Die AkteurInnen, von denen diese Bewertung ausgeht, werden zwar dadurch, dass statt ihrer die (eigentlich als Objekte fungierenden) behaarten Männer das grammatikalische Subjekt sind, nicht explizit benannt, dennoch liegt es nahe, dass dies eine eher allgemein gültige Einschätzung ist, da hier innerhalb "unserer" Breitengrade nicht weiter differenziert wird.

Zeile 7-15: „Fatal für das Image des Schäferhundes sind zum einen die falschen Liebhaber (Hitler), der Hang von Vorstadtfamilien zum Golden Retriever sowie ein ausgeprägter Arbeitstrieb, der dem Tier ein Leben an der kurzen Leine in Drogendezernaten und Zollstationen eingebracht hat. Ähnlich traurig steht es um den behaarten Mann. Anstatt sein Brusthaar zu preisen, stellt man ihn pauschal in eine Reihe mit den Goldkettchenprolos, die uns am Strand mit ihren Hormonüberschüssen belästigen.“

Hier wird nun anhand konkreter Beispiele gezeigt, was im Einzelnen dazu führt, dass das Image des Schäferhundes und das des „behaarten Mannes“ jeweils so schlecht ist. Beim Schäferhund liegt dies zum einen an der Verknüpfung mit etwas Negativem (mit Hitler, sowie mit Drogendezernaten und Zollstationen) und zum anderen an der Abgrenzung von

etwas offenbar Positivem, nämlich vom Golden Retriever. Schäferhund und Golden Retriever scheinen hier als Gegenstücke verstanden zu werden, denn nur aus einem solchen Verständnis heraus, ergibt es einen inhaltlich-logischen Sinn, dass nun über den Golden Retriever gesprochen wird. Die einzige Verbindung, die es zwischen diesen beiden Hundarten gibt, kann darin gesehen werden, dass sich die eine Art darüber definiert, dass sie *nicht* so ist, wie die andere. Damit scheint sich also aus dem Hang von Vorstadtfamilien zum Golden Retriever automatisch die Abneigung zu Schäferhunden zu ergeben. Genauso, wie die beiden Hundarten, bilden auch der metrosexuelle und der "behaarte Mann" Gegenstücke zueinander, bei dem sich der eine Typ Mann genau aus dem ergibt, was der andere nicht ist.

Die Anführung der Aspekte, mit denen die Hundarten in Verbindung gebracht werden, unterstreicht, wie sehr ein Image auf Assoziationen fußt, die nichts mit dem / der ImageträgerIn zu tun haben und wie willkürlich ein solches Image damit ist. Damit wird hier an die These aus der vorigen Sequenz angeschlossen, dass ein Image variabel und instabil (und damit auch potentiell falsch) ist.

Genauso, wie das Image des Schäferhundes wird nun auch das des „behaarten Mannes“ als fälschlicherweise negativ darstellt: „Ähnlich traurig steht es um den behaarten Mann“. Der „behaarte Mann“ wird hier passiviert und zwar im doppelten Sinne, kann doch eine Person einerseits dadurch passiviert werden, dass auf inhaltlicher Ebene über sie gesprochen wird - dies ist die offensichtlichste Art und Weise, in der ein Image gebildet wird - und andererseits dadurch, dass über das „Über“, also über dieses Image (bzw. dessen Bildung) gesprochen wird. In der Aussage „Ähnlich traurig steht es um den behaarten Mann“ wird nicht mehr der Mann selbst in seinen Eigenschaften und Merkmalen, sondern sein Image thematisiert. Der „behaarte Mann“ wird damit in mehrerlei Hinsicht zum Objekt, *über* das gesprochen wird und dem selbst keine Stimme verliehen wird.

Das Prinzip der Aufdeckung von Assoziationen, mit dem zuvor das schlechte Image von Schäferhunden als willkürlich und nicht angemessen offenbart wurde, wird nun genauso auf den „behaarten Mann“ angewendet (Hier sei noch einmal angemerkt, dass damit über einen Menschen - den "behaarten Mann" - auf dieselbe Art und Weise gesprochen wird, wie über ein Tier.): „Anstatt sein Brusthaar zu preisen, stellt man ihn pauschal in eine Reihe mit den Goldkettchenprolos, die uns am Strand mit ihren Hormonüberschüssen belästigen“. Der „behaarte Mann“ wird hier „pauschal“ mit den „Goldkettchenprolos“ gleichgesetzt. Damit sorgt also fehlende Differenzierung bei Vergleich mit

beziehungsweise falsche Zuordnung zu einer Gruppe für das (ungerechtfertigterweise) schlechte Image des „behaarten Mannes“.

Gleichzeitig werden hier lediglich zwei Image-Alternativen für einen Mann mit Behaarung angeführt: So kann er (bzw. sein Brusthaar) „gepriesen“ werden, oder er wird (unzulässigerweise) mit sexistischem Proleten- und Machotum verbunden. Die Bezeichnung „preisen“ wirkt in diesem Zusammenhang wie eine augenzwinkernde Übertreibung, wird dieser Begriff doch in der Regel auf Dinge oder Personen von hoher Wichtigkeit und großem Wert bezogen und einen solchen Stellenwert der Körperbehaarung zukommen zu lassen, erscheint so unangemessen, dass es wirkt, als sei dies nicht ganz ernst gemeint.

Das Verhalten der „Goldkettchenprolos“ wird mit „[...] die uns mit ihren Hormonüberschüssen belästigen“ bezeichnet. Dabei bezeichnet das Verb „belästigen“ jedoch nicht die konkret ausgeführte Handlung, sondern gibt dieser nur eine bestimmte wertende Qualität. Statt die eigentliche Handlung explizit zu benennen, wird hier angeführt, was dieser vermeintlich zu Grunde liegt, nämlich ein „Hormonüberschuss“. Dies stellt eine Objektivierung der Handlung dar, die van Leeuwen (2008, S. 63) als „displacement“ bezeichnet. Obgleich das Verhalten durch die Bezeichnung „belästigen“ eine negative Komponente erhält, wird es hier durch die Referenz auf biologische Mechanismen, dennoch eher legitimiert, da das Handeln nicht auf Geschlechter- und Machtverhältnisse zurückgeführt, sondern stattdessen naturalisiert wird.

Mit der Bezeichnung der Gruppe, die von den „Goldkettchenprolos [...] am Strand mit ihren Hormonüberschüssen [...]“ belastet werden als „wir“, bringt Alena Schröder ihre eigene Person in den Text mit ein. Gleichzeitig stellt dieses Pronomen ein Identifikationsangebot für die - und vermutlich *ausschließlich* für die - weiblichen Leserinnen dar, scheint sich das „wir“ ja doch mit großer Wahrscheinlichkeit auf die Gruppe der Frauen zu beziehen, da es ja in der Regel diese ist, die sexuelle Übergriffe erlebt.

Zeile 15-17: *„Dazu kommt die psychische Belastung durch metrosexuelle Rollenvorbilder: Was der Golden Retriever dem Schäferhund, ist David Beckham dem behaarten Mann.“*

Zu der Tatsache, dass behaarte Männer mit „Goldkettchenprolos“ assoziiert werden, kommt nun noch die „psychische Belastung durch metrosexuelle Rollenvorbilder“. Der

Akteur, der diese „psychische Belastung“ erlebt - der „behaarte Mann“ -, tritt hier nicht in Erscheinung und auch seine Handlung, die man vielleicht als Leiden bezeichnen könnte, wird als solche nicht benannt. Stattdessen wird der verallgemeinernde Begriff „psychische Belastung“ verwendet, der nicht nur verschiedenste Arten von Unwohlsein umfasst, sondern der hier auch wie eine zwangsläufig mit der Existenz von Rollenvorbildern einhergehende Nebenerscheinung wirkt. Eine solche Darstellung von Handlungen bezeichnet van Leeuwen (2008, S. 66) als „Existentialization“. Dass die Existenz von Rollenvorbildern, wie David Beckham zu einer „psychischen Belastung“ führt, wird damit also zu einer Art Naturgesetz und die Möglichkeit, dass eine Person trotz solcher Vorbilder psychisch nicht angegriffen wird, erhält keinen Raum.

Des Weiteren zeigt sich in dieser Passage abermals die direkte Analogie zwischen Männern und Hunden: Das psychische Erleben des Mannes wird hier mit dem des Hundes gleichgesetzt („Was der Golden Retriever dem Schäferhund, ist David Beckham dem behaarten Mann“).

Zeile 18-22: „Das alles führt dazu, dass prachtvolle Exemplare dieser Spezies sich mit den Epiliergeräten ihrer Freundinnen die Hoden verletzen, sich mit Kaltwachs die Locken von der Brust reißen oder verschämt in kosmetische Kliniken einchecken, um sich das Rückenhaar weglassen zu lassen.“

Die in der vorigen Passage dargelegte Sichtweise, Männer hätten (zu Unrecht) ein schlechtes Image und würden durch metrosexuelle Rollenvorbilder psychischen Druck verspüren, wird nun als Grund dafür angeführt, dass Männer sich enthaaren (lassen). Dabei erscheint die Enthaarung durch die Formulierung „dazu führen“ als eine Art logische Konsequenz, die sich unweigerlich aus diesem „allem“ ergibt.

Die Männer werden dabei als „prachtvolle Exemplare dieser Spezies“ bezeichnet, also in hoch abstrahierten Begriffen klassifiziert („Exemplare“, „Spezies“), die auf biologische Aspekte verweisen, die sie auch mit Tieren gemein haben. Abermals zeigt sich hier die enge Verknüpfung von Männern mit Hunde- bzw. Tierarten: Indem Männer hier in denselben Begriffen beschrieben werden, mit denen in der Regel eher Tiere bezeichnet werden, werden sie auf ihre biologisch-physiologischen Merkmale reduziert und damit entmenschlicht. Auch van Leeuwen (2008, S. 46) spricht von einer „Impersonalization“ eines Akteurs / einer Akteurin, wenn diese durch solche abstrakte Begriffen nominalisiert wird.

Die Enthaarung der Männer wird nun anhand dreier Beispiele illustriert. Dabei wird sie in der Aussage „[...] sich mit den Epiliergeräten ihrer Freundinnen die Hoden verletzen [...]“ durch zwei Aspekte zur klar weiblich gekennzeichneten Handlung: Zum einen wird sie es durch die Tatsache, dass die Frauen im Besitz der zur Enthaarung verwendeten Geräte sind - Villa (2006, S. 160f) würde diese als vergeschlechtliche Ressource bezeichnen - , zum anderen wird sie es dadurch, dass sich Männer bei diesem Akt die Genitalien verletzen. Die Enthaarung stellt hier also eine Tätigkeit dar, die (bis dato jedenfalls) nur von Frauen ausgeführt wird und die bei Männern durch deren Unerfahrenheit und Ungeschicklichkeit Verletzungen mit sich bringt. Mit van Leeuwen (2008, S. 69) kann gesagt werden, dass die Formulierung „verletzen“ eine Abstraktion von der eigentlichen Handlung „Enthaaren“ darstellt, da diese hier nicht selbst benannt wird, sondern nur eine bestimmte Qualität aus dieser heraus-„destilliert“ wird. Eine solche „destillation“ (ebd.) hat klar (de-)legitimierenden Charakter und in diesem Fall scheint es offensichtlich, dass die Enthaarung für Männer kein angemessenes Verhalten darstellt.

Auch in der Aussage „[...] sich mit Kaltwachs die Locken von der Brust reißen [...]“ wird mit dem Begriff „reißen“ auf einen ganz bestimmten Aspekt der Handlung verwiesen, der dem Akt der Enthaarung eine brutale und schmerzhaft Komponente verleiht. Dieser Aspekt wird dadurch verstärkt, dass nicht „Haare“, die in dieser allgemeinen Bezeichnung auch die kürzeste und feinste Körperbehaarung umfassen, sondern dass „Locken“ von der Brust gerissen werden - ein Begriff, mit dem in der Regel die Haare auf dem Kopf bezeichnet werden, die eine gewisse Länge und Dichte haben, und deren Herausreißen somit besonders schmerzhaft ist. Zudem bezeichnet der Begriff „Locken“, anders als der abstraktere biologische Begriff „Haare“ etwas Menschliches und auch dies verstärkt die Assoziation von Schmerzen. Während damit der Enthaarung selbst eine konkrete Qualität, nämlich Schmerzhaftigkeit, zugeschrieben wird, liegt der Fokus in der Aussage „[...] oder verschämt in kosmetische Kliniken einchecken, um sich das Rückenhaar weglasern zu lassen“ stärker auf dem inneren Modus, in dem der Akteur diese Handlung ausführt. Hier wird die Handlung - das Einchecken in kosmetische Kliniken - als „verschämt“ charakterisiert. Wenn man sich vergegenwärtigt, dass die Enthaarung in dieser Passage als eine weiblich konnotierte Handlung dargestellt wird und wenn man Scham als eine emotionale Reaktion auf als unangemessen empfundenes Verhalten (beziehungsweise Denken oder Fühlen) versteht, dann kann die Scham der Männer beim „[...]Einchecken] in kosmetische Kliniken [...]“ hier dahingehend interpretiert werden, dass diese Handlung eine darstellt, die im männlichen

Verhaltensrepertoire eigentlich nicht vorgesehen ist.

Zusammenfassen kann gesagt werden, dass die Enthaarung bei Männern durch drei Aspekte de-legitimiert wird: zum einen wird sie als gewaltvoller, verletzender und schmerzhafter Akt beschrieben, zum anderen führt sie zum unangenehmen Gefühl der Scham. Darüber hinaus erscheint die Enthaarung hier als eine Handlung, die als grundsätzlich weiblich charakterisiert ist.

Zeile 22: *„Angeblich, weil wir Frauen das so wünschen.“*

Hier wird ausgesagt, dass die Männer sich enthaaren, weil sie fälschlicherweise annehmen, dass „wir Frauen“ dies wollen. Bei einer Satzkonstruktion mit dem Begriff „angeblich“ stellt in der Regel der Teil des Satzes, der auf das „angeblich“ folgt, eine legitime Aussage dar. Die Kritik, die solche Sätze oft beinhalten, bezieht sich dann darauf, dass diese legitime Aussage nur „angeblich“ stimmt, also wahrscheinlich oder mit Sicherheit falsch ist. Damit wird in diesem Fall also nicht die Aussage, dass die Männer sich enthaaren, weil die Frauen es so wünschen problematisiert. Im Gegenteil wird durch das „angeblich“ deutlich gemacht, dass - wenn etwas problematisch ist - es die Tatsache ist, dass die Männer sich enthaaren, obwohl dies gar nicht dem Wunsch der Frauen entspricht. Damit zeigt sich, dass die Enthaarung bei Männern also dann als legitim gelten würde, wenn sie auf Grund des Wunsches von „uns Frauen“ geschehen würde.

Zeile 23-27: *„Dabei sind behaarte Männer – sofern sie zu ihrem Haarwuchs stehen – in jeder Beziehung die besseren Partner: Sie sind feste Charaktere, die sich nicht von flüchtigen Moden beeinflussen lassen. Warum soll heute falsch sein, was zu Zeiten von Tom Selleck und Sean Connery richtig und männlich war?“*

Auf die Aussage, dass „wir Frauen“ uns eben gar nicht wirklich wünschen, dass die Männer sich enthaaren, folgen nun Ausführungen, die die Gründe dafür erläutern. Dabei wird zunächst einmal gesagt, dass „[...] behaarte Männer [...] in jeder Beziehung die besseren Partner“ seien. Genauso, wie also die Enthaarung von Männern dann als legitim wäre, wenn sie auf Wunsch von „uns Frauen“ hin geschehen würde (s. o.), scheint auch die Behaarung von Männern dann legitim und angemessen zu sein, wenn diese sich für die Frauen als in der Beziehung vorteilhaft erweisen würde. Damit zeigt sich der Umgang von Männern mit ihrer Körperbehaarung als eine ausschließlich durch weibliche

Wünsche zu (de-)legitimierende Angelegenheit.

Behaarte Männer, die „[...] zu ihrem Haarwuchs stehen [...]“, werden hier als „feste Charaktere“ bezeichnet, „[...] die sich nicht von flüchtigen Moden beeinflussen lassen“. Die Enthaarung wird dabei durch die Betitelung als „flüchtige Mode“ als etwas wenig Beständiges und tendenziell eher Irrelevantes beschrieben, wodurch, ähnlich wie auch schon bei der Differenzierung der Bewertung von behaarten Männern durch die Anführung von Breitengraden (Zeile 5), hier noch einmal die Variabilität, Instabilität und potentielle Nicht-Richtigkeit von Moden und Trends ausgedrückt wird. Während der aktuelle Trend der Enthaarung bei Männern durch Hinweis auf die kulturelle und zeitliche Variabilität von Normen damit in seinem Geltungsanspruch unterminiert wird, wird ein früherer Trend zum Standard erhoben, nämlich der des behaarten Mannes à la Sean Connery und Tom Selleck: „Warum soll heute falsch sein, was zu Zeiten von Tom Selleck und Sean Connery richtig und männlich war?“

Obwohl sich aus dem Umstand, dass etwas in früheren Zeiten einmal als richtig galt, nicht automatisch ergibt, dass dies heute immer noch der Fall ist, scheint die Behaarung trotzdem - anders als die Enthaarung - nicht ein Trend, sondern Ausdruck der „wahren Natur“ des Mannes zu sein. Dieser Eindruck entsteht dadurch, dass die Behaarung mit den Attributen „richtig“ und „männlich“ versehen wird und dass dies im Modus des Indikativs geschieht, der keine Wahrscheinlichkeiten, sondern Tatsachen beschreibt. Indem die Behaarung so deutlich und zweifelsfrei als männlich markiert ist, wird der Handlungsspielraum bezüglich des Verfahrens mit der eigenen Körperbehaarung für Männer und damit ebenso für Frauen stark eingegrenzt: Denn so, wie sich der Schäferhund darüber definiert, dass er nicht so ist, wie der Golden Retriever, und so, wie der „behaarte Mann“ sich genau durch die Attribute auszeichnet, die der als „metrosexuelle Mann“ nicht besitzt, wird über die Tatsache, dass Körperbehaarung als männlich gilt auch klar definiert, was als weiblich gilt, nämlich der dementsprechend haarlose Körper. Legitimation erhält die Aussage zusätzlich durch die Referenz auf zwei berühmte (und behaarte) Persönlichkeiten, die in ihren Rollen als James Bond und als Magnum⁴⁰ einen Prototyp an Männlichkeit darstellten. Diese Art der Legitimierung bezeichnet van Leeuwen „Role Model Authority“ (2008, S. 107). Gleichzeitig wird hier auch noch auf die „Authority of Tradition“ (a.a.O., S. 108) zurückgegriffen, die einer Praxis einzig dadurch Legitimation verleiht, dass sie darauf verweist, dass sie schon seit

⁴⁰ Sean Connery war der erste und (für viele) authentischste Bond-Darsteller (O'Donnell, 2005, S. 63), Tom Selleck spielte acht Jahre lang den Privatdetektiv Magnum (Harper, 2001, S. 506).

langem in dieser Form besteht („zu Zeiten [Hervorh. d. V.] von“).

Zeile 27-32: „Die Jungs haben einfach Wichtigeres zu tun, als sich mit der Pinzette die Wuchskonturen zu korrigieren – und durch ihre Enthaarungsverweigerung auch viel mehr Zeit für uns. Sie sind nicht bereit, körperliche Schmerzen auf sich zu nehmen und sich eines sekundären Geschlechtsmerkmals berauben zu lassen, nur um der um sich greifenden Infantilisierung erwachsener Körper genüge zu tun.“

In dieser Passage wird die Enthaarung bei Männern einerseits als trivial und lächerlich und andererseits als unterdrückend und passivierend dargestellt. Die Männer erhalten dabei die Nomination „Jungs“, die auf stereotype Männlichkeit verweist (siehe IV 1.2).

Die Enthaarung bei Männern wird nun dadurch delegitimiert, dass gesagt wird, diese hätten „Wichtigeres“ zu tun. Die Trivialität dieser Handlung ergibt sich hier aus einer Darstellung, welche sie als eine lediglich kosmetischen Zwecken dienende Handlung zeigt. Dabei stellt sie sich trotz ihrer Unwichtigkeit gleichwohl nicht als mühelose und unkomplizierte, sondern als aufwändige und Konzentration und gute Feinmotorik erfordernde Angelegenheit dar. Die Trivialität der Enthaarung bei Männern tritt hier noch in besonderem Maße durch die Kontrastfolie zutage, die die Handlungen der beiden zuvor genannten Männer Sean Connery und Tom Selleck in ihren Rollen als James Bond und Magnum ausführten - taten diese ja zum Teil nichts Geringeres, als die Welt zu retten. Gerade im Gegensatz dazu wirkt das Bild eines Mannes, der mit einer winzigen Pinzette hantiert, um in mühevoller Kleinarbeit sein Äußeres zu verschönern, komisch.

Analog dazu scheinen solche Männer, die sie nicht enthaaren, die also „[...] nicht bereit [sind], körperliche Schmerzen auf sich zu nehmen und sich eines sekundären Geschlechtsmerkmals berauben zu lassen [...]“, die „festen Charaktere“ darzustellen, die in Zeile 24 benannt wurden. Die Enthaarung stellt sich hier nicht nur deshalb als negativ dar, weil sie als schmerzhaftes Anliegen beschrieben wird, sondern auch, weil sie eine Passivierung für den Mann bedeutet, da er durch sie eines „sekundären Geschlechtsmerkmals [beraubt] [Hervorh. d. V.]“ würde. Dementsprechend erscheinen Männer, die sich nicht enthaaren standhaft und aktiv zu sein: Nicht-Enthaarung bedeutet hier nicht schlicht Desinteresse an einer kosmetischen Handlung, sondern wird als aktiver Widerstand interpretiert, indem sie als „nicht bereit sein“ und als „Enthaarungsverweigerung“ bezeichnet wird.

Auffällig ist, dass hier zwar die Standfestigkeit der Männer gegen eine Unterwerfung und

Passivierung durch die Enthaarung gut geheißen wird, dass gleichzeitig jedoch die Art und Weise, in der die Frau(en) / die Autorin hier über Männer spricht, selbst eine ist, die die Männer passiviert. Scheinbar wird hier also differenziert, von welcher Seite her die Passivierung geschieht und wem / was man(n) sich unterwirft: den Normen und Trends oder den Frauen.

Des Weiteren fällt auf, dass die Enthaarung, obwohl sie an anderen Stellen des Textes als weiblich dargestellt wurde (siehe z.B. S. 80), in dieser Passage jedoch nicht auf die Herstellung von Geschlecht (in diesem Fall von Weiblichkeit), sondern auf den hier nicht weiter zwischen den Geschlechtern differenzierenden Trend der „[...] um sich greifenden Infantilisierung erwachsener Körper [...]“ zurückgeführt wird.

Festzuhalten ist, dass die Enthaarung in dieser Passage nur für Männer als trivial und unwichtig dargestellt wird und dies nicht auch für die weibliche Enthaarung zu gelten scheint. Als dementsprechend positiv erscheint es, wenn Männer diesem Trend nicht folgen, etwas, das - wie in der nächsten Passage ausgeführt wird - für Frauen zwar theoretisch auch gilt, in der Praxis jedoch als nicht (mehr) realisierbar erscheint:

Zeile 33-37: *„Schlimm genug, dass wir Frauen uns dem Diktat der Haarlosigkeit unterwerfen und untenrum plötzlich alle aussehen wollen wie 12-Jährige. Aber wollen wir auch noch einen Kerl, der ein eigenes Fach im Badezimmerschrank für seine Enthaarungskosmetika beansprucht?“*

In dieser Passage wird auch bezüglich der Enthaarung von Frauen (allerdings nur bezüglich der Intimbehaarung) die Unterwerfung unter einen Trend kritisiert, indem das, was in Zeile 25 noch eher harmlos eine „flüchtige Mode“ genannt wurde, jetzt als „Diktat“ bezeichnet wird, dem sich die Frauen „unterwerfen“. Während im ersten Teil des Satzes der unterdrückende und handlungsregulierende Aspekt der Norm der Haarlosigkeit betont wird, nimmt der zweite Teil durch den Verweis auf den eigenen Wunsch⁴¹ auf den Aspekt der Freiwilligkeit Bezug, wodurch eine Verschränkung von Norm und eigenem Wunsch angezeigt wird, die beinahe prototypisch für das Konzept der in I 2.2 beschriebenen Selbststeuerung stehen kann.

Die Kritik, die in dem Begriff „Diktat“ mitschwingt, wird hier nun durch verschiedene Aspekte abgeschwächt. Zum einen wird die negative Konnotation des Begriffes dadurch

⁴¹ „[...] dass wir Frauen [...] untenrum plötzlich alle aussehen *wollen* [Hervorh. d. V.] wie 12-Jährige“, T3, Zeile 33-35

relativiert, dass das Diktat als „schlimm genug“ bezeichnet wird. Diese Zuschreibung lässt die Enthaarung bei Frauen nicht nur als bereits etablierte Praxis erscheinen; sie hat darüber hinaus auch Vergleichscharakter. Wenn etwas als „schlimm genug“ bezeichnet wird, dann bedeutet dies nämlich, dass es andere Dinge gibt, die noch viel schlimmer sind und dass im Vergleich dazu der erste Aspekt immer noch tolerierbar ist. Ein solcher noch viel kritikwürdiger Punkt wird auch sofort benannt: Es ist der „[...] Kerl, der ein eigenes Fach im Badezimmerschrank für seine Enthaarungskosmetika beansprucht“. Inwiefern dies problematisch ist, wird an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt, es ist allerdings im Rückgriff auf solche Textstellen zu verstehen, in welchen die *Enthaarung* als weiblich und die *Behaarung* als männlich dargestellt wurde und die Enthaarung für Männer (hier bildhaft illustriert durch die Menge an Enthaarungsprodukten im Badezimmerschrank) damit als eine nicht angemessenen Handlung dargestellt wurde. Das Bad wird in diesem Diskurs zudem als der Ort dargestellt, an dem sich Männer und Frauen bezüglich ihres Körper- und Schönheitshandelns grundlegend unterscheiden ⁴² und somit stellt eine Angleichung männlichen (Schönheits-)Handelns an vormals ausschließlich Frauen vorbehaltene Aktivitäten auch ein Eindringen in weibliches Refugium dar. Hier scheint nun der Aufrechterhaltung von geschlechterstereotypem Handeln und der Einhaltung von Geschlechtergrenzen ein höherer Stellenwert beigemessen zu werden, als der Kritik und der Auseinandersetzung mit der „Unterwerfung“ der Frauen unter eine handlungsregulierende Norm. Die Kritik, die der Begriff „Diktat“ auf den ersten Blick zu vermitteln scheint, wird darüber hinaus auch dadurch abgeschwächt, dass hier deutlich gemacht wird, dass die Frauen nur *scheinbar* einem „Diktat“ unterworfen sind – und dies nicht nur, weil sich der eigene Wunsch der Frauen offenbar mit diesem Diktat deckt und es selbst zu wollen im Alltagsverständnis ja das *Gegenstück* zur Unterwerfung bildet ⁴³. Vor allem die Tatsache, dass die Frauen hier offensichtlich über das Wissen verfügen, dass die Enthaarung eine wirkmächtige Handlungsnorm darstellt, derer frau sich schwer entziehen kann, dass sie sich an dieser Tatsache gleichzeitig jedoch überhaupt nicht zu stören scheinen, macht aus dem Begriff „Diktat“ eher eine ironische Überspitzung, als

⁴² Siehe z.B. T2 „I’m every Woman“) und „Der Herr der Klinge“, Cosmopolitan, 12 / 2001

⁴³ Vgl. im Gegensatz dazu Foucault (1994, S. 256), der Freiheit und Freiwilligkeit als „Existenzbedingung[en]“ von Unterwerfungsverhältnissen versteht.

eine ernstzunehmende Kritik und lässt die Frauen dadurch *nicht wirklich* als unterworfen erscheinen⁴⁴.

Zeile 38-47: *„Außerdem sind behaarte Männer wesentlich toleranter im Hinblick auf weibliche Cellulite: ein weder zu leugnender noch zu verhindernder und auch nicht wirklich zu bekämpfender Umstand, genau wie ihre unvermeidliche Behaarung am Rücken, auf den Schultern, am Hintern und an den Füßen. Und wer je an einer üppig bewachsenen Brust eine stürmische Nacht im Zwei-Mann-Zelt verbracht hat, gemütlich mit den Fingern Löckchen drehend, die Matte auf graue Haare inspizierend, wird sich nie mehr an einer kahlen Variante die Wange verkühlen wollen, ganz egal, wie prall und wohlgeformt der darunter liegende Muskel auch sein mag.“*

In dieser Sequenz wird auf ganz praktische Aspekte verwiesen, die sich durch die männliche Nicht-Enthaarung ergeben und die sich als vorteilhaft für die Partnerinnen solcher Männer erweisen. So sei es beispielsweise mit einem behaarten Mann gemütlicher und wärmer eine „stürmische Nacht im Zwei-Mann-Zelt“ zu verbringen. Hier wird der Akteur „behaarter Mann“ durch einen bestimmten Körperteil, nämlich durch seine „üppig bewachsene Brust“ repräsentiert. Dies stellt eine Objektivierung dar, die van Leeuwen (2008, S. 46) „Somatization“ nennt. Diese Objektivierung hat eine „Impersonalization“ (ebd.) des Akteurs zur Folge, bei der dieser eben nicht mehr vorrangig in seinen menschlichen und persönlichen Dimensionen repräsentiert wird, sondern in Aspekten, die in irgendeinem anderem Zusammenhang mit der Person stehen - in diesem Fall wird der Akteur durch ein körperliches Merkmal (die behaarte Brust) repräsentiert.

Ein ähnlich praktischer Vorteil männlicher Körperbehaarung wurde auch schon in Zeile 29 angeführt, als gesagt wurde, dass die Männer durch ihre „[...] Enthaarungsverweigerung auch viel mehr Zeit für uns“, also für ihre Freundinnen, hätten. Dabei bringt Alena Schröder durch das „uns“ nicht nur ihre eigene Person in den Text mit ein, sondern sie spricht gleichzeitig auch nur solche Leserinnen an, die sich, wie auch die

⁴⁴ Im Gegensatz dazu verfügen die Männer in diesem Diskurs übrigens noch nicht einmal über das *Wissen*, dass es der Druck von Normen und Idealen ist, der sie zur Enthaarung veranlasst, denn wie auf S. 81 ausgeführt, nehmen die Männer ja fälschlicherweise an, sie würden sich für ihre Freundinnen enthaaren und dies lässt sie im Vergleich zu den Frauen als die „*eigentlich* Unterworfenen“ erscheinen.

„Damen“ aus T2 („I’m every Woman“), Zeile 33 in einer heterosexuellen Partnerschaft befinden. Auch hier wird damit die Frau, die sich in einer Liebesbeziehung mit einem Mann befindet, stillschweigend und indirekt zur Norm erklärt.

Ein weiterer Vorteil, den behaarter Männer mit sich brächten, sei der, dass sie „[...] wesentlich toleranter im Hinblick auf weibliche Cellulite“ seien. Die Körperbehaarung von Männern wird hier mit weiblicher Cellulite gleichgesetzt. Dabei eint beide physischen Erscheinungen, dass sie „nicht zu leugnen“, „nicht zu verhindern“ und „auch nicht wirklich zu bekämpfen“ sind, wobei die Verbindung der Negation "nicht" mit einem Verb, das inhaltlich auch eine Verneinung beinhaltet klarstellt, dass es wünschenswert wäre, wenn sowohl Cellulite, als auch männliche Behaarung „zu verhindern“ und „zu bekämpfen“ wären. Hier wird die männliche Behaarung - jedenfalls die an Rücken, Schultern, Hintern und Füßen - durch die Assoziation zur Cellulite zu etwas Unschönem und Unansehnlichem. Die negative Bewertung, die männliche Körperbehaarung dadurch erhält, mag auf den ersten Blick wie ein Bruch mit der bisherigen Argumentation wirken, in welcher ja bislang durchgängig *für* die männliche Behaarung plädiert wurde. Dies muss jedoch keinen Widerspruch darstellen - vielmehr zeigt es, dass das Merkmal der Körperbehaarung bei Männern hier nicht in erster Linie unter dem Aspekt von Schönheit betrachtet und bewertet wird. So wie männliche Brustbehaarung in Zeile 42-47 ja auch nicht wegen ihrer Ansehnlichkeit, sondern wegen der Gemütlichkeit, die sie mit sich bringt, gutgeheißen wird, so ist der Vorteil, welcher der Behaarung beim Vergleich mit der Cellulite zugeschrieben wird, (offensichtlich) ein anderer, als der von Schönheit. Hier erweist sich im Gegenteil gerade die Unansehnlichkeit der Behaarung als vorteilhaft, erlaubt sie doch den Frauen ihrerseits etwas Unansehnliches, nämlich ihre Cellulite zu zeigen.

Damit stellt sich eine tolerante Haltung seitens der Männer gegenüber der Cellulite ihrer Partnerinnen hier nicht als etwas dar, das Frauen automatisch zuteil wird und dessen sie sich ohne Weiteres sicher sein können. In der Umgangsweise mit diesem Faktum werden nun jedoch nicht die kaum zu erreichenden Schönheitsstandards für Frauen in Frage gestellt, sowie die Tatsache kritisiert, dass auf ein Nicht-Erreichen dieser Standards mit Intoleranz reagiert wird. Stattdessen werden nun ebenfalls die Männer in eine Position gebracht, in welcher ihr Aussehen an Standards gemessen wird, die zu erreichen eigentlich nicht möglich sind (genauso, wie weibliche Cellulite wird auch männliche Behaarung als „nicht zu verhindernder“ und „nicht [...] zu bekämpfender Umstand“ bezeichnet). Vor dem Hintergrund der eigenen körperlichen Unvollkommenheit erscheint

es für die Männer damit nicht mehr als angebracht, die Schönheitsmakel der Partnerin zu kritisieren.

Diese Logik ermöglicht es den Frauen, einer negativen Konsequenz - der „Intoleranz“ gegenüber ihrer Cellulite - aus dem Weg zu gehen, ohne dabei grundlegend das System, das diese Intoleranz generiert, in Frage zu stellen und dabei gleichzeitig nicht etwa als unterworfen, sondern als handlungsmächtig und selbstbestimmt zu erscheinen - es entsteht sogar der Eindruck, als sei es gerade diese Kombination aus Umgehen der Normen eines Systems auf der einen bei gleichzeitiger Anerkennung und nicht-außer-Kraft-Setzung von dessen Maßstäben auf der anderen Seite, welche den Eindruck von Selbstbestimmtheit und Kompetenz vermittelt (siehe dazu auch IV 4.3).

Zeile 48-53: „Seit einigen Jahren gibt es leise Zeichen der Hoffnung für den behaarten Mann. Seit am 11. September 2001 der Feuerwehrmann als neuer männlicher Idealtypus auf der Bildfläche erschien – ein ganzer Kerl mit rußgeschwärmtem Gesicht, immer einsatzbereit, berufsbedingt ohne Zeit für Ganzkörperrasuren – , hat eine kernige Urwüchsigkeit plötzlich auch in der Öffentlichkeit wieder eine Chance:“

In dieser Sequenz wird eine Imageveränderung des „behaarten Mannes“ beschrieben: Während er durch die Assoziation mit den „Goldkettchenprolos“ bislang ein eher schlechtes Image hatte, wird er nun seit dem 11. September 2001 auch mit dem positiv bewerteten Feuerwehrmann in Verbindung gebracht und sein Image dadurch aufgewertet. Hier zeigt sich ein weiteres Mal, dass Trends und Images variabel sind und dass sie weniger tatsächliche „Wahrheiten“ widerspiegeln, als vielmehr durch Assoziationen mit Personen oder Vorkommnissen erzeugt werden, die mitunter nichts mit der dadurch charakterisierten Person oder Angelegenheit zu tun haben. Exemplarisch wird dieser Vorgang an dem positiv besetzten Bild des Feuerwehrmanns festgemacht, der sich am 11. September im Spiel von weltpolitischen Geschehnissen befand, die mit Ent- oder Behaarung allerdings nicht das Geringste zu tun hatten.

Der Feuerwehrmann, ein Akteur, der sich aus der Verbindung einer Aktivität und der im hohen Maße generalisierten Kategorie „Mann“ ergibt und der sich durch seine Funktion, also durch das, was er *tut*, auszeichnet (van Leeuwen, 2008, S. 42) wird als „neuer männlicher Idealtypus“ bezeichnet und so beschrieben: „[...] ein ganzer Kerl mit rußgeschwärmtem Gesicht, immer einsatzbereit, berufsbedingt ohne Zeit für Ganzkörperrasuren [...]“. Der Begriff des „ganzen Kerls“ stellt den Prototyp des

maskulinen Mannes dar und verweist, ähnlich wie „mein Kerl“ aus T2 („I’m every Woman“), Zeile 27, auf stereotype Männlichkeit. Was diese Art der Männlichkeit auszeichnet, sind bestimmte Qualitäten seiner Handlungen: So wird zum einen mit dem „rußgeschwärzten Gesicht“ auf einen Aspekt seines Aussehens verwiesen, der auf die anstrengende, schweißtreibende und auch gefährliche Dimension seines Tuns hindeutet. Zum anderen verweist die Tatsache, dass er „immer einsatzbereit“ ist, auf ständige Wachsamkeit und Anspannung, da jederzeit der nächste Einsatz folgen kann. Daraus ergibt sich schlussendlich auch die Erklärung dafür, warum der Feuerwehrmann beziehungsweise der „ganze Kerl“ nicht enthaart ist: „Berufsbedingt“ fehlt ihm die Zeit dazu. Damit wird hier eine an anderer Stelle bereits eingeführte Argumentationslinie aufgenommen: Wie Sean Connery / James Bond und Tom Selleck / Magnum steht auch der Feuerwehrmann für einen Männertypus, der sich heldenhaft in Gefahr begibt um andere zu retten und dessen Nicht-Enthaarung sich schlicht daraus ergibt, dass er als Held und Retter „einfach Wichtigeres zu tun“ hat und ihm „berufsbedingt“ nicht die Zeit dafür bleibt.

Als herausstechendstes äußeres Merkmal dieses Männertypus’ wird die Behaarung - hier als „kernige Urwüchsigkeit“ bezeichnet - genannt und damit das Bild eines derben, robusten, kraftvollen, naturnahen und bodenständigen Mannes gezeichnet. (Damit wird ein weiteres Mal deutlich wird, dass Körperbehaarung männlich konnotiert ist und somit als unweiblich gilt.) In der Formulierung, dass diese „[...] kernige Urwüchsigkeit plötzlich *auch in der Öffentlichkeit* [Hervorh. d. V.] wieder eine Chance [hat]“ schwingt die Annahme mit, dass männliche Körperbehaarung im privaten Kontext immer schon zur Schau getragen wurde, was dieser wiederum den Anschein von Echtheit und Authentizität verleiht und was deren (erneute) Sichtbar-Machung zu einer Art emanzipatorischem Befreiungsschlag stilisiert. Es wird jedoch nicht nur mit dem Verweis auf den privaten Kontext darauf hingedeutet, dass die Bewertung der Behaarung je nach (in diesem Fall räumlicher) Situation anders ausfällt. Auch der Begriff „wieder“ verweist auf die - diesmal zeitliche - Kontingenz von Normen und Bewertungen, indem durch ihn der Eindruck erweckt wird, dass es einmal eine Zeit gab, in der die heute geächtete männliche Körperbehaarung als normal, gut und (im Falle von Tom Selleck und Sean Connery sogar als „richtig und männlich“, siehe Zeile 25-27) galt.

Zeile 54-63: *„Models dürfen wieder Brustflaum zeigen, Künstler wie Robbie Williams - einst zum Wohl unschuldiger Kleinmädchenseelen zum Kahlschlag oder*

hochgeschlossener Bekleidung verdammt - gehen wieder unrasiert und ohne T-Shirt auf die Bühne. Als Harry-Potter-Star Daniel Radcliffe in einem Theaterstück seine zaghaft behaarte Brust entblößte, war schon dieser Umstand den Kritikern wohlwollende Respektsbekundungen wert. Und auch bei der diesjährigen Wahl zum "Mister Schweiz" waren drei der 15 Finalisten ein bisschen brustbehaart, was das zuständige Wahlkomitee sogar zu einer Pressemeldung veranlasste.“

In dieser Passage werden nun eine Reihe prominenter Männer aus dem Showgeschäft angeführt, die seit neustem (wieder) Behaarung zeigen, was als Beleg für die These gelten kann, dass die „[...] kernige Urwüchsigkeit plötzlich auch in der Öffentlichkeit wieder eine Chance“ habe. Dabei stellt sich hier, wie auch schon an verschiedensten anderen Stellen dieses Textes, die Enthaarung beziehungsweise das Verdecken der Behaarung als passivierend („Künstler wie Robbie Williams - einst [...] zum Kahlschlag verdammt [Hervorh. d. V.] [...]“) und das Zeigen der Körperbehaarung als aktivierend und befreiend dar („Models dürfen [Hervorh. d. V.] wieder Brustflaum zeigen“). Auch in diesen beiden Aussagen schwingt ein ironischer Unterton mit, da der hier postulierte Trend, dass zunehmend auch männliche Körperbehaarung als unschön gilt und nicht mehr gezeigt werden sollte mit den Ausdrücken „zum Kahlschlag verdammt“ und „dürfen“ etwas überzeichnet wird. Die Tatsache, dass Körperbehaarung bei Männern von „Kritikern“ und „Wahlkomitee“ bemerkt und (teilweise anerkennend) kommentiert wird, vermittelt den Eindruck, dass männliche Körperbehaarung in der Öffentlichkeit zwar noch etwas Ungewohntes ist, dass dieser Trend aber dennoch positiv aufgenommen wird - ein Beleg dafür, dass es tatsächlich „[...] leise Zeichen der Hoffnung für den behaarten Mann [gibt]“ (Zeile 48).

Zeile 64-66: *„Das lässt hoffen. Der Tag wird kommen, an dem auch männliche Körperhaare wieder frei im Wind wehen dürfen - unbeschnitten, unbedeckt, unbegrenzt.“*

Indem in der Aussage „Das lässt hoffen“ die Akteurin / der Akteur, von dem diese Hoffnung ausgeht nicht explizit genannt wird - eine Anordnung, die van Leeuwen (2008, S. 29) „backgrounding“ nennt - , scheint diese Äußerung nicht von einem bestimmten Menschen auszugehen (und damit dessen persönliche Meinung darzustellen), sondern erscheint wie ein von vielen Menschen geteiltes, allgemein gültiges Wissen. Das auf diese Aussage folgende utopisch anmutende Zukunftsbild, zeigt nun, welchen Inhalts

diese Hoffnung ist: „[...] an dem auch männliche Körperhaare wieder frei im Wind wehen dürfen - unbeschnitten, unbedeckt, unbegrenzt“. Dabei liefert dieses Bild, das auf einen in der (mehr oder minder fernen) Zukunft liegenden Tag ausgerichtet ist, vor allem auch Informationen darüber, wie es zum aktuellen Zeitpunkt um die männliche Körperbehaarung steht. Wie an verschiedenen anderen Stellen dieses Textes auch schon deutlich wurde, stellt sich die Enthaarung beziehungsweise die Bedeckung von männlicher Körperbehaarung auch in dieser Passage wieder als Akt der Unterdrückung dar, denn wenn die Rede davon ist, dass „[d] er Tag [...] kommen [wird], an dem auch männliche Körperhaare wieder frei im Wind wehen dürfen [...]“, dann bedeutet das im Umkehrschluss, dass dieses Geschehen zum derzeitigen Zeitpunkt verboten ist. Gleichzeitig wird mit dem Begriff „auch“ („Der Tag wird kommen, an dem *auch* [Hervorh. d. V.] männliche Körperhaare [...]“) darauf verwiesen, dass es zu anderen Zeiten auch schon Personen gab, die sich von Unterdrückung befreit haben beziehungsweise befreit wurden und somit wird der Zukunftsraum einer Welt mit behaarten Männern mit den Visionen derartiger Befreiungsbewegungen gleichgesetzt. Diese Assoziation wird nun durch den Pathos der Redewendung „der Tag wird kommen“, welche auf prophetische Weise auf einen zukünftigen Zustand verweist, an dem ein bestehendes Unrecht nicht mehr geschieht, eindeutig als ironisch gekennzeichnet und damit das Postulat dieses Textes, die Männer würden durch die an sie angelegten Schönheitsstandards unterdrückt werden, augenzwinkernd als übertrieben und nicht ganz ernst gemeint gekennzeichnet. Dazu trägt auch bei, dass den Brusthaaren hier quasis menschliche Empfindungen zugesprochen werden, indem der Modus, in dem sie sich bewegen („im Wind wehen“) als „frei“ bezeichnet wird - eine Attribution, die die Existenz von Haaren, die sich eigentlich durch passives Nicht-Entfernen und Nicht-Verdecken auszeichnet, zu einem *aktiven* Akt stilisiert wird und die im Umkehrschluss daran dem Bedecken von Brusthaaren eine Qualität verleiht, die der von Einschränkungen in der Bewegungsfreiheit und der Möglichkeit sich in der Öffentlichkeit zu zeigen, gleichkommt. Dass in derart gewichtiger Weise über die Behaarung des Mannes gesprochen wird, drückt ebenfalls Ironie aus und verweist damit auf die mangelnde Ernsthaftigkeit, mit der hier die These des durch Schönheitsnormen unterdrückten Mannes vertreten wird.

Zeile 66-69: „Trends kommen und gehen, genau wie all die süßen Jack-Russel-Terrier und Golden Retriever eines Tages wieder verschwinden und der Schäferhund

rehabilitiert wird, wird auch der behaarte Mann wieder in Mode kommen.“

Die Analogie von behaarten Männern mit Schäferhunden und enthaarten, metrosexuellen Männern mit Golden Retrievern beziehungsweise hier nun auch Jack-Russel-Terriern, wird noch einmal aufgegriffen: So wie die eine momentan nicht im Trend liegende Hundart irgendwann auch mal „rehabilitiert“ wird, so wird auch die eine Art Mann irgendwann mal wieder „in Mode“ kommen. Damit wird hier gleichzeitig noch einmal betont, dass Sympathie und Antipathie eben nur Trends sind und keine „objektiven Wahrheiten“ darstellen. Mit der Aussage, dass die Trends „kommen und gehen“ wird nicht nur auf ihre geringe Beständigkeit verwiesen, gleichzeitig legt die Formulierung - indem sie die Handlung von den Trends als Quasi-Akteuren ausgehen lässt - auch nahe, dass sich diese Bewegung gleichsam automatisch und quasi durch die Trends selbst, jedoch jedenfalls nicht durch äußeres (menschliches) Einwirken und gezieltes Anstoßen, vollzieht.

Zeile 69-71: „Schon weil ein naturbelassener Männerpelz inzwischen echten Seltenheitswert genießt. Glück für die Frau, die sich rechtzeitig einen gesichert hat.“

In dieser Passage wird ein letzter Beleg für die Prognose, der behaarte Mann würde „wieder in Mode“ kommen, angeführt: Dieser genösse mittlerweile nämlich „echten Seltenheitswert“. Damit wird hier nun ein Prinzip aus der Wirtschaftspsychologie aufgegriffen und auf die Männer angewendet, welches besagt, dass ein Produkt umso begehrter wird, je rarer es verfügbar ist (Wiswede, 1995, S. 92). Damit liegt der Wert der Männer hier nicht mehr in ihren menschlichen Eigenschaften und persönlichen Eigenheiten. Stattdessen werden sie hier zum Produkt, welches durch seine geringe Stückzahl zum begehrten und wertvollen Gut wird und die Frauen zu Konsumentinnen, die dieses Gut besitzen wollen. Die Analogie vom (behaarten) Mann als Produkt wird weiterhin dadurch gestützt, dass er hier nicht als Mann bezeichnet und damit in seinen menschlichen Dimensionen beschrieben wird, sondern dadurch, dass er abermals durch einen Körperteil - den „naturbelassenen Männerpelz“ repräsentiert wird und durch diese „Impersonalization“ (van Leeuwen, 2008, S. 46) zu etwas nicht-Menschlichem, sondern tendenziell eher Ding- beziehungsweise Tierhaftem wird, denn mit dem Begriff ‚Pelz‘ wird vorwiegend das Fell von Tieren bezeichnet. Mit dem letzten Satz „Glück für die Frau, die sich rechtzeitig einen gesichert hat“ stellt sich die Frau hier klar als

Konsumentin und die Beziehung zwischen ihr und einem Mann als raffiniertes Geschäft dar, welches darauf basiert, dass die Frau in ihrem Partner eine Art Gut oder Produkt sieht, das aufgrund von Trendveränderungen nun bald mal wieder in Mode kommen und dann sehr wertvoll sein wird.

IV Ergebnisse

Im Folgenden werden nun die Ergebnisse der Feinanalysen dargestellt: In Punkt 1 wird auf die Differenz eingegangen, die in diesem Diskurs zwischen Männern und Frauen aufgemacht wird, eine Differenz, die sich auch in der Darstellung des Schönheitshandelns (Punkt 2) widerspiegelt. In Punkt 3 wird es darum gehen, die Strategien aufzuzeigen, anhand derer die Männer in diesem Diskurs passiviert werden und Punkt 4 widmet sich anschließend der Frage, was die Frauen in diesem Diskurs zu den ‚Aktiven‘ und ‚Selbstbestimmten‘ werden lässt, wo allerdings auch die Grenzen dieser Freiheit und Selbstbestimmung liegen. Zuletzt soll in Punkt 5 aufgezeigt werden, in welcher ohnmächtige Lage die Frauen durch die Tatsache, dass sie selbstbestimmt wirken (Punkt 4) und einer bestimmte Form des Schönheitshandelns (Punkt 2) nachkommen (müssen), versetzt werden. Dabei werde ich mich sowohl auf Textausschnitte aus den drei oben besprochenen Artikeln als auch auf weitere Textbeispiele aus dem Materialkorpus beziehen.

1 Die Differenz zwischen Männern und Frauen

Ein zentrales Merkmal des hier untersuchten Diskurses ist die Differenz, die zwischen Männern und Frauen aufgemacht wird.

Frauen und Männer werden als zwei Gruppen präsentiert, die sich - so hat es den Anschein - grundlegend unterscheiden und die sich als inkompatibel erweisen. Besonders in T2 („I'm every Woman“) werden Unterschiede zwischen der weiblichen Akteurin und dem männlichen Akteur in einer Überdeutlichkeit zur Schau gestellt (siehe z.B. S. 61), die immer wieder den Schluss nahe legt, dass sich Männer und Frauen eben einfach nicht verstehen (siehe z.B. S. 50, S. 61). Auf inhaltlicher Ebene wird die Unterschiedlichkeit von Männern und Frauen besonders dadurch deutlich, dass die Seinsweisen dieser beiden Gruppen stereotypen Vorstellungen von „typisch männlichem“ und „typisch weiblichem“

Verhalten entsprechen (siehe IV 1.2). Was dabei als männlich (bzw. als weiblich) gilt, ergibt sich in diesem Diskurs nicht nur aus Aussagen über die betreffende Gruppe, sondern immer auch aus Aussagen, die über die jeweils andere Gruppe getätigt werden. Dieses Prinzip der „produktiven Negativität“ (nach Siebenpfeiffer, 2008, S. 267) werde ich im folgenden Punkt IV 1.1 ausführen. Darüber hinaus entsteht die Differenz zwischen Männern und Frauen auch noch dadurch, dass die eine Gruppe der Sphäre der Natur und die andere der Sphäre der Kultur zugeordnet wird, also Bereichen, die sich in einer Dichotomie gegenüberstehen (siehe IV 1.3).

1.1 Formale Ebene: Das Prinzip der "Produktiven Negativität" - Weiblichkeit konstituiert Männlichkeit als ihr Gegenstück mit und umgekehrt

Das Prinzip der „Produktiven Negativität“ basiert, wie ich im Theorieteil dieser Arbeit bereits ausgeführt habe, auf der Überlegung, dass Diskurse nicht nur den Gegenstand, den sie zum Thema haben konstruieren, sondern gleichzeitig auch dessen Gegenstück mit hervorbringen – und zwar mitunter ohne über dieses überhaupt zu sprechen. So kann zum Beispiel ‚Homosexualität‘ als Produkt des hegemonialen Diskurses um ‚Heterosexualität‘ (Ausführungen dazu siehe I 3.4) verstanden werden, da die Notwendigkeit gleichgeschlechtliches Begehren bezeichnen zu müssen, lediglich vor dem Hintergrund der Norm der Heterosexualität als sinnvoll erscheint (Butler, 1991, S. 55f, Villa, 2006, S. 169).

Auch in diesem Diskurs wird nun ein Wissen über Personen und Sachverhalten generiert, indem deren Gegenstücke zum Thema gemacht werden. So kommt zum Beispiel in T3 „Lasst Brusthaar um mich sein“ dieses Prinzip deutlich an den Figuren des „behaarten Mannes“ und des „metrosexuellen Mannes“ respektive an denen des Schäferhundes und des Golden Retrievers zum Tragen und es zeigt sich unter anderem darin, dass sich die Sympathie für die eine Hunde- beziehungsweise Männergruppe aus der Abneigung gegen die andere ergibt („BRIGITTE-Redakteurin Alena Schröder will keine metrosexuellen Kerle mehr sehen. Eine Ode an den behaarten Mann“, Zeile 3-4 „Fatal für das Image des Schäferhundes sind [...] der Hang von Vorstadtfamilien zum Golden Retriever [...]“, Zeile 7-9, siehe z.B. auch S. 76).

Besonders wird dieses Prinzip jedoch bei der Konstruktion der Gruppe der Männer und der Gruppe der Frauen deutlich, denn in dem hier untersuchten Diskurs verkörpert eine

Frau oder ein Mann - ganz im Sinne der heterosexuellen Matrix - „[...] die eigene Geschlechtsidentität genau in dem Maße, wie er/sie nicht die andere ist [...]“ (Butler, 1991, S. 45). Tatsächlich *unterscheiden* sich Männer und Frauen hier nicht einfach bloß - sie stellen das komplette Gegenteil des / der anderen dar: So sind die Männer in punkto Schönheitshandeln beispielsweise nicht nur einfach etwas nachlässiger als die Frauen, sondern erweisen sich in dieser Sphäre als vollkommen undiszipliniert, unfähig und unzivilisiert, während die Frauen ihre Schönheitshandlungen mit einem Übermaß an Disziplin, Anstrengung und Gründlichkeit vollziehen. In diesem Sinne wird hier also schon allein durch die Darstellung der einen Gruppe ein Wissen über die andere Gruppe vermittelt und zwar derart, dass es sich bei letzterer genau gegenteilig verhalten wird. Dies geschieht umso leichter, als die Männer und Frauen in dem hier vorliegenden Diskurs zum Großteil überzogen und klischeehaft gezeichnet sind (siehe IV 1.2), also entlang eines Rasters eingeordnet werden, in dem Männer und Frauen sowieso schon als Gegenstücke angesehen werden. Die Tatsache, dass von der Darstellung der männlichen Handlungsweise auf die Handlungsweise der Frauen geschlossen werden kann (und umgekehrt), wird darüber hinaus noch dadurch unterstützt, dass das Tun der AkteurInnen oftmals deutlich als männlich beziehungsweise als weiblich gekennzeichnet ist („Schlimm genug, dass *wir Frauen* [Hervorh. d. V.] uns dem Diktat der Haarlosigkeit unterwerfen“, T3, Zeile 33-34, „Fangen wir mit *ihm* [Hervorh. d. V.] an. Er im Bad“, T2, Zeile 7), da Nominierungen, die so eindeutig auf die Geschlechtlichkeit referieren immer auch das Wissen bereitstellen, dass es bei der gegengeschlechtlichen Gruppe vermutlich ganz anders zugehen wird.

Besonders wird das an einer Aussage, wie „Fangen wir mit ihm an. Er im Bad“ deutlich. Obwohl hier Frauen überhaupt nicht benannt werden, ist das einzige Wissen, das sich aus dieser Aussage ableiten lässt, dies, dass die „Frau im Bad“ sich vermutlich ganz anders verhalten wird, als der Mann. Ganz im Sinne der heterosexuellen Matrix wird Geschlechtlichkeit hier also darüber generiert, dass sie *nicht die Gegengeschlechtlichkeit* ist, frei nach Villa (2006, S. 161): „Frau weil nicht Mann“. Hier wird die produktive Negativität von Diskursen deutlich, denn es zeigt sich, dass diese „[...] Sinn [dadurch] ermöglichen, dass sie anderen, prinzipiell möglichen Sinn ausschließen“ (Villa, 2006, S. 158).

1.2 Inhaltliche Ebene: Heteronormative Darstellung von Männern und Frauen

Wie bereits angemerkt, zeichnen sich die Gruppe der Männer und die Gruppe der Frauen unter anderem dadurch aus, dass sie stereotypen und heteronormativen Vorstellungen von Geschlecht entsprechen. So vermittelt beispielsweise die Darstellung von Männern, die sich freuen, wenn sich Frauen gegenseitig an den Busen fassen oder die unmittelbar und heftig auf den Anblick von Frauenkörpern reagieren müssen (sei es auf den leicht bekleideten Körper einer fremder Frauen am Strand oder auf den verschwitzten, tanzenden Körper der eigenen Partnerin) ein sehr stereotypes Bild männlicher Sexualität und männlichen Begehrens.

Ausgiebig wird das ebenfalls stereotype Bild des Mannes als unabhkömmlicher, rettender Held behandelt. Dieses wird zum einen in der Figur des Feuerwehrmanns und zum anderen in den Schauspielern Sean Connery und Tom Selleck beziehungsweise in deren Rollen als James Bond und Magnum verkörpert. In einer moderneren und weniger archaisch anmutenden Variante kann auch der Partner von Jurate Baronas, den sie in Zeile 43 ironisch als „mein Superman“ bezeichnet, als eine solche Figur verstanden werden: Zwar muss dieser keine Menschen aus dem Feuer oder anderen Gefahrensituationen retten, aber auch er hat außerhalb der häuslichen Sphäre Wichtiges zu tun („[...] und verschwindet in seine Bürowelt, er wird dort gebraucht“, T2, Zeile 31-32).

Auch die Nominationen, mit denen die Männer in diesem Diskurs bedacht werden, verweisen, wie bereits in den Feinanalysen ausgeführt (siehe z.B. S. 61 und S. 83), auf stereotype Männlichkeit. So werden sie zum Beispiel in verschiedenen Variationen als „Kerl“ bezeichnet („ein ganzer Kerl“, T3, Zeile 50-51, „mein Kerl“, T2, Zeile 27). Ebenso betont der Begriff „Jungs“ (T3, Zeile 27) eine stereotype Männlichkeit - man denke nur an die Alltags-Formulierung „mit seinen Jungs einen trinken gehen“ (Das Pendant dazu wäre übrigens der Begriff „Mädels“, der mit seinem Bild des „Mädels-Abend“ auf stereotype Weiblichkeit verweist).

Nicht zuletzt zeugen auch die Art, mit der leichte Aufweichungen oder Verschiebungen von klassisch männlichen Verhaltensweisen dargestellt werden und die Bewertungen, die dabei mitschwingen, von einer heteronormativen Sicht auf Geschlecht. So ist der metrosexuelle Mann, der durch sein Schönheitshandeln als eine Art Hybridwesen gelten kann, das sich zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit bewegt, eindeutig negativ gekennzeichnet: „BRIGITTE-Redakteurin Alena Schröder will keine metrosexuellen

Kerle mehr sehen“, T3, Zeile 3-4. Auch die Übernahme solcher Verhaltensweisen, die tendenziell als weiblich markiert sind (wie zum Beispiel die Enthaarung oder die Sorge ums eigene Aussehen) werden für Männer - obgleich von ihren Frauen immer wieder eingefordert - wiederholt als unpassend dargestellt (siehe S. 80f) und in Abschnitt 33-37 (T3) sogar als „schlimm“ bezeichnet. Damit bestätigt sich wiederum unser stereotypes Bild von einem Mann, der sich nicht allzu viel aus Körper-und Schönheitshandlungen macht.

Obwohl es hier also mit der Übernahme von als weiblich codierten Handlungsweisen durch Männer eine Überschreitung von Geschlechtergrenzen gibt, die die Möglichkeit birgt, Geschlechterstereotype zu destabilisieren indem sie den „Imitationscharakter und [die] Kontingenz von Geschlecht“ (Villa, 2006, S. 172) sichtbar machen könnte, werden hier gängige Vorstellungen von adäquatem männlichen und weiblichen Handeln gerade nicht destabilisiert. Stattdessen scheint die deutliche Kennzeichnung des Handelns als Überschreitung und als „das Andere“ die Ordnung im Gegenteil sogar noch zu stabilisieren. Auch Villa betont, dass eine Überschreitung von Geschlechtergrenzen noch nicht per se subversiv und destabilisierend für Geschlechterstereotype sein müsse, sondern, dass diese Möglichkeit immer auch eine Frage der Verwendung von Diskursen und von sozialer Macht sei (a.a.O., S. 174ff).

Auch die Frauenbilder, die in diesem Diskurs produziert werden und die Rollen, die sie verkörpern, entsprechen stereotypen und heteronormativen Vorstellungen von Geschlecht. So stellen sich beispielsweise die Figuren der Diva, der Fee, der Karrierefrau und des Vamps, wie auf S. 69 bereits ausgeführt, als Positionen dar, die als weiblich markiert sind und die gängigen Vorstellungen von Schönheit und Attraktivität entsprechen. Ganz im Sinne Schauflers (2002), die eine Unterteilung der Geschlechter in die Kategorien „Schöne Frauen - Starke Männer“ konstatiert, stellen sich nicht nur die Männer des hier untersuchten Diskurses als stark und heldenhaft dar, sondern zeigen sich auch die Frauen als aufs engste mit der Sphäre von Schönheit und Schönheitshandeln verknüpft, wobei sich der Wunsch nach Schönheit dabei als so stark erweist, dass er bisweilen grotesk anmutende Züge annimmt (siehe IV 4.2.1).

Nicht zuletzt sind alle AkteurInnen dieses Diskurses eingebunden in das heterosexuelle Beziehungsgeflecht und ein Begehren nach der heterosexuellen Matrix ⁴⁵, welches ja, wie

⁴⁵ So berichten Sophie Andresky und Jurate Baronas von ihrer eigenen Partnerschaft mit einem Mann und auch Alena Schröder spielt auf sexuelle Begegnungen zwischen Männern und Frauen

in IV 1.3.4 ausgeführt, für eine heteronormative Sichtweise auf Männer und Frauen unabdingbar ist. Untermauert wird dieses Bild dadurch, dass vom heterosexuellen Begehren abweichende Handlungen auch klar als Abweichungen gekennzeichnet sind: So wird deutlich gemacht, dass es sich bei der Tatsache, dass Sophie Andresky den Busen einer Freundin berührt, nicht um einen sexuellen Akt, sondern um neugieriges Interesse handelt. Die Vorstellung des heterosexuellen Begehrens stellt sich in diesem Diskurs als so allumfassend dar, dass Frauen mehrmals automatisch mit Partnerinnen von Männern gleichgesetzt werden (siehe S. 62 und S. 86f). Damit stabilisiert sich nicht nur die Heterosexualität als Norm, sondern es zeigt auch, wer überhaupt als Frau gilt: Es ist die, wie Villa (2008, S. 264f) es ausdrückt „heterosexuell begehrbare“ Frau.

1.3 Umkehrung einer Dichotomie

Die Darstellung der Geschlechter im Diskurs um die Enthaarung zeichnet sich nicht nur durch stereotype Männlichkeits- und Weiblichkeitsbilder und durch heteronormative Vorstellungen von Geschlecht aus, sondern auch durch die Umkehrung einer Dichotomie, die über Jahrhunderte hinweg das Geschlechterbild geprägt hat und teilweise immer noch prägt. So wurden Frauen ab dem 18. Jahrhundert tendenziell der Sphäre der Natur und Männer der Sphäre der Kultur zugeordnet (Schaufler, 2002, S. 118) und während Frauen als „das Andere“ und „das Mindere“ galten, standen Männer für zivilisatorischen Fortschritt (a.a.O., S. 129) (vgl. dazu auch Heintz & Honegger, 1981, S. 35 und Villa, 2012, S. 235). Diese Dichotomie stellt sich in diesem Diskurs nun als genau umgekehrt dar: Hier erscheint der Mann als ‚unzivilisierter Wilder‘, während die Frau für (übersteigerte) Kultiviertheit und Zivilisiertheit steht. Im Folgenden werde ich diese beiden Typen genauer beschreiben.

1.3.1 Männer als ‚unzivilisierte Wilde‘

In diesem Diskurs wird das Bild des Mannes als ‚unzivilisierter Wilder‘ gezeichnet. Die Tatsache, dass in den Artikeln auch das Schönheitshandeln von Männern ausgiebig behandelt wird, zeigt zwar, dass auch diese in diesem doch eher als kultiviert und

an, wenn sie darüber spricht, wie es (als Frau) ist, mit einem behaarten Mann „eine stürmische Nacht im Zwei-Mann-Zelt“ (T3, Zeile 43) zu verbringen.

zivilisatorisch geltenden Bereich aktiv sind, bildet zum Bild des Mannes als ‚unzivilisiertem Wilden‘ jedoch keinen Widerspruch, werden doch die Schönheitshandlungen, die die Männer ausführen, in der Regel als unpassend und zu ihrer von ‚Wildheit‘ geprägten Männlichkeit im Widerspruch stehend dargestellt. So wirkt beispielsweise der Mann, der die ein hohes Maß an Feinmotorik erfordernde Handlung „[...] sich mit Pinzette die Wuchskonturen zu korrigieren“ (T3, Zeile 28), ausführt, als komisch und es erscheint nur als konsequent, dass sich als derartig grobschlächtig dargestellte Männer bei solchen Handlungen „die Hoden verletzen“ (T3, Zeile 19).

Darüber hinaus werden die Männer in den hier behandelten Artikeln dadurch zu den ‚unzivilisierten Wilden‘, dass sie immer wieder mit der Sphäre von Natur, Tierhaftigkeit und Wildnis in Verbindung gebracht werden. Diese Nähe wird dabei teilweise ganz explizit hergestellt, indem zum Beispiel Männer, die sich nicht enthaaren mit einer „kernigen Urwüchsigkeit“ (T3, Zeile 52-53), also mit Bodenständigkeit und Naturnähe assoziiert werden, oder indem das Verhalten von Jurate Baronas‘ Partner mit den Worten kommentiert wird „[...] das macht man in der Wildnis so“ (T2, Zeile 8-9). Auch mit der Betitelung seiner Äußerungen und Laute als „Geräusche“ (T2, Zeile 9) und „Grunzer“ (T2, Zeile 57), sowie mit der an ihn gerichteten Forderung „in ganzen Sätzen“ (T2, Zeile 56) zu sprechen, wird das Bild eines Mannes gezeichnet, der als tier-ähnlich und „wild“ erscheint.

Analog dazu drückt sich die „Naturhaftigkeit“ des Mannes auch darin aus, dass er kein Verständnis für zivilisatorische Tatbestände, wie beispielsweise für die (richtige) Verwendung von kosmetischen Produkten zu haben scheint („Verachtet das sündhaft teure Parfum, das ich ihm geschenkt habe. Verreibt dafür begeistert Handteller große Klekse von meinem Falten killenden Powerserum auf seine Oberarme [...]“, T2, Zeile 11-14). Ebenso scheint ihm offensichtlich der Sinn für feine Schönheitsunterschiede und -nuancen zu fehlen, der es ihm ermöglichen würde, auf „angemessene“ Art und Weise auf das Äußere seiner Partnerin zu reagieren.

Des Weiteren drückt sich Unzivilisiertheit und Wildheit auch in einer ungezügelten Sexualität aus, die sich zum Beispiel an der Stelle zeigt, an der Jurate Baronas von ihrem Freund in „höchster Aufregung in die Kuschelecke eines Treppenhauses“ gezogen wird (T2, Zeile 44-45). Auch die Belästigungen der „Goldkettchenprolos“ (T3, Zeile 14) können als ein solch unkontrollierter, weil *unkontrollierbarer* Ausdruck sexueller Erregung gelesen werden, werden sie doch auf nicht steuerbare hormonelle Vorgänge

(„Hormonüberschüsse“, T3, Zeile 15) zurückgeführt.

War es historisch gesehen die Frau, deren Handeln und Empfinden von körperlichen Aspekten, wie zum Beispiel der Anatomie, bestimmt zu sein galt (Schaufler, 2002, S. 138), so sind es in diesem Diskurs die Männer, die ihrer eigenen „Natur“ verhaftet zu sein scheinen und deren Handeln damit weniger ihrer willentlichen Steuerung unterliegt. Dementsprechend erscheint das Tun der Männer auch nicht als vernünftig begründetes Handeln, sondern wirkt, wie zum Beispiel auf S. 52f ausgeführt, impulsgesteuert, unkontrolliert und einem Reiz-Reaktions-Muster folgend.

1.3.2 Weiblichkeit als Maskerade

Während den Männern in diesem Diskurs die Sphäre von Natur und der Wildnis zugeordnet wird, ist der Bereich der Kultur und der Zivilisation eher weiblich markiert. Diese Verbindung ergibt sich zum einen daraus, dass die Frauen in hohem Maße mit der als zivilisatorisch geltenden Sphäre des Schönheitshandelns verbunden sind: Während die Männer in der Regel erst von ihren Frauen zum Schönheitshandeln genötigt, oder durch gesellschaftlichen Druck dazu getrieben werden müssen, vollführen die Frauen körperbezogene Praktiken mit einem derartig hohen Maß an Engagement und Disziplin, dass sie schon fast als *über*-zivilisiert und *über*-kultiviert gelten können.

Zum anderen wird Weiblichkeit dadurch mit Kultur und Zivilisation in Verbindung gebracht, dass sie im Gegensatz zur Männlichkeit nicht als naturgegebene Sache erscheint, sondern als etwas, das von den Frauen selbst geschaffen wird. Die Herstellung von Weiblichkeit ist hier eng mit dem Schönheitshandeln der Frauen verknüpft, denn wie schon in I 3.1 deutlich gemacht, orientiert sich diese Arbeit an einer Vorstellung von Geschlecht, nach der Personen nicht aufgrund „natürlicher Tatsachen“ als Männer und Frauen erscheinen, sondern nach der sich das Geschlecht vielmehr daraus ergibt, dass es immer wieder aufs neue *hergestellt* wird (vgl. z.B. Villa, 2006). Dies geschieht unter anderem durch das Ausführen von „vergeschlechtlichten“ Handlungen (a.a.O., S. 91), von Verhaltensweisen also, die als „männlich“ oder „weiblich“ markiert sind und als solche können auch die Schönheitshandlungen, die die Frauen hier an den Tag legen, verstanden werden.

Indem nun also solche Handlungen, die mit dazu beitragen, dass eine Person als Frau „erkannt“ wird, in diesem Diskurs so ausführlich behandelt werden, offenbart sich der

„fiktive [und damit also *nicht natürliche*, Anm. d. V.] Status des Weiblichen“ (McRobbie, 2010, S. 100). Dies geschieht vor allem dadurch, dass das Schönheitshandeln hier als so extrem und übertrieben dargestellt wird, dass auch die damit einhergehende Weiblichkeit übersteigert⁴⁶ und nicht mehr „natürlich“ erscheint. Paradoxerweise scheint dieses Phänomen am besten durch der Begriff ‚drag‘, der die „übertriebene Inszenierung von Weiblichkeit(en) durch Männer“ (Villa, 2006, S. 174) meint, gefasst werden zu können: So, wie es sich bei ‚Drag Queens‘ um als Frauen verkleidete Männer handelt, so kann auch das in diesem Diskurs zur Schau gestellte Schönheitshandeln als ein Akt des Verkleidens verstanden werden, nur dass es sich dabei nicht mehr um Männer, sondern um Frauen handelt, die sich als Frauen verkleiden. Damit verliert die hier dargestellte Weiblichkeit jegliche Komponente des Natürlichen und entpuppt sich als „Maskerade“. Beispielhaft findet sich das Konzept der „Weiblichkeit als Maskerade“ (Riviere, 2010) in der Darstellung von Jurate Baronas’ „Innenanteilen“ wider:

„Der Vamp mit Löwenmähne und Smokey Eyes. Die Fee mit Glitzerpuder auf den Wangen und Klimperwimpern. Die Karrierefrau mit strengem Knoten und perfektem Taint.“ (T2, Zeile 51-53).

In dieser Beschreibung liegt das Augenmerk auf äußerlichen Merkmalen der Figuren⁴⁷, die allesamt das Ergebnis von Schönheitshandlungen sind: Haare können zur Löwenmähne toupiert und zum strengen Knoten gebunden, Haut zu einem „perfekten Taint“ und Augen zu „Smokey Eyes“ geschminkt werden und „Glitzerpuder auf den Wangen“ und „Klimperwimpern“ sind ganz offensichtlich das Ergebnis von Make-up. Es wird deutlich, dass hier nicht versucht wird, die Vorstellung von „natürlicher Schönheit“, der lediglich etwas nachgeholfen wird oder von „echter Weiblichkeit“, die durch Make-up nur ein klein wenig unterstrichen werden soll, aufrecht zu erhalten, denn indem der Fokus in dieser Darstellung so deutlich auf der Künstlichkeit und „Gemachtheit“ der Figuren liegt, geben sich diese verschiedenen Frauentypen eindeutig als Verkleidung zu

⁴⁶ McRobbie (2010, S. 99) verwendet in diesem Zusammenhang den Ausdruck „Weiblichkeit als Exzess“ und Villa (2008, S. 264) spricht von „Hyperfemininität“

⁴⁷ Eine Karrierefrau zeichnet sich damit also paradoxerweise nicht mehr in erster Linie dadurch aus, dass sie ehrgeizig und hart arbeitet, sondern dadurch, dass sie einen „strengen Knoten“ und einem „perfekten Teint“ hat.

erkennen.⁴⁸ Auch in den ausführlichen Beschreibungen des Schönheits- und Körperhandelns von Jurate Baronas (T2, Zeile 21-26) und Sophie Andresky (T1, Zeile 16-26) wird der Aspekt der Künstlichkeit und das Motiv des Verkleidens offensichtlich: Als LeserIn kann man den beiden bei dem Prozess der Herstellung ihrer eigenen Weiblichkeit geradezu zusehen. Diese Beispiele illustrieren die Feststellung McRobbies, dass die Maskerade „[...] ständig auf ihre eigene Künstlichkeit [verweist]“ (2010, S. 101). Diese Aussage darf jedoch keinesfalls dahingehend interpretiert werden, dass es hinter der Maskerade eine „echte Weiblichkeit“ gäbe, die durch die Maskerade bloß verdeckt würde. So betont Riviere (2010, S. 162), dass es sich bei Maskerade und Weiblichkeit nicht um Verschiedenes, sondern um „[...] ein und dasselbe [handelt]“. Weiblichkeit *wird* also nicht inszeniert - Weiblichkeit *ist* Inszenierung und Verkleidung.

Damit zeichnet sich Weiblichkeit im Gegensatz zur Männlichkeit weniger durch „natürliche“ Gegebenheiten aus, als vielmehr durch die Tatsache, dass sie von den Frauen selbst hergestellt wird. So ist es auch weniger „die Natur“, als vielmehr die mitunter harte und gnadenlose Arbeit am eigenen Körper, die ausschlaggebend dafür ist, ob eine Frau als geschlechtliches Subjekt intelligibel (Villa, 2008, S. 249) oder, wie Villa es auch ausdrückt, zu einem „geschlechtlichen *Subjekt von Gewicht*“ (a.a.O., S. 248) wird.

2 Schönheitshandeln

Dieser Punkt widmet sich der Frage, wie das Schönheitshandeln im Allgemeinen und die Praxis der Enthaarung im Besonderen in dem hier untersuchten Diskurs verhandelt wird. Dabei werden die relevanten Aspekte besonders vor dem Hintergrund der im vorigen Punkt thematisierten Differenz zwischen Männern und Frauen angeschaut – es fällt nämlich auf, dass sich das Schönheits- und Körperhandeln, je nachdem, ob es sich um das von Frauen oder um das von Männern handelt, als zum Teil sehr unterschiedlich darstellt.

2.1 Körper-Haben vs. Leib-Sein

Das Verhältnis zum eigenen Körper, das Erleben desselben, sowie der Umgang mit diesem stellen sich in diesem Diskurs für Männer und Frauen als unterschiedlich dar. Zur Annäherung an diese Dimensionen der Körperlichkeit soll hier nun auf die theoretische

⁴⁸ Besonders unterstützt wird das Verkleidungsmotiv dadurch, dass einer dieser Typen eine „Fee“ darstellt, die ja tatsächlich eine gängige Verkleidungsfigur kleiner Mädchen darstellt.

Unterscheidung dessen, was wir gemeinhin als ‚Körper‘ bezeichnen, in ‚Körper‘ und ‚Leib‘ zurückgegriffen werden, eine Unterscheidung, die wiederum auf Plessners Konzept der zentrischen und exzentrischen Positionalität (1975) zurückgeht.

Nach Lindemann (1993, S. 50) *sind* wir ein Leib und *haben* wir einen Körper. Das Leibsein zeigt sich dabei als unmittelbare Erfahrung (ebd.), als Spüren und Empfinden von Regungen, wie zum Beispiel Behagen, Hunger oder Schmerz (Riegler & Ruck, 2011, S. 37). Gleichzeitig jedoch *haben* wir auch einen Körper, über den wir verfügen können, wie über ein fremdes Objekt und den wir als getrennt von uns wahrnehmen können (ebd.). Dies gilt nicht nur für den „materiellen“ Körper, sondern auch für seine leiblichen Empfindungen: Wir *erleben* nicht nur (leiblich), sondern wir *wissen* auch, dass wir erleben und können uns dabei zusehen (ebd.) und *haben* dann eben unsere Erlebnisse. Diese beiden Ebenen - Körperhaben und Leibsein - schließen einander jedoch nicht etwa aus, sondern sind im Gegenteil als miteinander verschränkt zu betrachten. So stellt der Leib keineswegs etwas „Authentisches“ und etwas kulturellen und sozialen Aspekten Vorgängiges dar; stattdessen sei auch Leiberfahrung, so Lindemann, *sozial strukturiert* (1993, S. 50). Wie sich die Leiberfahrung also ausgestalte, hänge demnach mit einem „je gesellschaftlich, kulturell und historisch spezifischen, alltagsweltlich relevanten Wissen über den Körper“ zusammen (Riegler & Ruck, 2011, S. 37f).

An der Praxis von Schönheitshandeln und Enthaarung werden nun diese körperlich-leiblichen Dimensionen in ihrer Verschränktheit und ihrer Unterschiedlichkeit bei Männern und Frauen sichtbar. Während männliches Körperhandeln in dem hier untersuchten Diskurs stärker durch einen unmittelbaren und weniger reflektierenden Zugang zum eigenen Erleben geprägt scheint (siehe zum Beispiel S. 52f) und damit einem „instinktgeleiteten Agieren von Tieren“ gleicht, wie es Lindemann (1993, S. 50) mit Plessner als typisch für ein Handeln aus der positionalen Mitte heraus ansieht, ist das Schönheitshandeln der Frauen eher von einem vergegenständlichenden und instrumentalisierenden Blick auf Körper und Erleben geprägt (siehe z.B. S. 58f).

So erscheint der Körper der Frauen an verschiedenen Stellen objekthaft und wie ein „Ding unter anderen Dingen“, wie es Riegler und Ruck (2011, S. 37) in ihren Ausführungen zum Körperhaben bezeichnen. Deutlich wird dies an einer Formulierung wie „Stülpe im Bad die Augen nach unten [...]“ (T2, Zeile 21- 22), in der die Augen durch den Begriff „herunterstülpen“ den Charakter eines Gegenstandes annehmen, mit dem willkürlich hantiert werden kann. Der objekthafte Charakter von Körperteilen wird auch an solchen Stellen deutlich, an denen der Körper mit Schönheitshandlungen bedacht

wird, mit denen jedoch keine erlebende oder affektive Komponente einherzugehen scheint, ganz so, als würden sich die Handlungen nicht auf etwas leiblich Empfindendes und Spürendes, sondern auf einen gefühllosen Gegenstand richten („Rasiere. Peele. Creme. Zupfe. Pushe. Schminke. Schminke ab, weil der Lidschatten nicht zum Lippenstift passt“, T2, Zeile 23-25, „Dass ich [...] Leberflecken vom Arzt ausbrennen lasse, ist ja klar“, T1, Zeile 16-18).

Nicht nur der (materielle) Körper, sondern auch leibliches Erleben und affektives Empfinden wirken objekthaft und scheinen als der eigenen Person nicht ganz zugehörig erlebt zu werden. Dieser Eindruck wird zum Beispiel dadurch realisiert, dass die empfindende Akteurin oftmals nicht mehr in Erscheinung tritt und ihr Erleben dadurch nicht mehr deutlich erkennbar als das Ihrige gekennzeichnet ist, so wie in der folgenden Bewertung: „[...] sonst ist der Tag im Eimer“ (T2, Zeile 23). Auch die Art und Weise, in der mit diesem Erleben umgegangen wird („Ziehe dabei den Bauch ein [...]“, ebd.), verweist auf Distanz zur betreffenden Empfindung. Indem nämlich lediglich Bedingungen geschaffen werden, die das Erleben weniger oder auch gar nicht mehr spürbar werden lassen, erscheint das Erleben selbst als etwas, das nicht mit der eigenen Person verknüpft ist, sondern als etwas, das außerhalb dieser einfach zu bestehen scheint. Noch deutlicher wird dies in Sophie Andreskys Reaktion auf die Schmerzen bei der Prozedur des Waxens, bei der sie sich „die ganze Zeit“ denkt, dass „Schönsein [...] kein Ponyhof [ist]“ (T1, Zeile 5) und bei der sie den „[...] Schmerz zu besiegen [versuchte], indem [sie ihre] übrigen Beauty-Rituale durchging“ (T1, Zeile 14-16). Hier zeigt sich nicht nur eine durch intellektuelles Sinnieren geschaffene Distanz zum leiblichen Empfinden; es wird auch die Verschränkung des (leiblichen) Erlebens mit sozialen Bezügen deutlich. So normalisiert die Überlegung, dass Schönsein kein „Ponyhof“, mit Unangenehmem also nun mal eben untrennbar verknüpft sei, die Schmerzen des Waxings und macht ein Stück weit verständlicher, warum sich Sophie Andresky dieser Prozedur überhaupt weiter unterzieht. Auch in der Aussage „Dass ich mich bei dieser Aktion oft am heißen Eisen verbrenne, stecke ich weg. Solche Narben trage ich mich dem Stolz einer nubischen Kriegerin“ (T1, Zeile 24-26) zeigt sich der soziale Charakter von leiblichem (Schmerz-)Erleben. Das Empfinden von Schmerzen wird hier nicht etwa nur als notwendiges Übel erlebt, sondern scheint geradezu eine Aufwertung für die Person zu bedeuten, die die Schmerzen aushält. Das positive Erleben von Schmerzen wird vor dem Hintergrund verständlich, dass Körperarbeit den Regeln eines „Unternehmerischen Selbst“ folgt (Villa, 2008, S. 249), dessen Credo das des ‚hart-an-sich-Arbeitens‘ ist

(a.a.O., S. 260). In einer Logik, in welcher die Anerkennungswürdigkeit einer Person von dem Maß an Disziplin, Anstrengung und Opferbereitschaft abhängt, welches sie bereit ist, für die Selbst-Optimierung einzusetzen (a.a.O., S. 262), macht es durchaus Sinn, dass Narben - Beweise der harten Arbeit - etwas Positives darstellen, auf das man stolz sein kann.

Das Ignorieren, Übergehen und *Erleiden* (schmerzhafter) leiblicher Empfindungen, sowie ein Regime von Selbst-Überwachung und -Evaluierung im Dienste einer Selbst-Optimierung, stehen für einen „hegemonialen Modus des Körperhabens“, den Riegler und Ruck als spezifisch für die Epoche der Moderne ansehen (2011, S. 54) und der in dem hier betrachteten Diskurs eher den Frauen, als den Männern zugesprochen wird.

Dennoch wird bei der Darstellung weiblicher körperbezogener Praktiken nicht gänzlich auf positive Leib-Erfahrung verzichtet; dies trägt einem anderen Aspekt Rechnung, der auch typisch für modernes Körperhaben ist, nämlich dem des Körpers als Ort lustvollen und positiven Empfindens (a.a.O., S. 49). Auf den Körper als „Erlebnisort“ (a.a.O., S. 50) verweist ‚Sophie Andreskys‘ Sauna-Besuch, ‚Jurate Baronas‘ wildes und enthemmtes „Abrocken“, sowie die von allen Akteurinnen positiv erlebte Sexualität. Diese Komponente lustvollen Erlebens, die, wie Riegler und Ruck (a.a.O., S. 54) betonen, im Übrigen selbst durch normative Codes reglementiert ist⁴⁹, scheint dabei den legitimierenden Rahmen für den Körper als Ort von Disziplinierung und Selbstkontrolle zu bilden, für einen Körper also, der - obgleich er als Ausdruck des vorherrschenden Subjekttypus‘ eines hart an sich arbeitenden „Unternehmerischen Selbst“ verstanden werden könnte - mitunter ja auch etwas verstörend anmuten kann.

2.2 Freiwilligkeit und Selbstverwirklichung versus Unterwerfung und Zwang

An der Art, wie die Enthaarung bezüglich Thematiken, wie Freiwilligkeit oder Zwang in diesem Diskurs verhandelt wird, wird ein Verständnis von Macht deutlich, das sich nicht mit der Foucault’schen Machtkonzeption, wie sie in I 2.1 skizziert wurde, deckt, da Selbstbestimmung und Unterwerfung hier nicht als einander bedingende Komponenten, sondern als voneinander getrennte Dimensionen betrachtet werden, von denen die eine klar dem Schönheitshandeln der Frauen und die andere dem der Männer zugeordnet wird. So werden männliche Enthaarung und männliches Schönheitshandeln als von Zwang und

⁴⁹ Auch McRobbie (2010, S. 96) spricht von „vorgeschriebenen heterosexuell codierten Formen von Lust und Spaß“.

Unterdrückung geprägte Praktiken dargestellt, die aus der Nötigung durch ihre Partnerinnen (IV 3.1) und dem Druck gesellschaftlicher Normen und Ideale resultieren (siehe dazu IV 5.2), während sich weibliche Enthaarung und weibliches Schönheitshandeln als freiwilliger und selbstbestimmter Akt präsentieren. So werden sie zum Beispiel als Mittel zur Selbstverwirklichung (siehe z.B. S. 49) und als Ausdruck eines tiefen, inneren Bedürfnisses - verkörpert durch das kleine Mädchen, das „eine wunderschöne Prinzessin“ (T1, Zeile 42) sein möchte - dargestellt. Darüber hinaus gibt es in diesem Diskurs jedoch keine einheitliche Argumentationslinie für die weibliche Enthaarung. So werden die unterschiedlichsten Begründungen angeführt, die durchaus auch etwas über die spezifische Situation der jeweiligen Akteurin aussagen, über das Phänomen der Enthaarung im Allgemeinen jedoch wenig Aufschluss geben:

„Nein, es war keine Wette [...] Der Grund weshalb ich trotzdem hier liege, in einem Hinterhofladen in Berlin Mitte, unter mir kaltes Papier, über mir noch kälteres Neonlicht und vor mir das erste Intim-Waxing meines Lebens, lautet: Neugier.“

(„Nackte Tatsachen“, Brigitte, 13/2007)

„Damals war die Frage »Stutzen oder Sprießen lassen?« hochgradig politisch [...] Sorry, aber ich sehe die ganze Sache völlig unideologisch: Ich will zum Ayurveda nach Indien, und weil ich nicht möchte, dass mir auf dem Weg zur Dusche wieder Kräuterpaste aus den Kräuseln bröselt, habe ich beschlossen, die Zwei-Klassen-Behandlung, die ich meinen Haaren angedeihen lasse, nun auch auf das Regiönchen südlich des Bauchnabels auszudehnen.“

(„Ganz glatt überall“, <http://woman.britte.de/schoenheit/haut/enthaarung-1020577/>)

Die Frage nach dem „Warum“ scheint in diesem Diskurs von zweitrangiger Bedeutung zu sein: Tatsächlich erweist sich für die Frauen als viel wichtiger, zu zeigen, dass sie diese Praxis *nicht gegen ihren eigenen Willen* ausführen, als konkrete Gründe *für* die Enthaarung nennen zu können.

So kommt es zu einer wiederkehrenden Abgrenzung von dem Bild einer Frau, die sich wegen ihres Partners enthaart. In T1 („Lustvoll leiden“) zeigt sich diese Abgrenzung darin, dass sich Sophie Andresky ihre eigene Argumentationslinie für den von ihrem Freund angeregten Besuch im Waxing-Studio zurechtlegt, die es ihr ermöglicht, seinem Wunsch nachzukommen, ohne gleichzeitig den Eindruck zu erwecken, sie täte dies nur

für ihn (siehe S. 39) und in T2 („I’m every Woman“) werden männliche Machtansprüche als Grundlage weiblichen Schönheitshandelns von vornherein dadurch ausgeschlossen, dass solche Wünsche und Ansprüche als nicht mehr existent dargestellt werden (siehe S. 50). Am deutlichsten wird die Abgrenzung von einem auf den Partner gerichteten Motiv in dieser Aussage:

„Nein, es war keine Wette. Ich wurde dazu auch nicht von meinem Freund genötigt.“
(„Nackte Tatsachen“, Brigitte, 13/2007)

Dieses „scheinbare Desinteresse an männlicher Anerkennung“, das nach McRobbie (2010, S. 101) in der weiblichen Populärkultur offensiv zur Schau gestellt wird, bedeutet jedoch mit Nichten, dass das Schönheitshandeln ein machtfreier und herrschaftsloser Raum wäre. Wie McRobbie betont, transformiert sich die einst offen und sichtbar aufgetretene patriarchale Macht in eine *symbolische* Form der Macht (a.a.O., S. 95), eine Macht im Foucault’schen Sinne also, die nicht mehr von außen auf die Frauen ausgeübt wird, sondern die durch sie hindurch fließt. So ist es nach McRobbie nun auch weniger eine Bestrafung seitens der Männer, die die Frauen fürchteten, als vielmehr die „maßregelnde Struktur des Schönheits- und Modesystems“ (a.a.O., S. 101), die als normatives Gefüge agiert die Frauen in ihrem Handeln anleitet. Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen spricht die Tatsache, dass das Schönheitshandeln hier nicht für außenstehende Personen ausgeführt wird nicht unbedingt dafür, dass dieses Handeln frei von einem unterwerfenden Moment wäre, sondern vielmehr dafür, dass es sich um eine Unterwerfung aus freien Stücken, eine „freiwillige Unterordnung“, wie Posch (2009, S. 168) es bezeichnet, handelt.

Die Tatsache, dass sich die Frauen in diesem Diskurs permanent von solchen Elementen des Schönheitshandelns abgrenzen, die den Eindruck von Unterwerfung und Zwang erwecken könnten, verweist auf einen Aspekt, den Degele (2004) als zentral für modernes Schönheitshandeln sieht, nämlich auf den der Autonomie. Laut Degele seien Schönheitshandeln und Zwang nicht miteinander vereinbar; vielmehr gehe es bei heutigem Schönheitshandeln darum, dass das Handeln „Individualität, Autonomie und Authentizität“ widerspiegele (a.a.O., S. 9). Lazar (2011, S. 40) weist darauf hin, dass dieser Autonomieanspruch sogar so weit gehen kann, dass das Schönheitshandeln - einst für seine „patriarchal auferlegten Schönheitsnormen“ (Degele, 2004, S. 124) kritisiert - im postfeministischen und populärkulturellen Kontext zu einem Merkmal „gelungener

Emanzipation“ wird⁵⁰. Villa (2008, S. 259) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass „Selbstermächtigung im feministischen Sinne und der Selbstbeherrschung im etwa foucaultschen Sinne“ eng beieinander liegen, dass also eine Praxis, auch wenn sie auf den ersten Blick selbstbestimmt und als Ausdruck von Emanzipation erscheint, ebenso engen normativen Grenzen unterliegen kann, wie eine Praxis, die offensichtlich von Zwang und Unterdrückung geprägt ist, nur dass die Durchsetzung bei der Ersteren nicht mehr durch eine außenstehende, sondern durch die eigenen Person erfolgt. Die Frage ob eine Körperpraxis nun eher als Selbstermächtigung oder als Selbstbeherrschung verstanden werden kann, sieht Villa (ebd.) eng mit der Frage verknüpft, wie mit der Verfügbarkeit des Körpers umgegangen wird, eine Frage, auf die ich in IV 2.5 zurückkommen werde.

2.3 Enthaarung als Status Quo vs. Enthaarung als Aushandlungssache

In dem Grad an Etablierung unterscheidet sich die Praxis der Enthaarung bei Männern und Frauen in diesem Diskurs. Während die Enthaarung einen fest verankerten Teil im Schönheitshandeln von Frauen darstellt, erweist sie sich für Männer in einem viel stärkeren Maße noch als Aushandlungssache.

Dass die Enthaarung bei Frauen als unhinterfragbares Prinzip gilt, wird zum Teil explizit benannt, wie zum Beispiel in der Beschreibung von Sophie Andreskys Schönheitshandeln, in der es heißt: „Rasierte Beine und Achseln [...] alles Standard“ (T1, Zeile 18-19). Häufiger jedoch wird sie durch das beiläufige Herausstellen enthaarungsbezogener Sachverhalte zur anerkannten Handlungspraxis für Frauen. So verweist beispielsweise die Tatsache, dass sich „[...] prachtvolle Exemplare dieser [männlichen, Anm. d. V.] Spezies [...] mit den *Epiliergeräten ihrer Freundinnen* [Hervorh. d. V.] die Hoden verletzen [...]“ (T3, Zeile 18-19) darauf, dass die Enthaarung eine - zumindest bislang - *weibliche* Angelegenheit ist. Auch die Aussage „Schlimm genug, dass wir Frauen uns dem Diktat der Haarlosigkeit unterwerfen“ (T3, Zeile 33-34) deutet darauf hin, dass die Enthaarung für Frauen eine etablierte Tätigkeit darstellt, die derartig fest in ihrem Handlungsspektrum verankert ist, dass sie selbst dann nicht in Frage gestellt wird, wenn damit einhergehende negative Aspekte, wie die

⁵⁰ Dies wird auch in dem hier behandelten Diskurs sichtbar, in dem das Schönheitshandeln als der „wahre“ und innere Wunsch der Frauen gezeichnet wird. Befreien müssen diese sich dementsprechend auch nicht mehr von patriarchalen Strukturen - diese scheint es ja auch gar nicht mehr zu geben (s.o.) -, sondern von den eigenen „feministischen Ansprüchen“ (siehe T1, Zeile 35) bzw. der „Puristin in mir“ (a.a.O., Zeile 41), die im Widerspruch zu den „eigentlichen“ weiblichen Wünschen stehen.

„Unterwerfung“ unter ein „Diktat“ festgestellt und benannt werden können. Einzig die Enthaarung des Intimbereichs zeigt sich in diesem Diskurs als noch nicht gänzlich zum Standard erhoben. Die Tatsache, dass sich Sophie Andresky, so wie weitere Akteurinnen aus anderen Texten dieses Diskurses (siehe z.B. „Nackte Tatsachen“, Brigitte, 13/2007, „DER NEUE WAX-APPEAL“, Cosmopolitan, April 2007) *zum ersten Mal* den Gentialbereich waxen lassen, verweist auf die Neuartigkeit und damit auf die noch nicht vollständige Verankerung dieser Art der Enthaarung. Mit Verweis darauf allerdings, dass „[...] haarlos [...] der Sex tatsächlich noch besser [ist]“ (T1, Zeile 44), oder darauf, dass eine Akteurin sich „[s]o kahl [...] nämlich wirklich gut“ gefällt („Ganz glatt überall“, <http://woman.brititte.de/schoenheit/haut/enthaarung-1020577/>), zeigt sich Enthaarung des Intimbereichs als zwar vielleicht noch nicht zur Gänze etablierte, aber als durchaus positive und anzustrebende Handlungsnorm.

Männliche Enthaarung hingegen erweist sich in diesem Diskurs nicht als sich bereits durchgesetzte und nicht mehr in Frage zu stellende Handlungsform. Dies zeigt sich zum einen darin, dass sie nicht gleichsam „unkommentiert“ bleiben und selbstverständlich als Teil männlicher Handlungspraxis dargestellt werden kann, so wie es zum Beispiel bei der Aufzählung von Jurate Baronas' Körperhandlungen der Fall ist, in welcher die Enthaarung keinerlei weiteren Ausführung mehr bedarf („Rasiere, Peele. Creme. Zupfe. Pushe. Schminke“, T2, Zeile 23-24). Bei Männern wird die Enthaarung beziehungsweise das Schönheitshandeln in viel höherem Maße in einen erzählerischen Kontext eingebettet, der deutlich macht, wie es überhaupt zur Ausführung des Schönheitshandelns kommen konnte. Als beispielhaft dafür steht die Beschreibung, wie Sophie Andresky ihren Freund zur „Meisterin des Rupfens und Zupfens“ schickt (T1, Zeile 45-46), sowie Jurate Baronas' „Verdonnerung“ ihres Partners zum Douglas-Einkauf. Die Notwendigkeit, diese Handlungen in einen erklärenden Kontext einzubetten, macht deutlich, dass die Enthaarung bzw. das Schönheitshandeln für Männer noch keine so gängige Praxis darstellt.

Zudem wird in Zusammenhang mit männlicher Enthaarung wiederholt auf die Variabilität und Instabilität, kurz: auf die Kontingenz von Normen, Vorstellungen und Trends hingewiesen. Männliche Enthaarung stellt sich als „flüchtige Mode“ (T3, Zeile

25) dar, die sich aus sozialen Gegebenheiten und nicht aus „natürlichen Tatsachen“ oder „richtigen Erwägungen“ ergibt.⁵¹

Auch der Aufbau der Texte und die Frage, an welcher Stelle das Enthaarungshandeln, sowie die Umstände, die zu ihm führen, genannt werden, hat mit Einfluss darauf, ob diese Praxis zum Status Quo wird, oder ob sie einen stärker aushandelbaren Charakter annimmt. Die Anordnung von Enthaarungssituation und Begründungskontext bei der Darstellung der weiblichen Enthaarungspraxis kann als „Rearrangement“ bezeichnet werden, als eine Darstellung sozialer Praxis also, deren Elemente im Text anders angeordnet sind, als sie tatsächlich vorkommen (van Leeuwen, 2008, S. 18). So wird in dem Artikel T1 „Lustvoll leiden“ zum Beispiel zunächst die Enthaarungssituation beschrieben, um erst im Anschluss daran auf die zu dieser Situation führenden, der Enthaarung also eigentlich *vorgeordneten* Umstände einzugehen. Dass sich am Ende des Textes die Enthaarung tatsächlich als positiv erweist⁵², lässt die Frage nach dem Entscheidungsprozess und den konkreten Gründen als obsolet erscheinen und bildet noch einmal den legitimierenden Rahmen für diese Praxis und verfestigt deren Status Quo.

Im Gegensatz dazu wird in T3 „Lasst Brusthaar um mich sein“ bezüglich der männlichen Enthaarung eine Kette von Ereignissen und Verknüpfungen hergestellt, an deren Ende sozusagen als logische Konsequenz die Enthaarung steht („*Das alles führt dazu* [Hervorh. d. V.], dass prachtvolle Exemplare dieser Spezies sich mit den Epiliergeräten ihrer Freundinnen die Hoden verletzen, sich mit Kaltwachs die Locken von der Brust reißen [...]“, T3, Zeile 18-20).

Bei der Darstellung der weiblichen Enthaarungspraxis ist die Enthaarung also sozusagen immer schon „da“. Sie zeigt sich als existierende Praxis und gelebte Realität und zwar (in der Logik des Textes) unabhängig vom begründenden und legitimierenden Kontext. Wie auch immer dieser aussehen mag - die Enthaarung hat in der räumlich-zeitlichen Anordnung des Textes immer schon stattgefunden. Bei der Darstellung der Enthaarung

⁵¹ Dies bedeutet jedoch mitnichten, dass die Vorstellung solcher als natürlich oder wahr anzusehenden Tatsachen hier nicht existieren würde - tatsächlich ist es ja das Behalten männlicher Behaarung, das als „richtig und männlich“ (ebd., Zeile 26-27) gilt (siehe dazu auch IV 2.4).

⁵² „Danach ein kritischer Blick in den Spiegel. Doch, ich werde wohl wiederkommen. So kahl gefalle ich mir nämlich wirklich gut. Und das ist schließlich wichtig, oder?“ („Ganz glatt. Überall!“, <http://woman.brigitte.de/schoenheit/haut/enthaarung-1020577/>), „Ich bin ein Lemming. Ein ganz haarloser, der ein paar Stunden den Gang von John Wayne hat, aber dafür abends den Liebsten streichelzart lieben kann“ („DER NEUE WAX-APPEAL“, Cosmopolitan, April 2007)

bei Männern hingegen liegt der Fokus auf dem Kontext und den Umständen, die zur Enthaarung führten. Dass Erklärung und Legitimation hier stärker im Vordergrund stehen, verweist darauf, dass die männliche Enthaarung eine Praxis darstellt, die noch nicht so ohne weiteres „hingenommen“ wird und die noch nicht so etabliert ist, wie die Enthaarung bei Frauen.

2.4 Weibliche Enthaarung vs. männliche Haare

Den Rahmen dafür, dass die Enthaarung bei Männern in einem noch viel stärkeren Maße aushandelbar erscheint als bei Frauen, bildet unter anderem die Tatsache, dass Körperbehaarung in den Texten immer wieder mit Männlichkeit assoziiert wird, während deren Entfernung mit Weiblichkeit in Verbindung gebracht wird.

Dies zeigt sich zum einen in so expliziten Einordnungen der Körperbehaarung als männlich, wie dieser: „Warum soll heute falsch sein [bezogen auf die Körperbehaarung, Anm. d. V.], was zu Zeiten von Tom Selleck und Sean Connery *richtig und männlich* [Hervorh. d. V.] war?“ (T3, Zeile 26-27). Diese explizite Klassifizierung der Körperbehaarung nicht nur als männlich, sondern (für Männer) auch als *richtig*, deren Verknüpfung mit zwei Personen, die geradezu als Prototypen klassischer heteronormativer Männlichkeit gelten können, sowie die Bezeichnung von Körperbehaarung bei Männern als „sekundäres Geschlechtsmerkmal“ (ebd., Zeile 31) rückt die Behaarung deutlich in die Sphäre von Männlichkeit. Zudem wird Körperbehaarung dadurch mit Männlichkeit in Verbindung gebracht, dass sie über Tier- und Natur-assozierte Begriffe gefasst wird. So wird sie beispielsweise als „Pelz“ (a.a.O., Zeile 70) oder als „Busch“ („WACHSEN STATT WAXEN“, Cosmopolitan, Juli 2009) bezeichnet und ihr Wachsen als „quillen“ (ebd.) oder „sprießen“ („Ganz glatt überall“, <http://woman.britte.de/schoenheit/haut/enthaarung-1020577/>). Dadurch, dass diese Begriffen sich auf eine Sphäre beziehen, die im hier untersuchten Diskurs den Männern zugeordnet ist, nämlich der von Tierhaftigkeit und Wildnis (siehe IV 1.3.1), wird auch das, was sie bezeichnen - die Behaarung - zu etwas Männlichem.

Die Entfernung von Körperhaaren hingegen wird zu etwas weiblich Markiertem - und dies nicht nur, weil im Sinne der „produktiven Negativität“ (siehe IV 1.1) das Weibliche das Gegenstück zum Männlichen (also zur Behaarung) bildet. Auch die Tatsache, dass in diesem Diskurs der Körper den „Hobbykeller der *Frau* [Hervorh. d. V.]“ (T1, Zeile 27) (und nicht etwa des Mannes) darstellt, die Arbeit am eigenen also Körper tendenziell

weiblich markiert ist⁵³, trägt zu der Gruppierung von Behaarung als männlich und *Enthaarung* als weiblich bei, da die Enthaarung ja als eine solche Körperarbeit verstanden werden kann.

2.5 Immanente vs. exmanente Kritik

Im hier untersuchten Diskurs um die Haarentfernung werden - je nachdem, ob es sich um die Enthaarung von Frauen oder um die von Männern handelt - unterschiedliche Aspekte an dieser Praxis kritisiert. In der nun folgenden Auseinandersetzung mit dieser Kritik beziehe ich mich auf Ruck, Sluneco und Riegler (2009, S. 52f), die zwischen zwei Kategorien von Kritik, nämlich zwischen *immanenter* und *exmanenter* Kritik unterscheiden. Immanente Kritik zeichnet sich, so die AutorInnen, durch die Beanstandung von Einzelaspekten aus, mit der jedoch keine grundlegende Infragestellung des diese Aspekte generierenden Systems einhergeht. Exmanente Kritik hingegen tut genau dies: sie richtet ihren Fokus auf das System selbst und nicht bloß auf dessen Effekte. In dem hier untersuchten Diskurs zeigt sich nun, dass exmanente Kritik tendenziell eher an der Enthaarung von Männern geübt wird, während sich die Auseinandersetzung mit weiblicher Enthaarung durch ein teilweise sehr hohes Maß an immanenter Kritik auszeichnet. Besonders deutlich wird dies an solchen Artikeln, die sich dem Vergleich verschiedener Methoden zur weiblichen Enthaarung widmen, wie dieser Ausschnitt zeigt:

*„Zu Hause Rasieren ist nach wie vor die günstigste und schnellste Variante [...] Alternative fürs eigene Badezimmer: Beim Epilieren werden die Haare nicht abgeschnitten, sondern mit der Wurzel ausgezupft. Tipp für Schmerzempfindliche: Neue Geräte funktionieren auch in der Badewanne und sind so viel sanfter [...] Konsequenz: das Wachstum wird bis zu drei Monate lahm gelegt. **Beim Profi** Dauerhaft Haarentfernung mittels Lasertechnologie [...]“*

(„Wie kann ich... lästige Haare entfernen?“ Cosmopolitan, Juni 2010, S. 144)

⁵³ Auf diesen Aspekt verweist auch Lazar (2011, S. 37), wenn sie schreibt, dass „doing beauty“ eine Komponente von „doing femininity“ darstellt, sich schön zu machen also ein akzeptierter und erwarteter Aspekt dessen ist, was es bedeutet, eine Frau zu sein.

Hier wird die Enthaarung mit einem hohen Maß an immanenter Kritik bedacht: Konkrete Ausformungen der Praxis - ihre verschiedenen Methoden - werden auf ihre Vor- und Nachteile hin geprüft. Dabei eröffnen die Nachteile konkreter methodischer Aspekte (z.B. Schmerz, finanzieller Aufwand) jedoch nicht die Möglichkeit, die Enthaarung als Prinzip in Frage zu stellen, so wie es zum Beispiel geschieht, wenn bezüglich männlicher Behaarung gefragt wird: „Warum soll heute falsch sein, was zu Zeiten von Tom Selleck und Sean Connery richtig und männlich war?“ (T3, Zeile 25-27). Stattdessen verweisen sie lediglich darauf, dass eben noch die (innerhalb des Systems!) individuell passende Methode gefunden werden muss.

Im Gegensatz dazu leitet sich bei der Beschreibung männlicher Enthaarung die eine Methode nicht aus den Nachteilen der anderen Methode ab:

„Das alles führt dazu, dass prachtvolle Exemplare dieses Spezies sich mit den Epiliergeräten ihrer Freundinnen die Hoden verletzen, sich mit Kaltwachs die Locken von der Brust reißen oder verschämt in kosmetische Kliniken einchecken, um sich das Rückenhaar weglasern zu lassen.“ (T3, Zeile 18-22)

Dass negative Aspekte hier ein „Existenzrecht“ an sich haben, dass sie genannt werden können, ohne zwangsläufig auf eine Alternativmethode verweisen müssen, deutet, wie in IV 2.3 bereits angemerkt, darauf hin, dass die Enthaarung für Männer weniger stark eine Notwendigkeit darstellt.

Auch die Tatsache, dass bei der Darstellung weiblicher Enthaarung diese stets eingebunden ist in eine ganze Reihe anderer Schönheitshandlungen (siehe zum Beispiel T1, Zeile 16-24 und T2, Zeile 21-26), lässt sie eher zum Gegenstand immanenter Kritik werden, stellt sie doch lediglich einen weiteren Aspekt in einer langen Kette von ebenfalls aufwändigen und schmerzhaften Schönheitshandlungen dar. So kann im Sinne einer immanenten Logik also durchaus die Frage gestellt werden, warum eine Frau, die sich die Zähne bleichen und Leberflecke ausbrennen lässt (T1, Zeile 17-18 und 21), sich nicht auch ihrer Körperbehaarung entledigen sollte.

Ein weiterer für die Art der Kritik relevanter Unterschied in der Darstellung männlicher und weiblicher Enthaarung bezieht sich auf den Grad der Kontextualisierung dieser Praxis. Ob nämlich Aspekte ‚innerhalb‘ oder ‚außerhalb‘ des Handelns thematisiert werden, ist mit entscheidend dafür, welche Art der Kritik - immanente oder exmanente - überhaupt geübt werden kann. Denn, wie Villa (2008, S. 255) betont, können auch nur

solche Dinge verhandelt werden, die überhaupt verfügbar gemacht worden sind. Schaut man sich die Beschreibung weiblicher Enthaarung an, vor allem die in den Methodenvergleichen, so kann festgestellt werden, dass sich diese durch eine ausdifferenzierte und technisch genaue Darstellung der unterschiedlichen Enthaarungsarten auszeichnet und der Fokus auf methodischen Vor- und Nachteilen liegt. Bei einer sich daran anschließenden Kritik wird es schwierig, Aspekte zu beanstanden, die außerhalb dieser methodisch-technischen Sphäre liegen. Männliche Enthaarung wird dagegen in einem viel stärkeren Maße kontextualisiert, indem sie mit gesellschaftlichen Entwicklungen in Zusammenhang gebracht wird. Auch wenn diese Verknüpfungen mitunter etwas weit hergeholt erscheinen, wie zum Beispiel der postulierte Zusammenhang zwischen steigender Akzeptanz männlicher Körperbehaarung und dem 11. September 2011, deuten sie jedoch im Prinzip darauf hin, dass die Entfernung von Haaren, sowie ihr Stehenlassen nicht unhinterfragbare Gesetzmäßigkeiten darstellen, sondern in gesellschaftliche Kontexte eingebettet sind, die sie als mehr oder weniger sinnvoll erscheinen lassen.

2.6 Zum Verschwinden des Körpers aus der Darstellung des Schönheitshandelns

An der Darstellung des Schönheitshandelns in diesem Diskurs fällt auf, dass der Gegenstand, auf den sich dieses Handeln bezieht - nämlich der Körper - oftmals in den Hintergrund rückt. So werden, wie ich auf S. 56 bereits angemerkt habe, die Körperteile, auf die sich Jurate Baronas' Schönheitshandlungen richten, in der Darstellung ihres Tuns zum Teil nicht mehr benannt („Rasiere. Peele. Creme. Zupfe. Pushe. Schminke“, T2, Zeile 21-26), ebenso, wie in der Beschreibung von Sophie Andresky Schönheitshandeln („Dass ich zur Pediküre, Maniküre und Kosmetikerin gehe [...] ist ja klar. [...] Bodypeeling mit Meersalz, Selbstbräuner: alles Standard“, T1, Zeile 19-16). Der Fokus liegt in solchen Beschreibungen nicht auf sauber gefeilten Nägeln, auf Hornhaut-freien Füßen oder glatten (weil haarlosen) Beinen, sondern auf dem *Prozess*, der derartige Körperlichkeiten zum Ergebnis hat. Damit erweist sich als wesentliches Moment des Schönheitshandelns nicht der Körper selbst, sondern die zu dessen Modifikation führenden *Handlungen*, welche nach Degele (2008, S. 70) eine sozialen Positionierung darstellen. Auch Villa (2008, S. 7) betont, dass Körperarbeit weniger als Arbeit am Körper, als vielmehr als „Arbeit am Selbst“ verstanden werden muss. Während der Körper in ständischen Vergesellschaftungszusammenhängen noch den Stand und eben

nicht die eigene Persönlichkeit repräsentieren sollte, stellt sich das Aussehen heutzutage ganz deutlich auch als „Attribut des Persönlichen“ dar (Koppetsch, 2000, S. 109). Schönheit erscheint heute nicht mehr als Zufall oder unabwendbares „Schicksal“, sondern wird vermehrt als „Ergebnis einer richtigen, gesunden Lebensweise“ (a.a.O., S. 110) angesehen. Wer sich nicht (innerhalb normativer Vorgaben) fit hält und schön macht, gilt dementsprechend auch tendenziell als verantwortungslos und als potenzielle Belastung für die Gemeinschaft (Hark & Villa, 2010, S. 12). Als Merkmal eines ‚richtigen Körpers‘ oder eines, wie Villa (2008, S. 265) es bezeichnet, ‚richtigen‘ „Körper-Ichs“ gilt demnach nicht zwangsläufig ein Äußeres, das in jedem Bereich gängigen Schönheitsnormen entspricht; vielmehr sind es Aspekte der eigenen Person, nämlich „[d]ie Arbeit am Körper-Ich, der Wille zur perfekten Normalisierung“ (ebd.), die darüber entscheiden, welcher Körper zum ‚richtigen‘ und ‚normalen‘ wird.

Das Aussehen wird jedoch nicht nur zum Maßstab dafür, wer als verantwortungsvolles, hart an sich arbeitendes und - in einer neoliberalen Logik - „wertvolles“ Mitglied einer Gesellschaft gilt; es zeigt auch gleichzeitig an, ob bei einer Person ein *Wissen* um die in einer Gesellschaft vorherrschenden Bedeutungen, Regeln, Normen besteht. So besteht bezüglich Schönheit ja nicht nur ein auf inhaltliche oder ‚fachliche‘ Aspekte bezogenes Wissen, welches sich zum Beispiel in einem Verständnis davon widerspiegelt, dass „[...] der Lidschatten nicht zum Lippenstift passt“ (T2, Zeile 24-25); über Schönheit gibt es auch ein Metawissen, also ein Wissen um die *Bedeutung* solcher inhaltlicher Wissensbestände (Degele, 2004, S. 206f). Das Wissen um die Wirkung des eigenen Äußeren und dessen erfolgreiche Umsetzung in eine „geglückte“ Inszenierung der eigenen Personen, machen den Komplex um Schönheit und Körperhandeln zu einem Bereich, in dem sich eine Person entweder als kompetente Akteurin inszenieren (ebd.) oder als merkwürdiges, ‚anomales‘ Mitglied einer Gemeinschaft zu erkennen geben kann. Parr (2009, S. 37) spricht in diesem Zusammenhang und in Anlehnung an Foucault von einem „doppelten Rechtsbruch“. Ein Äußeres, das als „misslungen“ gilt, verstößt nicht nur auf inhaltlicher Ebene gegen die Vorgaben normativer Schönheitsideale. Die Person, die ein solches Äußeres zur Schau stellt, weist sich damit gleichzeitig auch als unwissendes Mitglied der Gesellschaft aus. Die Verletzungen, die sich die Männer bei ihren Enthaarungsversuchen zuziehen („Das alles führt dazu, dass prachtvolle Exemplare dieser Spezies sich mit den Epiliergeräten ihrer Freundinnen die Hoden verletzen [...]“, T3, Zeile 18-19) erscheinen genau aus diesem Grund auch als problematisch: Nicht nur mögen Schnittwunden und Narben unschön und schmerzhaft sein; als viel schlimmer und

peinlicher erweist sich der Umstand, dass eine Unwissenheit seitens der Männer bezüglich der Unangemessenheit dieser Schönheitspraxis zu bestehen scheint.

Vor dem Hintergrund, dass Schönheitshandeln also immer auch etwas mit der Inszenierung und Positionierung der eigenen Person zu tun hat, kann die Frage gestellt werden, ob sich die kurze Äußerung Jurate Baronas' nach zweistündiger Verschönerungsaktion „Hat sich gelohnt“(T2, Zeile 26-27) nur auf ein ansprechendes Äußeres bezieht, oder ob sie nicht auch mit der gelungenen Darstellung der eigenen Person als handlungsmächtigem, autonomem und hart an sich arbeitendem Individuum in Zusammenhang steht.

3 Passivierung der Männer

Die Männer werden in dem hier untersuchten Diskurs hinsichtlich mehrerer Aspekte passiviert. Auf inhaltlicher Ebene ergibt sich eine Passivierung zum einen aus ihrer Darstellung als ‚unzivilisierte Wilde‘, bei der sie ihrer ‚eigenen Natur‘ gleichsam unterworfen scheinen (siehe IV 1.3.1) und zum anderen dadurch, dass die Frauen in den im Text beschriebenen Handlungen und Interaktionen über die Männer verfügen. Des Weiteren werden die Männer auch noch durch verschiedene Aspekte entmenschlicht und dadurch passiviert. Schließlich werden Letztere noch durch einen formalen Aspekt passiviert, nämlich durch die Tatsache, dass hier *über* sie gesprochen wird, sie selbst keine Stimme erhalten und zu „den Anderen“ gemacht werden. Auf die drei zuletzt genannten Punkte werde ich im Folgenden näher eingehen.

3.1 Das Verfügen von Frauen über Männer

Im Gegensatz zum Schönheitshandeln der Frauen, das nicht nur in vielerlei Hinsicht als autonom, selbstbestimmt und freiwillig dargestellt wird, sondern das darüber hinaus auch als explizit als *nicht* für andere - besonders für Männer - gekennzeichnet ist (siehe IV 2.2), wird das Körperhandeln von Männern als eine Praxis dargestellt, die ganz klar den Wünschen und Bestimmungen von Frauen unterliegt. So „schickt“ Sophie Andresky ihren Freund zur „Meisterin des Rufens und Zupfens“ (T1, Zeile 45-46) und Jurate Baronas „verdonnert“ ihren Partner zur „Höchststrafe“, nämlich zum „Samstagsshoppping bei Douglas“ (T2, Zeile 15-16). Auch solche klaren Verhaltensanweisungen, wie „Wenn das in Zukunft nicht dalli und täglich in drei ganzen Sätzen rüberkommt, brennt morgen

beim ersten Grunzer das Bett, Schatz“ (T2, Zeile 56-58), oder Äußerungen, wie „Das reicht“ (T2, Zeile 15), bei denen die Männer klar in ihre Schranken verwiesen werden, verweisen auf den untergeordneten und beinahe schon kindes-gleichen Status, der dem Mann im Bereich von Schönheits- und Körperhandeln von den Frauen zugewiesen wird. Während bezüglich der weiblichen Enthaarung dezidiert darauf hingewiesen wird, dass sie nicht auf den Wunsch des Partners hin ausgeführt wird, scheint sich die Berechtigung für das Schönheitshandeln von Männern überhaupt erst daraus zu ergeben, dass es auf den Wunsch ihrer Freundinnen hin ausgeführt wird (siehe z.B. Ausführungen dazu auf S. 81). Der Autonomie-Anspruch, dem weibliches Schönheitshandeln unterliegt (siehe IV 2.2), scheint also nicht in demselben Maße auf männliches Schönheitshandeln zuzutreffen.

Das Verfügen über den männlichen Körper seitens der Frauen wird übrigens dadurch umso deutlicher, dass die Ansprüche, die an den männlichen Körper gestellt werden, inhaltlich nicht einheitlich sind. So werden in T1 „Lustvoll leiden“ und T2 „I’m every Woman“ die Männer zum Schönheitshandeln angehalten, während in T3 „Lasst Brusthaar um mich sein“ gerade dafür plädiert wird, dass sie von einem solchen Abstand nehmen sollen. Alle drei Artikel eint jedoch die Tatsache, dass Frauen über den Körper und das Schönheitshandeln von Männern verfügen - welchen Ausdruck ein solches dann auch immer annimmt (oder eben auch nicht). Obwohl es wie ein emanzipatorischer Akt erscheinen könnte, ist dieses Verfügen über den männlichen Körper jedoch eher als Ausdruck restriktiver Handlungskompetenz zu verstehen, wie ich in IV 4.3 ausführen werde.

3.2 Entmenschlichung der Männer

Die Männer in diesem Diskurs werden nicht nur dadurch passiviert, dass die Frauen über ihre Körper verfügen und ihr Schönheitshandeln bestimmen, sondern auch dadurch, dass ihnen hinsichtlich verschiedenster Aspekte ein menschlicher Status abgesprochen wird.

Dies geschieht zum Beispiel dadurch, dass sie mit Nominationen bedacht werden, die ihnen - im Gegensatz zu den semi-formalen Nominationen der weiblichen Akteurinnen des Diskurses - keine einzigartige Persönlichkeit verleihen. Stattdessen reduzieren die ihnen zugedachten Nominationen sie auf ihren Status als Partner, wie es die Bezeichnungen „mein Lieblingsmann“, „mein Kerl“, oder die Passivkonstruktion „der Heißgeliebte“ tut, oder sie werfen sie gänzlich auf ihr Geschlecht zurück, wie es

beispielsweise geschieht, wenn Jurate Baronas' Freund ausschließlich als „er“ bezeichnet wird und so als sei seine Geschlechtlichkeit die Dimension, die ihn ausreichend charakterisieren würde. Auch die Nomination von Jurate Baronas' Freund durch das Possessivpronomen „meiner“ („Das macht meiner immer dann, wenn [...]“, T2, Zeile 36) passiviert diesen Akteur, indem sie ihn zu einer Art Besitztum seiner Freundin werden lässt. Entmenslicht werden die Männer dieses Diskurses des Weiteren dadurch, dass sie einerseits zu einer Art Produkt und andererseits auf eine Funktion degradiert werden. Zu einer Art Produkt werden die Männer in T3 „Lasst Brusthaar um mich sein“ dadurch, dass sie als wertvolles rares Gut beschrieben werden, das „echten Seltenheitswert“ genießt und das sich die Frauen „sichern“ können. Auf eine Funktion hingegen werden die Männer in diesem Diskurs degradiert, indem deutlich gemacht wird, dass ihre Empfindungen und Sichtweisen keinerlei Relevanz für die Frauen besitzen („Weil er mich liebt, wie ich bin [...] Das ist mir schnurz“, T3, Zeile 48-50). Stattdessen erweisen sich lediglich ganz spezifische Handlungen der Männer als für die Frauen von Interesse: „Jede von uns will von ihrem Heißgeliebten nur eines wissen: bin ich schön?“, T3, Zeile 54-55. Indem den Männern hier schlicht die Funktion zukommt, ihren Frauen zu zeigen, dass sie schön und begehrenswert sind (und zwar ungeachtet der Frage, ob dies auch eine innerliche Entsprechung hat), wird ihnen der Status eines modernen Subjekts abgesprochen, der sich nach Villa (2012, S. 233) unter anderem dadurch auszeichnet, dass ein solches Subjekt nicht, so wie es hier der Fall ist, als eine Art „Objekt ›benutzt‹“ werden darf.

Auch auf semantischer Ebene zeigt sich diese Entmenschlichung: So werden die Männer häufig nicht mehr in menschlichen Kategorien beschrieben, sondern durch Körperteile repräsentiert, wie zum Beispiel durch einen „naturbelassenen Männerpelz“ (T3, Zeile 70) oder eine „üppig bewachsene Brust“ (T3, Zeile 42-43). Eine solche „Somatization“ hat nach van Leeuwen (2008, S. 46) eine „Impersonalization“, also eine Entmenschlichung zur Folge, ebenso wie solche hochgradig abstrahierenden Bezeichnungen, wie „prachtvolle Exemplare dieser Spezies“ (T3, Zeile 18).

Zuletzt werden die Männer auch noch dadurch entmenslicht, dass eine Analogie zwischen ihnen und Tieren gezogen wird. So wird über sie in denselben Begrifflichkeiten gesprochen, mit denen auch Tiere und tierisches Verhalten bezeichnet werden (s.o. „prachtvolle Exemplare dieser Spezies“ (T3, Zeile 18), „Gibt [...] unkontrollierte Geräusche von sich“ (T2, Zeile 9), „[...] brennt morgen früh beim ersten *Grunzer* [Hervh. d. V.] das Bett [...]“, T2, Zeile 57) und ihr psychisches Erleben wird mit dem von Hunden

gleichgesetzt („Was der Golden Retriever dem Schäferhund, ist David Beckham dem behaarten Mann“, T3, Zeile 16-17).

3.3 Männer und ihre Körper im Blick: Die Klassifikation von Männer(-Körper)n und die Konstruktion des Männlichen als „das Andere“

Nicht nur auf der erzählerischen Ebene der Texte und durch entmenschlichende Beschreibungen und Kategorisierungen werden die Männer durch die Frauen in diesem Diskurs passiviert, sondern auch durch die Tatsache, dass sie und ihre Körper hier überhaupt zum Gegenstand der Betrachtung und dabei klassifiziert und bewertet werden. Die Tatsache, dass der Männerkörper hier in den Blick gerät, ist schon deshalb interessant, weil sie einen Bruch zu der langen Tradition der Darstellung von Körper und Geschlecht bildet. Historisch gesehen waren es nämlich die Körper von Frauen, die im Diskurs um Schönheit und Geschlecht beleuchtet wurden. Männlichkeit hingegen definierte sich vielmehr über Verstand, als über Körperlichkeiten und somit wurde der männliche Körper in Diskursen um Geschlecht und Schönheit ab dem 18. Jahrhundert auch viel seltener zum Gegenstand von Betrachtungen; er spielte höchstens insofern eine Rolle, als er als Gegenstück zu dem besprochenen und untersuchten weiblichen Körper fungierte (Schaufler, 2002, S. 145). In dem hier untersuchten Diskurs um die Haarentfernung wird nun jedoch auch der männliche Körper zum Gegenstand der Aufmerksamkeit, was durch Aussagen, wie „Fangen wir mit ihm an“ (T2, Zeile 7) oder „BRIGITTE -Redakteurin Alena Schröder will keine metrosexuellen Männer mehr sehen. Eine Ode an den behaarten Mann“ (T3, Zeile 3-4) auch auf der Metaebene offen kommuniziert wird. Des Weiteren wird auch durch Aussagen, die das Image von (behaarten) Männern thematisieren („Ähnlich traurig steht es um den behaarten Mann“, T3, Zeile 11-12), die Tatsache, dass die Männer hier Objekte von Betrachtungen und Überlegungen sind, unterstrichen (siehe dazu auch S. 76).

Nicht nur war es in den Diskursen um Körper und Geschlecht seit dem 18. und 19. Jahrhundert eher der Körper und das Verhalten von Frauen, die angeschaut und bewertet wurden (vgl. Heintz & Honegger, 1981, S. 33 und Villa, 2008, S. 258); es waren auch stets Männer, die die Definitionsmacht darüber hatten, was als normale Weiblichkeit galt (Schaufler, 2002, S. 145). In dem hier untersuchten Diskurs jedoch wird nun männliches Verhalten von Frauen eingeordnet und klassifiziert: So wird von den weiblichen Akteurinnen an verschiedenen Stellen deutlich gemacht, dass das Schönheitshandeln der

Männer, sowie wie deren sexuelle Annäherungsversuche (beziehungsweise deren Unterlassung) unangemessen und inadäquat seien (siehe S. 64 und S. 80). Durch solch bewertende und klassifizierende Beschreibungen, sowie durch explizite Einordnungen von Aspekten des männlichen Körpers als „richtig und männlich“ (T3, Zeile 26-27) wird hier nun letztendlich durch Frauen definiert, was als „normale“ Männlichkeit gilt und was nicht. Auch werden die Männer - je nach körperlicher Erscheinungsform - in Gruppen eingeteilt: So entstehen in diesen Texten der Typus des „behaarten Mannes“ und der des „metrosexuellen Mannes“. Körperliche Erscheinungsformen gepaart mit spezifischen Arten des Körperhandelns werden hier also zu Subjektpositionen, die auf bestimmte Seinsweisen abzielen. Diese Positionen werden selbst wiederum eingeordnet und bewertet: So werden zum Beispiel die „metrosexuellen Männer“ deutlich als negativ eingestuft („[...] Alena Schröder will keine metrosexuellen Kerle mehr sehen“, T3, Zeile 3-4), während die „behaarten Männer“, sowie der „Typ Feuerwehrmann“ teilweise auch deutlich positiv bewertet werden („Eine Ode an den behaarten Mann“, T3, Zeile 4, „prachtvolle Exemplare dieser Spezies“, „der Feuerwehrmann als neuer männlicher Idealtypus“, T3, Zeile 49-50). Trotz der zum Teil sehr positiven Konnotation sind jedoch all diese Bewertungen passivierend, verweisen sie die Männer doch ständig auf ihren Status als Objekt, über das gesprochen wird, das sich selbst jedoch nicht äußern kann.

Mit diesen Bewertungen und Einordnungen geht einher, dass die Männer in diesem Diskurs zu „den Anderen“ werden. Auch dies ist eigentlich eine Position, die historisch gesehen den Frauen vorbehalten war: So erschienen Frauen durch die ihnen zugeschriebene Nähe zur Natur als dem allgemeinen Menschsein und der Zivilisation entrückt und wurden zum „Anderen“ und „Minderen“ erklärt (Schaufler, 2002, S. 129, siehe auch Heintz & Honegger, 1981, S. 35). In dem hier untersuchten Diskurs wird nun über die Männer auf eine Art und Weise gesprochen, die sie zu einer Art exotischem Anschauungsobjekt und dadurch zu „den Anderen“ werden lassen.

Dies geschieht unter anderem dadurch, dass der Fokus bei der Darstellung der Männer auf ihrem *Verhalten* liegt - auf einer Ebene also, die scheinbar objektive, weil gleichsam „materielle“ und sichtbare Fakten präsentiert und auf der damit auch der unverständliche und rätselhafte „Fremde“ (zumindest visuell) zugänglich erscheint. Auch die Tatsache, dass ihr Verhalten in Begrifflichkeiten gefasst wird, mit denen auch tierisches Verhalten beschrieben wird (z.B. „Gibt [...] unkontrollierte Geräusche von sich“, T2, Zeile 9), lässt sie zu einer exotischen und nicht verständlichen Spezies werden.

Mit der Konstruktion von den Männern als „die Anderen“ durch die Frauen, wird nicht

nur den Männern eine Position zugewiesen, die vormals weiblich kodiert war; auch die Frauen nehmen eine Position ein, die typischer Weise als männlich galt: So zeichnete sich Männlichkeit seit den Diskursen um Körper und Geschlecht des 18. und 19. Jahrhunderts unter anderem dadurch aus, dass „[...] die Männer über Jenes denken und schreiben, von dem sie sich verstandesmäßig distanzieren können: das Andere ihres Körpers und das Andere ihres Geschlechts“ (Schaufler, 2002, S. 145). Die Reflexion über Körper und Geschlechtlichkeit des jeweils „Anderen“ ist also historisch gesehen eine männliche Angelegenheit, die sich in dem hier vorliegenden Diskurs jedoch auch die Frauen zu eigenen machen.

4 Aktivierung der Frauen: Frauen als die „Nicht-Unterworfenen“

Während die Männer in dem hier untersuchten Diskurs durch verschiedene Mittel passiviert werden, erscheinen die Frauen als aktiv und als ‚nicht-unterworfen‘. Dieser Eindruck entsteht dadurch, dass sie in diesem Diskurs die SprecherInnenposition inne haben (IV 4.1), dass sie zu ihren eigenen Schönheitshandlungen auf Distanz gehen (IV 4.2) und dadurch, dass sie eine „restriktive Handlungsfähigkeit“ an den Tag legen (IV 4.3). In all diesen Punkten wird gleichzeitig darauf hingewiesen, dass sich die Handlungsmacht und Selbstbestimmtheit, die aus Handlungsfähigkeit, ironischer Distanznahme und der Position der SprecherIn zu sprechen scheint, jedoch in Grenzen bewegt und nicht so allumfassend ist, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag.

4.1 SprecherInnenpositionen

Ein Merkmal des Diskurses ist, dass in vielen Texten eine weibliche Akteurin in der ersten Person über ihre eigenen Erlebnisse spricht. Zudem wird diese mit Vor- und Nachnamen bezeichnet und erhält durch diese semi-formale Nomination eine einzigartige Identität. Indem hier nicht von einer Person anderen Geschlechtes über „die Frauen“ gesprochen wird, sondern konkrete weibliche Persönlichkeiten selbst die SprecherInnenposition einnehmen und über eigene Erfahrungen berichten, inszenieren sie sich als handlungsmächtige Subjekte.

Im Folgenden möchte ich erörtern, woran es liegt, dass diese SprecherInnenposition mit Handlungsmacht und Selbstbestimmung assoziiert ist und die Grenzen dieser Handlungsmacht aufzeigen.

4.1.1 Wer darf sprechen? Sprache als Ausdruck sozialer Macht

Werden machththeoretische Überlegungen zu Diskursen angestellt, so beziehen sich diese in der Regel auf den Aspekt, dass Sprache Realitäten erzeugt. Villa (2006, S. 189f) verweist im Anschluss an Bourdieus Überlegungen zum Verhältnis von Sprache und sozialer Macht jedoch darauf, dass die Möglichkeit, mit einem Sprechakt Wirklichkeit performativ herzustellen, in hohem Maße davon abhängt, wer in welchem Kontext über wen spricht. Bei der Frage nach der Wirkmächtigkeit und dem Geltungsanspruch von Diskursen ist der Aspekt der *epistemologischen* Macht also eng verknüpft mit dem der *sozialen* Macht (ebd.).

Soziale Macht bzw. Herrschaftsausübung im Kontext von Sprache zeigt sich dementsprechend darin, dass bestimmte Gruppen eher die Definitionsmacht über andere haben und bestimmten Personen eher der Status von legitimen SprecherInnen zugestanden wird, als anderen (Villa, 2006, S. 192).

Im Diskurs um Schönheitshandeln und Geschlecht waren es historisch gesehen Männer, die diese Position der „legitimen SprecherInnen“ einnahmen, deren Sprechen also Gehör fand und damit wirklichkeitskonstituierend sein konnte. So war es im Körper- und Geschlechterdiskurs des 18. und 19. Jahrhunderts, der mit einer Neuordnung und Naturalisierung von Geschlechterverhältnissen und -hierarchien einherging (Schaufler, 2002, S. 124) und an dessen Grundlagen sich auch das heutige Alltagsverständnis von Geschlecht noch orientiert (a.a.O., S. 151), eine intellektuelle männlichen Elite (a.a.O., S. 146), die Frauen(-Körper) einordnete, klassifizierte und die Definitionsmacht darüber hatte, was als „normale“ Weiblichkeit galt (vgl. z.B. Schaufler, 2002, siehe auch IV 3 dieser Arbeit).

Die Tatsache, dass in dem hier untersuchten Diskurs um die Enthaarung nun Frauen „das Sagen haben“, scheint damit in gewisser Weise als Akt der Emanzipation, als Ausdruck von Selbstbestimmung und als Beleg für eine in punkto „Sprechen über Frauenkörper“ den Männern mittlerweile gleichwertige Position gelesen werden zu können.

Dieser Eindruck entsteht vor allem dadurch, dass die Akteurinnen, die diese SprecherInnenpositionen inne haben, besonders hinsichtlich zweier Aspekte deutlich mit historischen Vorstellungen von Geschlechterrollen brechen. So wird zum einen bereits mit der Tatsache, dass eine Frau ihre Gedanken äußert, die in manchem bis heute fortbestehende Vorstellung von Frauen als irrationalen und zum Denken nicht fähigen Wesen (Schaufler, 2002, S. 138) in Frage gestellt. Zum anderen bricht die Tatsache, dass

die Akteurinnen hier durch die semi-formale Nomination eine einzigartige Identität erhalten, mit der im Geschlechterdiskurs des 18. und 19. Jahrhunderts vertretenen Vorstellung von Frauen als mehr oder weniger identitätslosen Wesen. Während es historisch gesehen nämlich vorwiegend Männer waren, denen durch die Assoziation mit dem Geistigen eine stärker formbare und individuelle Identität zugesprochen wurde, schienen weibliche Identitäten schon dadurch begrenzt, dass Frauen vermeintlich stärker an ihre „körperliche Natur“ gebunden waren⁵⁴ (a.a.O., S. 145). Indem mit der Einnahme der SprecherInnenposition durch Frauen hier klassische Geschlechterrollen mit hoher historischer Kontinuität in Frage gestellt werden und Frauen Positionen einnehmen, die ihnen lang verwehrt waren, erscheinen die Akteurinnen des Diskurses als handlungsmächtig und selbstbestimmt. Schaut man sich jedoch an, mit welchen Attributen, Merkmalen und Fähigkeiten die Akteurinnen, die hier zu Wort kommen, ausgestattet sind, also *wer* sprechen darf, so fällt auf, dass es ausschließlich solche Frauen sind, die in ihrem ganzen Sein deutlich in den Grenzen des heteronormativen Kontext verbleiben (siehe IV 1.2). Obwohl hier also gewisse Kontinuitäten in den Geschlechterverhältnissen aufgebrochen sind, werden andere gleichzeitig fortgeschrieben.

4.1.2 Worüber wird gesprochen? Sprache als Mittel zur Sichtbarmachung weiblicher Perspektiven

Die Tatsache, dass es Frauen sind, die im Diskurs um die Enthaarung sprechen, vermittelt nicht nur deshalb den Eindruck von Selbstbestimmung, Emanzipation und Handlungsmacht, weil diese sich damit in eine Position begeben haben, die ihnen lange verwehrt geblieben ist (s.o.), sondern auch deshalb, weil sie auf den ersten Blick darauf hinzuweisen scheint, dass die Inhalte von einer weiblichen Perspektive geprägt sein werden.

Die Annahme, dass ein Text durch das Geschlecht seines Autors / seiner Autorin geprägt sei, findet sich auch in feministischer Textkritik wieder, in welcher beanstandet wird, dass bei männlicher AutorInnenschaft Texte häufig durch einen männlichen Blick strukturiert seien und dass weibliches Erleben somit leicht ausgeklammert werde. Damit gehe eine Spaltung und Machtlosigkeit einher, die darin begründet liege, dass sich

⁵⁴ Wie schon in IV 1.3.1 angemerkt sind es in diesem Diskurs nun also die Männer, die an ihre Natur gebunden erscheinen.

weibliche Leserinnen mit einer männlichen Sichtweise identifizieren müssten, die eigene jedoch selbst nicht äußern können (Pritsch, 2008, S. 194). Gegenstrategien, wie das „Rereading“, dessen Ziel die Verknüpfung weiblicher individueller mit kollektiver Geschichte im Literarischen war (a.a.O., S. 196) oder das Projekt „her-story“, das Frauen in der Geschichtsschreibung sichtbar zu machen versuchte (Schaufler, 2002, S. 118), wollten durch die Thematisierung von frauenspezifischen und frauenrelevanten Thematiken aus einer „[...] ohnmächtigen Position der Beschriebenen zu dem machtvollen Akt des Benennens von Realität [...]“ (Pritsch, 2008, S. 196) wechseln und dadurch auch die aktuelle Lage von Frauen verbessern und ihre Handlungsfähigkeit vergrößern (Schaufler, 2002, S. 118).

Betrachtet man vor diesem Hintergrund die Artikel des Diskurses um die Enthhaarung, so kann zunächst einmal festgestellt werden, dass in ihnen einige Aspekte feministischer Textkritik aufgenommen und umgesetzt wurden. So behandeln die Artikel Themen, die als frauenspezifisch gelten, sie sprechen dezidiert (und teilweise explizit) eine weibliche LeserInnenschaft an und nicht zuletzt sind sie Produkt *weiblicher* AutorInnen. Wie auch im vorherigen Punkt schon angemerkt, scheinen die Artikel in gewisser Hinsicht also für geglückte Emanzipation und Selbstbestimmung zu stehen. Richtet man den Blick jedoch genauer auf die inhaltliche Ebene der Texte, so zeigt sich, dass sie trotz weiblicher Sprecherin und trotz vermeintlich frauenspezifischer Thematiken heteronormative Geschlechterstereotype und sexistische Denkweisen reproduzieren, zum Beispiel indem die Einteilung in „schöne Frauen - starke Männer“ (Schaufler, 2002) beibehalten wird (siehe auch IV 1.2).

Obwohl hier also einerseits eine Aufweichung von Geschlechterstereotypen und klassischen Rollenverteilungen zu verzeichnen ist (Frauen kommen zu Wort und vermitteln eine vermeintlich weibliche Perspektive), scheint es gleichzeitig eine Fortschreibung und Verfestigung dieser Stereotype zu geben. Es wird deutlich, dass hier nur die Frau sprechen (oder in allgemeinerer Form: eine „männliche“ Position einnehmen) darf, die sich hinsichtlich anderer Aspekte ihr Geschlecht betreffend, als vollkommen konform zeigt. So ist es zum Beispiel nur für die schöne Frau, die Frau als „Objekt heterosexueller Begierden“ (Villa, 2008, S. 265) legitim, sich in eine vormals als „männlich“ codierte Position zu begeben und das Aussehen eines Mannes zu bewerten und zu kritisieren:

„Laura lag neben mir an einem Gebirgssee, als sie meinen Oberkörper musterte und sagte: »Haare auf der Brust finde ich irgendwie unerotisch«. Gott hat Laura mit dem Körper eines Unterwäschemodels beschenkt, deswegen haben ihre Worte Gewicht“ („Lizenz zum Zupfen“, Cosmopolitan, November 2007)

Dieses Zitat zeigt beispielhaft, was Hark und Villa (2010, S. 12) für Frauen im postfeministischen Kontext im Allgemeinen verzeichnen, dass diese nämlich nur „[...] als Objekt/Subjekt der Begierde [...] sichtbar werden [können]“. Dementsprechend sei auch die Sichtbarkeit von Frauen - in diesem Diskurs in der Tatsache, dass die SprecherInnenpositionen weiblich besetzt sind, realisiert - „[...] nicht zwingend ein feministischer Erfolg [...]“ (ebd.), da sie mitunter teuer erkaufte werden muss. So können beispielsweise auch die Frauen in diesem Diskurs nur dann als intelligible weibliche Subjekte gelten, wenn sie sich weiterhin ausschließlich in den Grenzen des heteronormativen Gefüges bewegen und dieses nicht anzweifeln. Gerade aber die Frage danach, ob eine Äußerung dem hegemonialen Diskurs verhaftet bleibt oder ob sie eine subversive Umdeutung vornimmt, ist nach Villa der Punkt, an dem sich zeigt, wer in Bourdieus Sinne soziale Macht besitzt, da es sich nicht alle Personen und Gruppen gleichermaßen leisten können, das Risiko der ‚outness‘ zu tragen, das mit dem Verlassen des hegemonialen Diskurses einhergeht (Villa, 2006, S. 195).

Obwohl also die Tatsache, dass die Frauen hier sprechen auf den ersten Blick für deren mächtige soziale Position zu stehen scheint, muss gesagt werden, dass diese Position teuer erkaufte wurde und mit einer Darstellung exzessiver Weiblichkeit einhergeht. Umgekehrt bedeutet dies, dass Frauen, die nicht eine solche Art der Weiblichkeit an den Tag und auf Schönheitshandlungen, wie beispielsweise die Enthaarung verzichten, nicht zu Wort kommen.

4.2 Im Spannungsfeld von Identifizierung und Abgrenzung oder: die ironische Distanznahme zum Schönheitshandeln

Der hier untersuchte Diskurs um die Enthaarung ist von einem permanenten ironischen Unterton durchzogen. Am deutlichsten wird dieser an Stellen, an denen sich die Frauen entweder in besonders hohem Maße mit dem Komplex um Schönheitshandeln und Schönheit identifizieren oder an denen sie sich besonders deutlich von diesem abgrenzen. Den Mechanismen von Identifizierung und Abgrenzung werde ich mich in den nächsten beiden Punkten widmen, um anschließend darauf einzugehen, inwiefern die ironische Distanznahme das Schönheitshandeln legitimiert und eine mögliche Kritik an diesem erschwert.

4.2.1 Überidentifizierung mit dem Schönheitshandeln

Die Frauen in diesem Diskurs identifizieren sich mit dem Komplex um Schönheitshandeln und Schön-Sein auf eine Art und Weise, die übertrieben und übersteigert erscheint. Deutlich wird dies zum einen daran, dass bei der Darstellung des Schönheitshandelns der Fokus auf dessen negativen Aspekten, wie hohem Aufwand oder Schmerzen liegt. Dass diese Nachteile so nachdrücklich betont und dabei gleichzeitig in keiner Weise problematisiert werden, legt den Schluss nahe, dass Schönheit für die Frauen dieses Diskurses einen unschätzbaren Wert darstellen muss, da sie sich diese „Plackerei“ (T2, Zeile 34) sonst wohl kaum antun würden. Die Darstellung der negativen Aspekte geschieht dabei in einer überzeichnenden Weise: So erscheint beispielsweise Sophie Andreskys Vergleich des eigenen Kosmetikprogramms mit der Restaurierung der Sixtinischen Kapelle als übertrieben, ebenso wie die Bezeichnung der Enthaarung bei Frauen als „Diktat“ (T3, Zeile 33), also als festgeschriebene, von autoritärer Seite aus auferlegte Norm. Das deutliche Herausstellen dieser negativen Tatsachen führt nun jedoch nicht zur Delegitimierung der Schönheitshandlungen, denn um als ernsthafte Kritik zu fungieren, erscheinen die Vergleiche eine Spur zu extrem und zu übertrieben. Vielmehr legitimiert es das Schönheitshandeln sogar, da die Übertreibung augenzwinkernd darauf zu verweisen scheint, dass das Schönheitshandeln ganz so extrem und negativ, wie dargestellt, in Wahrheit dann nun wohl doch nicht ist. So scheint zum Beispiel Jurate Baronas' Aussage, ihr Schönheitshandeln habe sich trotz Ausdehnung

eines Zeitaufwands, der ohnehin schon enorm war, gelohnt (T2, Zeile 27), auf ein geradezu erleichtertes Auflachen seitens der Leserinnen abzielen, welches sich unmittelbar aus der Einschätzung ergeben dürfte, dass das eigene oder das „durchschnittliche“ und „normale“ Schönheitshandeln zwar vielleicht ab und zu auch mühevoll und zeitaufwändig, so extrem dann allerdings doch nicht ist. Das Prinzip, welches darin zum Ausdruck kommt, ist eines, das Villa als typisch für die Populärkultur ansieht und das sich dadurch auszeichnet, dass Frauen durch „[...] Übertreibung („drag“) etwas aus[stellen], das in leicht - und nur leicht - abgeschwächter Nuance als vollkommen normal gilt“ (Villa, 2012, 239f). Dieses Moment der Übertreibung in der Darstellung weiblichen Tuns erschwert jedoch die Möglichkeit, Kritik an diesem Tun zu üben, da wie McRobbie (2010, S. 39) betont, „mögliche Einwände [...] mittels Ironie vorweggenommen [werden]“.

Nicht nur die Tatsache, dass die Frauen bereit sind, einen hohen Preis für ihre Schönheit zu zahlen, weist auf den hohen Stellenwert hin, den diese für sie einzunehmen scheint, sondern auch die Tatsache, dass anderen (gemeinhin als sehr wertvoll erachteten) Dingen ein vergleichsweise so geringer Stellenwert eingeräumt wird: So macht Jurate Baronas beispielsweise mit dem Kommentar „Weil er mich liebt, wie ich bin [...] Das ist mir schnurz. Ich will, dass er all die Weibsbilder würdigt, die ich sein kann“ (T2, Zeile 48-51) deutlich, wie wenig ihr die „wahre Liebe“ ihres Freundes im Vergleich zur Anerkennung ihres Äußeren bedeutet. Der Wert, den sie hier dem Komplex um Schönheit und Schönheitshandeln beimisst, erscheint dadurch extrem und übersteigert, dass sie einen Aspekt wie die Anerkennung des Äußeren, dem immer auch der Beigeschmack des Trivialen und Oberflächlichen anhaftet (vgl. Degele, 2004, S. 252, S. 155 und Posch, 2009, S. 22), der „wahren Liebe“ und der Würdigung der Gefühle ihres Partners vorzieht. Diese Setzung von Prioritäten widerspricht in fast schon provozierender Deutlichkeit gängigen Wertvorstellungen, so dass auch sie eher als ironische Distanzierung von einem so hohen Stellenwert von Schönheit gelesen werden kann, denn als Meinung, die wirklich ernst genommen werden will. Der Komplex um Schönheit, Schön-gefunden-Werden und Schönheitshandeln erhält hier paradoxerweise also gerade dadurch Legitimität, dass eine Abgrenzung von ihm stattfindet. Und diese Abgrenzung erfolgt - ebenfalls paradoxerweise - durch eine Über-Identifizierung mit ihm.

Ein weiterer Aspekt, der auf das hohe Maß an Identifikation mit dem Schönheitshandeln verweist, ergibt sich aus einer Darstellungsweise, in der dieses als kindliches Verkleidungsspiel gezeichnet wird (siehe S. 101), denn dass ein kleines Mädchen

Gefallen daran findet, eine „Fee mit Glitzerpuder auf den Wangen und Klimperwimpern“ (T2, Zeile 52) oder eine „wunderschöne Prinzessin“ (T1, Zeile 42) zu sein und in dieses Unterfangen auch viel Zeit und Mühe investiert, ist uns nicht fremd und erscheint nicht als ungewöhnlich (siehe auch S. 46). Die Frau wird hier also zum kleinen Mädchen und ihr exzessives Schönheitshandeln zum harmlosen Verkleidungsspiel. Einem Gedankengang von McRobbie (2010, S. 101f) zu „Carrys Hut“⁵⁵ folgend, kann die Tatsache, dass die Frauen in diesem Diskurs am Schönheitshandeln festhalten, obwohl es trivial, nämlich „nur“ ein Spiel ist und obwohl es die Männer häufig noch nicht einmal bemerken und wertschätzen („Sieht mein Kerl anders. Sieht nichts“, T2, Zeile 27), als „kindliche Freude am Verkleiden“ (ebd.) interpretiert werden. Ein solches Schönheitshandeln, das den Grat vom dezenten, nonchalanten Herrichten zur spielerischen und offensichtlichen Verkleidung überschreitet, arbeitet, wie McRobbie weiter ausführt, der „[...] Weiblichkeit letztendlich positiv zu“ (ebd.)⁵⁶, da sie als kindlich-unbeholfener Versuch gelesen werden kann, eine erwachsene Frau darzustellen. Die Mädchenhaftigkeit, die aus diesem Versuch und - da es ein Versuch ist – auch aus dessen „Scheitern“ spricht, ist es, die die Frauen für Männer begehrenswert mache (ebd.). (Eine solche Mädchenhaftigkeit zeigt sich unter anderem auch an der Stelle, an der Jurate Baronas von sich selbst als „großer“ und nicht als „erwachsener“ Frau spricht, wie ich auf S. 74 ausgeführt habe.)

Die kindliche Komponente von überengagiertem Schönheitshandeln findet jedoch nicht nur in niedlicher, freudig-erregter Mädchenhaftigkeit ihren Ausdruck, sondern kann auch in undifferenzierte und heftige Wut umschlagen:

„Wenn das in Zukunft nicht dalli und täglich und in drei ganzen Sätzen rüberkommt, brennt morgen früh beim ersten Grunzer das Bett, Schatz. Versprochen. Oder ich nehme mir ein Beispiel an meiner Nichte. Kriegt die ihren Willen nicht, macht sie beim Papa: „Buhäääääh...“ (T2, Zeile 56-60)

⁵⁵ Gemeint ist Carrie Bradshaw, die Hauptfigur aus der Fernsehserie „Sex and the City“.

⁵⁶ Mit Villa (2008, S. 265) muss allerdings darauf verwiesen werden, dass es milieuspezifische Unterschiede hinsichtlich der Bewertung einer so deutlich zur Schau gestellten Künstlichkeit und Manipulation am eigenen Körper gibt. So gibt beispielsweise auch Koppetsch (2000, S. 111f) zu bedenken, dass in individualisierten Milieus die offensichtliche Herstellung von Schönheit oftmals problematisch ist, da es in diesen nicht nur die Forderung gebe, dass das Aussehen bestimmten Normen entsprechen solle, sondern gleichzeitig auch die, dass eine Person zum eigenen Äußeren stehen und sich nicht „kritiklos Schönheitsidealen unterwerfen“ solle.

Auch in dieser Passage wird die Identifikation mit dem Komplex um Schönheit und Schön-gefunden-Werden deutlich, jedoch eher als verzerrtes und bizarres Gegenstück zu dem mädchenhaften Wunsch nach Schönheit. Hier kommt ein Aspekt zum Tragen, den Keck (2012, S. 75) als symptomatisch für die Inszenierungen von Frauen in postfeministischen und populärkulturellen Kontexten ansieht und den sie als ‚Element des Grotesken‘ bezeichnet. Das Groteske weist nach Keck auf eine „krisenhaft gewordene Subjektivierungsform“ (a.a.O., S. 79) hin und der in Wut und Aggressivität umschlagende Wunsch, schön gefunden zu werden, kann als eine solche krisenhafte Form weiblicher Subjektivität verstanden werden. Auf die Frage, welche sich zum Teil widersprechenden und unvereinbaren Ansprüche diese Krisenhaftigkeit hervorrufen, werde ich in IV 5.3 noch ausführlicher eingehen.

4.2.2 Abgrenzung zum Schönheitshandeln oder: die Enthaarung als eine „Illusion der Anderen“

Nicht nur eine starke Identifizierung seitens der Frauen mit dem Schönheitshandeln wird in diesem Diskurs deutlich, es zeigt sich vielmehr gleichzeitig auch eine permanente Abgrenzung von diesem.

Dies spiegelt sich zum einen darin wider, dass die Enthaarung als etwas Fremdartiges und Unvertrautes dargestellt wird. So präsentiert sich beispielsweise Sophie Andreskys erster Besuch im Waxing-Studio als ein Erlebnis, das von dem Gefühl der Neu- und der Fremdartigkeit bestimmt ist und das Sophie Andresky offensichtlich als unvertraut und nicht zu ihr gehörig erlebt (siehe S. 36f). Auch in weiteren Texten des Materialkorpus wird dies deutlich, wobei es sich oftmals an der Art und Weise manifestiert, in der die enthaarungsspezifische „Fachsprache“ verwendet wird:

„Die ersten Schwierigkeiten beginnen gleich am Empfangstresen: Hollywood Cut? Brazilian Special? Landing Strip? Ich will einfach Beine Unterschenkel und irgendwie auch den Intimbereich befreien.“ (Der neue Wax-Appeal, Cosmopolitan, April 2007)

„Brazilian Triangel oder Landing Strip? [...] Damit Sie die richtige Methode für sich finden, stellen wir die gängigsten vor und verraten was hinter dem „Fachchinesisch“ steckt [...] Der Begriff [gemeint ist der Ausdruck ‚Depilation‘, Anm. d. V.] meint ganz

allgemein das Entfernen lästiger Körperhaare, egal ob an den Beinen, Achseln oder im Intimbereich [...]“

(Rasieren, epilieren & Co, www.cosmopolitan.de/beauty/pflege-und-make-up/a-22986/sanfte-sommerhaut.html)

In beiden Fällen werden die Begriffe als etwas Fremdes und Nicht-Eigenes markiert, einmal, indem bezüglich ihrer Bedeutung eine gewisse Unsicherheit zu bestehen scheint, so wie es im ersten Beispiel der Fall ist und einmal, indem sie, so wie im zweiten Beispiel offensichtlich nicht einfach unkommentiert verwendet werden können, sondern erläutert werden müssen. Dasselbe gilt für die Ausführung der Methoden. Auch die praktische Dimension der Enthaarung wird - indem sie erläutert wird - als nicht geläufig dargestellt:

„Den Rasierkopf alle zwei Züge mit Wasser ausspülen, damit sich keine Härchen verfangen. Auf keinen Fall die Klinge mit dem Handtuch trocknen, sonst bleiben Fasern stecken. Unter den Achseln kreuz und quer rasieren, weil die Haare oft mehrere Wuchsrichtungen haben. Schnittverletzungen kräftig zusammendrücken, um die Blutung zu stoppen.“

(Endlich haarfrei!, Brigitte, 16/2004)

Neben einer solchen Stilisierung der Enthaarung als etwas Fremdes und Unvertrautes, vollzieht sich eine Abgrenzung von diesem Phänomen auch noch darüber, dass eine Personengruppe konstruiert wird, die sich im Gegensatz zu den Akteurinnen, welche die SprecherInnenpositionen inne haben, stark mit dem Komplex um Schönheit und Schönheitshandeln identifiziert und die deshalb die Position der „Anderen“ einnimmt sowie zudem darüber, dass die Enthaarung oftmals „wider besseres Wissen“ ausgeführt wird. Diese beiden Aspekte sind es, die das Schönheitshandeln im Allgemeinen und die Enthaarung im Besonderen hier zu einer „Illusion der Anderen“ (Pfaller, 2002) werden lassen. Mit dieser Bezeichnung kennzeichnet Pfaller Einbildungen, Denkweisen und Überlegungen, welche sich zwar in konkreten Handlungen manifestieren, von welchen sich die handelnden Personen jedoch abgrenzen und welche damit auf seltsame Art und Weise Träger- und BesitzerInnenlos erscheinen (a.a.O., S. 9).

Ein Merkmal solcher „Einbildung ohne Eigentümer“ (ebd.) sieht Pfaller in der Tatsache, dass die handelnde Person weiß, „[...] dass diese Einbildung eine ganz blöde sei [...]“ (a.a.O., S. 10), also in der Tatsache, dass die Person über ein „besseres Wissen“ verfügt.

Auch Sophie Andresky macht deutlich, dass sie bezüglich einer bestimmten Schönheitspraxis, nämlich der kosmetischen Chirurgie, über solch ein „besseres Wissen“ verfügt, indem sie sagt:

„Ich würde das [gemeint sind Schönheitsoperationen, Anm. d. V.] gern mit feministischem Selbstbewusstsein ablehnen, aber [...]“ (T1, Zeile 34-35)

Ihre prinzipiell aufgeschlossene Haltung gegenüber kosmetischer Chirurgie kennzeichnet sie dadurch als in einem Pfaller'schen Sinne „ganz blöde“, dass sie die Ablehnung dieser Praxis „mit feministischem Selbstbewusstsein“ als die „eigentlich richtige“ Haltung klassifiziert. Auch Alena Schröder zeigt, dass sie weiß, dass das Schönheitshandeln der Frauen im Grunde genommen „ganz blöde“ ist, indem sie über die Enthaarungspraxis von Frauen sagt:

„Schlimm genug, dass wir Frauen uns dem Diktat der Haarlosigkeit unterwerfen und untenrum plötzlich alle aussehen wollen wie 12-Jährige.“ (T3, Zeile 33-35)

In beiden Textstellen findet eine direkte Abgrenzung und klare Nicht-Identifikation mit dem eigenen Schönheitshandeln statt und die Motive, die diesem Handeln zugrunde liegen, werden zu den Motiven und Illusionen der *Anderen*, denn Sophie Andresky und Alena Schröder scheinen ja offenbar über besseres Wissen zu verfügen; folglich müssen sie dann ja auch von diesen Illusionen frei sein (vgl. Pfaller, 2002, S. 11).

Auch die ominösen „Anderen“ tauchen im Diskurs auf. Sie werden zum einen durch die Figur der Depiladora, zum anderen durch die Figur der „männerorientierten Tussi“ bzw. des „hilflosen Weibchens“ (Degele, 2004, S. 175) verkörpert und nicht zuletzt auch noch durch die Gruppe solcher Männer, die von sich aus Schönheitshandlungen betreiben.

Wie schon auf S. 48 erwähnt, stellt die Bezeichnung der Depiladora aus als „Meisterin des Rupfens und Zupfens“ eine „Identification“ (van Leeuwen, 2008, S. 42) dar, also eine Betitelung, die auf das *Sein* einer Person abzielt und die dieser damit eine hohe Verbundenheit mit der in ihrer Bezeichnung angeführten Tätigkeit zuschreibt. Das „Rupfen und Zupfen“ (T1, Zeile 45-46), also das Waxen, ist bei dieser Depiladora also nicht nur bloße (Erwerbs-)Tätigkeit, sondern hat darüber hinaus auch eine

identitätsstiftende Funktion. Auch in anderen Texten findet sich die Figur der sich mit der Enthaarung identifizierenden Depiladora:

„Als die Sache geklärt ist [...] fragt meine Depiladora, die Nicole heißt und fränkisch spricht, ob meine Haare lang genug seien [...] Sieben Tage später habe ich das Gefühl Zöpfe flechten zu können. Nicole ist happy.“ („Der neue Wax-Appeal“, Cosmopolitan, April 2007)

„ »Achtung, jeht los«, sagt Pia [die Depiladora, Anm. d. Verf.] . Und reißt den kalten Wachsstreifen mit einem Ruck von der Haut [...] »War ja gar nicht so schlimm“, grinse ich heldenhaft. »Is och noch nich zu Ende«, sagt Pia und grinst ebenfalls. Diabolisch, wie ich finde.“ („Nackte Tatsachen“, Brigitte, 13/2007)

In beiden Textausschnitten wird bei der Figur der Depiladora ein über professionelles Interesse hinausgehendes Gefühl deutlich, das auf deren starke Verbundenheit der mit der Enthaarung hinweist: Einmal ist sie „happy“ über die langen Haare einer Kundin, ein anderes Mal zeigt sie fast schon ein wenig sadistisch angehauchte Freude an dem Schmerz, den sie einer Kundin mit der Enthaarungsprozedur bereitet.

Eine weitere Personengruppe, die für „die Anderen“ stehen kann, also für solche Personen, die sich „wirklich“ mit dem Schönheitshandeln identifizieren, stellen solche Frauen dar, die dem Klischee des „[...] hirnlosen Püppchen[s], das sich nach außen orientiert und intellektuell nichts drauf hat“ (Degele, 2004, S. 175) entsprechen. Diese werden selten explizit benannt, implizit jedoch schwingt das Bild der oberflächlichen Frau, die ausschließlich schön und attraktiv sein möchte, immer mit und zwar dadurch, dass die Akteurinnen, welche die SprecherInnenpositionen inne haben (Jurate Baronas, Sophie Andresky und Alena Schröder) sich auf dazu völlig gegensätzliche Art und Weise inszenieren. So zeigen sie beispielsweise durch ironisch überzogene Darstellung ihres Schönheitshandelns, dass dieses eher einem unbekümmerten Spiel gleicht, als einer Aktivität, die wirklich ernst genommen wird. Auch durch das Einfließen-Lassen von klassisch bildungsbürgerlichem Wissen, zum Beispiel über die Restaurierung der Sixtinischen Kapelle (T1, Zeile 30-31) oder über historische und kulturelle Aspekte der

Haarentfernung⁵⁷, grenzen sich diese Akteurinnen von der oberflächlichen, unintelligenten und nur aufs Äußere bedachten Frau ab. In dem Artikel „Bin ich schön“ (Cosmopolitan, 6/2000) wird dieser Frauentyp dezidiert benannt und als „Blondine von gestern“ bezeichnet. Dort wird auch die Verbindung zwischen dieser Gruppe der „Anderen“ und einer weiteren Gruppe der „Anderen“, nämlich der der auf ihr Äußeres achtenden Männer gezogen:

„Der Mann von heute, so scheint es, verfällt demselben mediengesteuerten Schönheitswahn wie so manche Blondine von gestern.“
(„Bin ich schön?“, Cosmopolitan, 6/2000)

Während in diesem Diskurs mit den Akteurinnen, die die SprecherInnenposition inne haben, ein Frauentyp konstruiert wird, der offenbar selbstbestimmt und freiwillig Schönheitshandlungen betreibt und durch Selbstironie und spielerischen Umgang mit restriktiven Normen von diesen gänzlich unberührt erscheint, wird der Mann, der ohne erkennbaren Druck Schönheitshandlungen ausführt und aus freien Stücken auf sein Äußeres achtet als die neue „Blondine von gestern“ dargestellt. Bei diesem Typus Mann liegt der Fokus nicht so sehr auf den Attributen der Dummheit und der Oberflächlichkeit, mit der die „Blondine von gestern“ assoziiert wird, als vielmehr auf dem Aspekt des „Schönheitswahns“ und damit einhergehend auf der „psychischen Belastung“ (T3, Zeile 15-16), aus der heraus einst „die Blondinen“ und nun die Männer verzweifelt Trends nacheifern und modische Standards zu erfüllen versuchen. Der Aspekt des Leidens, der zum Beispiel zu schamerfüllten Besuchen im Waxing-Studio führt (T3, Zeile 21-22), ist es auch, der diese Männer nun zu „den Anderen“ in einem Pfaller'schen Sinne macht, da er zeigt, wie stark die Männer mit dem Komplex um Schönheit und Schönheitshandeln verbunden sind und dass diesen tatsächlich ernst nehmen.

Mit der Konstruktion der Gruppe der „Anderen“ vollzieht sich eine Projektion von Leid und negativem Erleben, die auch Degele (2004) in Gruppendiskussionen zum Schönheitshandeln verzeichnet. Sie merkt an, dass „[...] die Frauen [...] die mitunter brutalen Normen der Gesellschaft [registrieren], [sie] ihre Kritik [...] aber fast völlig von

⁵⁷ In „Nackte Tatsachen“ (Brigitte, 13/2007) zum Beispiel gibt die Akteurin „BRIGITTE-Redakteurin Kristina Maroldt“ neben der Beschreibung ihres Besuchs im Waxing-Studio einen Abriss über die „Kulturgeschichte der Enthaarung“.

der eigenen Lebenspraxis abgekoppelt [äußern], als wären es *die anderen* [Hervorh. d. V.], die krank (da oberflächlich und entwurzelt) seien und nicht sie selbst“ (S. 156).

4.2.3 Ironische Distanznahme als Mittel zur Erschwerung von Kritik

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die ironische Distanznahme, die sich sowohl in einer besonders starken Identifizierung mit dem Schönheitshandeln, als auch in der Abgrenzung von diesem zeigt, zu dem Eindruck beiträgt, die Frauen in diesem Diskurs seien restriktiven Zwängen und Normen des Systems ums Schönheitshandeln nicht unterworfen.

Dieser Eindruck entsteht dadurch, dass sowohl Abgrenzung, als auch ironisch-übertriebene Identifizierung darauf verweisen, dass die Frauen sich darüber im Klaren sind, dass der Komplex um Schönheitshandeln, Schönheit und Schön-gefunden-Werden in einem Pfaller'schen Sinne „ganz blöde“ und ihr eigenes Agieren in diesem Komplex dementsprechend übertrieben ist. Solch ein „Wissens um Übertriebenheit“ stellt die Legitimation für das Schönheitshandeln der Frauen dar, da in diesem Diskurs eine Person nicht automatisch dann als unterworfen gilt, wenn sie sich an Schönheitsstandards und -normen orientiert, sondern nur dann, wenn sie diese Normen auch wirklich ernst nimmt. So wird es zum Beispiel durchaus als problematisch dargestellt, wenn Männer aufgrund von Unzulänglichkeitsgefühlen durch „metrosexuelle Rollenvorbilder“ (T3, Zeile 16) Schönheitshandlungen vollziehen oder wenn „Blondinen von gestern“ einem „mediengesteuerten Schönheitswahn verfallen“ („Bin ich schön?“, Cosmopolitan, 6/2000). Wenn hingegen eine Frau wie Jurate Baronas Schönheitshandlungen ausführt, die in ihrem Maß an zeitlichem, finanziellem und schmerzbedingtem Aufwand dem Schönheitshandeln der „Blondinen von gestern“ sicherlich in nichts nachstehen, sie dabei jedoch gleichzeitig deutlich macht, dass ihr bewusst ist, dass dieser Aufwand vollkommen unangemessen ist, dann erscheint diese Praxis hier keineswegs als problematisch und kritikwürdig. Paradoxerweise werden Schönheitshandlungen also dadurch legitimiert, dass ein Wissen darüber besteht, dass sie übertrieben und nicht ganz angemessen sind.

Dass sie über ein solches Wissen verfügen, machen die Frauen dieses Diskurses unter anderem dadurch deutlich, dass sie die negativen Aspekte des Schönheitshandelns (Aufwand etc.) so offensiv zur Schau stellen. Wie Villa (2012) am Beispiel der

„Pornographisierung im Pop“⁵⁸ ausführt, ist es genau dieses offensive Sich-Bedienen solcher Elemente, die vormals als unterdrückend und diskriminierend galten, welches die Frauen nun anstatt ausgeliefert und handlungsunfähig als „Meisterinnen der *Selbstermächtigung*“ erscheinen lässt (a.a.O., S. 240), denn indem sich Frauen diese Elemente freiwillig zu eigen machen, machen sie unmissverständlich deutlich, dass die übersteigerte Weiblichkeit, die sie an den Tag legen, sie nur „[...] *scheinbar* [Hervorh. d. V.] wieder in traditionelle Geschlechterhierarchien einschließt [...]“, dass es sich jedoch tatsächlich „[...] mittlerweile um eine freie Wahl handelt“ (McRobbie, 2010, S. 101).

Nicht nur durch das „Wissen um Übertriebenheit“, das den Eindruck vermittelt, die Frauen dieses Diskurses seien den Schönheitsnormen, an denen sie sich orientieren, nicht unterworfen, wird das Schönheitshandeln legitimiert. Die Übertreibung und Ironie selbst ist es, die die Schönheitspraktiken legitimiert, indem sie ihnen jegliche Schwere nimmt und Ansatzpunkte für Kritik weniger deutlich offenlegt. Auch McRobbie (2010, S. 101) stellt fest, dass die postfeministische Maskerade, die in übersteigertem Schönheitshandeln ihren Ausdruck findet, in der Sphäre des Konsums unter anderem als „[...] *unbeschwerter (nicht ernstzunehmender)* [Hervorh. d. V.] Refrain der Weiblichkeit operiert“.

Ironie und Übertreibung lassen also aus einer Praxis, die in anderen Zusammenhängen auch mit Verzweiflung und Leid assoziiert werden könnte (und auch wird), einen belanglosen Akt werden, der eine ernsthafte und gegebenenfalls problematisierende Auseinandersetzung überhaupt nicht wert zu sein scheint. Exemplarisch wird der Aspekt der Leichtigkeit und Belanglosigkeit dieses Tuns in dem Bild des Schönheitshandelns als kindliches Verkleidungsspiel verdeutlicht. Diesem Bild entspricht die Beobachtung McRobbies', dass in postfeministischen Kontexten „[d]ie Kleider [...] in Anführungszeichen getragen [werden]“ (2010, S. 101), der Mode- und Schönheitskomplex also, obwohl seinen Anforderungen bis ins kleinste Detail nachgekommen wird, nicht ernst genommen wird.

Neben der Tatsache, dass die Schönheitshandlungen stets von einem Unterton begleitet sind, der besagt, dass dieses Tun ja „gar nicht so ernst gemeint“ ist, wird die Möglichkeit, die hier thematisierten Schönheitspraktiken zu problematisieren, noch dadurch erschwert, dass die Dinge, die zum Gegenstand von Kritik werden könnten, in einer Deutlichkeit zur Schau gestellt werden, die nahe legt, dass die Kritik an diesen Dingen zwar bekannt ist,

⁵⁸ Villa (2012) befasst sich in ihrem Aufsatz „Pornofeminismus? Soziologische Überlegungen zur Fleischschau im Pop“ mit Künstlerinnen wie Lady Bitch Ray oder Lady Gaga, die sich in ihren Selbst-Inszenierungen immer wieder auch pornografischer Momente bedienen.

aber nicht mehr als notwendig angesehen wird. Dieses Prinzip verzeichnet McRobbie (2010, S. 39) auch bei sexistischer Werbung: So wie in den von ihr analysierten Werbespots und -plakaten Frauen „bewusst sexistisch“ inszeniert werden und dadurch implizit auf feministische Kritik am Sexismus angespielt wird, scheint in dem hier untersuchten Diskurs implizit auf die von feministischer Seite her kritisierte Tatsache Bezug genommen zu werden, dass Frauen auf ihre Körperlichkeit und ihr Aussehen reduziert werden. Indem solche Kritik hier als „gewusst“ präsentiert wird, ihrer sich zu bedienen gleichzeitig jedoch offenbar nicht mehr als notwendig erachtet wird, wird „[d]em Feminismus [...] mit der Absicht Rechnung getragen, ihn sogleich für obsolet zu erklären“ (ebd.). Dementsprechend würde zum Beispiel der Einwand, Frauen hätten doch etwas Besseres zu tun, als einen derartigen Aufwand für ihre Schönheit zu betreiben, lächerlich und antiquiert wirken und scheinbar von fehlendem Sinn für den ironischen Charakter dieser Darstellung des Schönheitshandelns zeugen.

Was diese Erschwerung, Kritik zu üben, wirklich bedeutet, wird an deutlich, wenn man den Blick auf das Leiden an der eigenen körperlichen Unvollkommenheit richtet, das in „I’m every Woman“ anklingt:

„Stülpe im Bad die Augen nach unten, damit ich nicht in den Spiegel gucken kann. Ziehe dabei den Bauch ein, sonst ist der Tag im Eimer“ (Zeile 21-23)

Wie auf S. 66f ausgeführt, erscheinen Jurate Baronas’ Einschätzungen, ihr Äußeres und ihre Attraktivität betreffend, ja durch extreme Vergleiche als ironische und nicht ganz ernst zu nehmende Übertreibungen. Die Tatsache, dass sich Jurate Baronas hier also als eine Frau inszeniert, die in den Einschätzungen bezüglich der eigenen Schönheit und des Äußeren nicht ganz ernst genommen werden kann, bedeutet nun für das schmerzliche Erleben ihres Körpers als hässlich (s.o.), dass auch dieses nicht mehr ernst genommen werden muss. Ebenso, wie der Vergleich mit einem Supermodel (T2, Zeile 47-48), oder mit einem „Pflegefall“ (T2, Zeile 37), scheint auch jenes Empfinden, welches Jurate Baronas dazu veranlasst, nicht in den Spiegel zu schauen und den Bauch einzuziehen, unter der Prämisse der fehlenden Ernsthaftigkeit weniger ein Leiden und damit eine zu problematisierende Angelegenheit, als vielmehr als eine ironisch-übertriebene Einschätzung darzustellen.

4.3 Restriktive Handlungsfähigkeit

Neben den in diesem Punkt bereits genannten Aspekten, erscheinen die Frauen in diesem Diskurs auch deshalb selbstbestimmt und nicht unterworfen, weil sie sich als handlungsfähige Akteurinnen präsentieren, die sie sich geschickt in dem System um Schönheit und Schönheitshandeln zu bewegen wissen. Um diese Kompetenz fassen zu können, ist es sinnvoll, auf die Unterscheidung Holzkamps (1983) zwischen restriktiver und erweiterter Handlungsfähigkeit zurückzugreifen:

Während sich die restriktive Handlungsfähigkeit durch eine „Ausnutzung der vorhandenen Handlungsmöglichkeiten“ (a.a.O., S. 370) auszeichnet, also innerhalb eines Systems verbleibt, zielt die erweiterte Handlungskompetenz auf die „Erweiterung der Verfügung über die Möglichkeitsbedingungen der Handlungen“ (ebd.), also auf das System als solches beziehungsweise auf dessen *Bedingungen* ab. Nach Holzkamp wird oft dann eine erweiterte Handlungskompetenz nicht angestrebt, wenn nicht sicher ist, ob tatsächlich ein höheres Niveau an Handlungsfähigkeit erreicht werden kann und wenn die Gefahr besteht, dass auch noch das Maß der relativen Handlungsfähigkeit - so klein dieses auch sein mag - verloren geht (a.a.O., S. 371). Werden allerdings die Bedingungen eines (unterdrückerischen) Systems nicht in Frage gestellt, dann arbeite man, so Holzkamp, letztendlich an der eigenen „Unterdrückung“ mit, da man die Verhältnisse, die diese begründen nicht ändere, sondern durch das systemkonformen Handeln sogar noch mit zementiere (a.a.O., S. 378).

Das Handeln der Frauen in diesem Diskurs scheint nun tendenziell eher von einer solchen *restriktiven* Handlungskompetenz geprägt zu sein: Innerhalb des Systems um Schönheit und Schönheitshandeln können die Frauen selbstbewusst und durchaus auch kritisch agieren (siehe z.B. Ausführungen zur immanenten Kritik, IV 2.5), an den Bedingungen des Systems rütteln sie jedoch nicht.

Dies möchte ich in den nächsten beiden Punkt anhand zweier Aspekte, nämlich dem Zitieren und Umdeuten von Begriffen und der Ausweitung weiblicher Schönheits- und Verhaltensnormen auf Männer verdeutlichen.

4.3.1 Zitieren und Umdeuten - subversiv oder stabilisierend?

Ein Beispiel für ein Handeln in dem Modus der restriktiven Handlungskompetenz wäre das Zitieren und Umdeuten von Begriffen und Aussagen. Dies ist deshalb so interessant, weil Umdeutungen potentiell subversiven Charakter haben können, wie Villa (2006, S. 149) betont. Auch die Umdeutungen, die in diesem Diskurs vorgenommen werden, destabilisieren beinahe bestehende Geschlechterverhältnisse - aber eben nur beinahe. Und gerade dadurch, dass sie eine solche Aufbrechung und Neuordnung *nur ganz knapp* verfehlen, scheinen sie bestehende Ordnungen noch in besonderem Maße zu verfestigen. Was aber ist nun genau mit ‚Zitieren‘ und ‚Umdeuten‘ gemeint? Die diskurstheoretische Überlegung, dass Sprache Wirklichkeit nicht abbildet, sondern erschafft, basiert auf der Annahme, dass Dinge und Begriffe keine Bedeutung „an sich“ haben (siehe auch Ausführungen in II 1). Diese Unmöglichkeit der Fixierung von Bedeutungen führt dazu, dass sich letztere permanent verschieben und ändern (Villa, 2006, S. 154), wodurch potentiell neue Realitäten geschaffen werden können (a.a.O., S. 147). Wie ein Begriff umgedeutet oder „resignifiziert“ (a.a.O., S. 149) wird, also welche (vorübergehende!) Bedeutung er erhält, hängt unter anderem davon ab, wie er zitiert wird, ob er also ironisch, affirmativ oder abgrenzend verwendet wird (a.a.O., S. 150).

Ein Beispiel für das Zitieren und Umdeuten von Aussagen stellt dieser Textausschnitt dar:

„Oder sind die anderen Damen nach der Plackerei auch so geknickt, weil ihr Kerl sie weder begehrllich angegafft, noch begehrllich befummelt hat?“ (T2, Zeile 33-35)

Eine Umdeutung wird hier dadurch vorgenommen, dass die negativ besetzten Begriffe „angaffen“ und „befummeln“, die in sich schon eine Kritik beinhalten, (ironisch-affirmativ) aufgegriffen und sich zu eigen gemacht werden.

Jurate Baronas knüpft mit der Verwendung dieser Begriffe an die feministische Kritik an der Degradierung von Frauen zu Sexualobjekten an. Indem die Kritik hier jedoch nicht geteilt wird, sondern die Ausdrücke affirmativ verwendet werden, inszeniert Jurate Baronas den Sexismus, gegen den sich diese Begriffe eigentlich wenden, hier auf provokante Art und Weise selbst (vgl. dazu auch McRobbie, 2010, S. 38) und macht damit deutlich, dass es sich bei der geschilderten Situation mitnichten um ein Unterdrückungsverhältnis handelt, was wiederum jegliche (feministische) Kritik an

einem „gaffenden“ und „befummelnden“ Mann obsolet erscheinen lässt.

Indem diese Begriffe hier auf ironisch-affirmative Art und Weise verwendet werden, erscheinen nicht nur sie in ihrer Bedeutung weniger bedeutungsschwer und problematisch; auch die Frau, die „angegafft“ und „befummelt“ wird, bekommt eine neue Tönung. Durch die scheinbar so souveräne Verwendung dieser Begriffe nämlich, wirkt die Akteurin hier durchaus nicht (durch Objektivierung und Reduzierung auf ihr Äußeres) passiviert und unterdrückt, sondern erscheint im Gegenteil handlungsmächtig und selbstbestimmt. An dieser Stelle ist allerdings in Anlehnung an Villa (2012, S. 244) zu fragen, ob der offensiv zur Schau gestellte Wunsch, ein Objekt männlicher Begierde zu sein, tatsächlich so souverän und selbstermächtigend ist, wie er auf den ersten Blick scheint, oder ob Jurate Baraons hier nicht vielleicht eher „aus der Not eine Tugend“ macht und ihre Äußerungen dementsprechend eher als Ausdruck restriktiver Handlungsfähigkeit verstanden werden können - einer Handlungsfähigkeit, bei der die Frauen nicht das System, das sie zu (Lust-)Objekten degradiert, anprangern zu können scheinen, die es ihnen jedoch stattdessen ermöglicht, *innerhalb* dieses Systems als handlungsmächtig erscheinen.

4.3.2 Die Ausweitung weiblicher Schönheits- und Verhaltensnormen auf Männer

Ein weiteres Beispiel für das Agieren im Modus der restriktiven Handlungsfähigkeit stellt in diesem Diskurs die Ausweitung von bislang eher für Frauen geltende Normen auf Männer dar.

Die Aussage „Merke: Schatz, du bist ein Mann. Aber keine Naturschönheit“ (T2, Zeile 19-20), kann als eine solche Normausweitung verstanden werden. Der Ethos am eigenen Körper zu arbeiten, der in besonders starkem Maße für Frauen gilt (siehe dazu z.B. IV 1.3.2 und IV 2.4), wird hier nun auch als Standard für Männer festgesetzt. Auch die Aussage, dass behaarte Männer „wesentlich toleranter im Hinblick auf weibliche Cellulite“ (T3, Zeile 38-39) seien, die als Argument gegen die Enthaarung bei Männern angeführt wird, funktioniert nach diesem Schema: Mangelnde Toleranz gegenüber körperlichen Unvollkommenheiten müssen hier nicht mehr nur Frauen, sondern auch Männer fürchten.

Darin drückt sich eine Widerstandsform aus, die Heintz & Honegger (1981, S. 9) als spezifisch für das weibliche Bürgertum ansehen, eine Widerstandsform, die weniger einer

offenen Auseinandersetzung gleicht, sondern eher als individualisierte Strategie im Verborgenen ausgeübt wird und nicht mehr Rechte für Frauen, sondern lediglich die gleichen Pflichten für Männer einfordert (a.a.O., S. 47). Anstatt also - im Sinne einer erweiterten Handlungskompetenz - restriktive Schönheitsstandards und abwertende, diskriminierende Reaktionen auf Nicht-Erfüllen dieser Standards in Frage zu stellen und anzuprangern, werden nun diese Normen inklusive der Bestrafung bei Nicht-Erfüllung auf die Männer ausgeweitet. Ebenso wird das was Degele (2004, S. 138) als „männliche Attraktivitätserwartung“ bezeichnet, wird nicht in Frage gestellt und kritisiert, sondern weitet sich stattdessen auf eine nun auch von weiblicher Seite kommende „Attraktivitätserwartung“ aus. Nicht also gegen die Tatsache, dass der Körper zum „Schauplatz patriarchaler Machtansprüche“ wird (Riegler & Ruck, 2011, S. 45), wird aufbegehrt, sondern lediglich gegen die Tatsache, dass *ausschließlich* der weibliche Körper ein Ort solcher Machtansprüche ist.

Obwohl sie nichts am strengen Schönheitshandeln der Frauen ändert, scheint die Tatsache, dass die Regeln des Schönheitssystems nun auch auf Männer ausgeweitet werden, auf ersten Blick auf „gelungene“ Emanzipation und gelebte Gleichberechtigung hinzuweisen (siehe dazu S. 48). Der Eindruck der Frauen als selbstbestimmt wird noch dadurch unterstützt, dass gerade das gewandte Agieren innerhalb eines Systems, bei dem das System selbst nicht in Frage gestellt wird (also ein Agieren im Modus der restriktiven Handlungskompetenz), sowie der *indirekte* Widerstand als kluger und geschickter Akt inszeniert wird. Deutlich wird dies zum Beispiel daran, dass die indirekte Art, auf die die Nicht von Jurate Baronas versucht, den eigenen Willen durchzusetzen (nämlich durch nerviges Geschrei und schönes Aussehen), als die für Frauen erstrebenswerte Handlungsweise dargestellt wird:

„Und hat ihn sofort am Wickel, dieses gerissene blaue Kullerauge. Von hübschen kleinen Mädchen können große Frauen wie ich noch eine ganze Menge lernen.“ (T2, Zeile 60-62, siehe dazu auch weitere Ausführungen auf S. 74)

5 Die Ohnmacht der Frauen

Im vorherigen Punkt sollte deutlich gemacht werden, dass die Frauen sich zwar selbstbestimmt inszenieren, dass diese Selbstbestimmtheit jedoch tatsächlich nicht so umfassend ist, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. So habe ich versucht zu zeigen, dass die scheinbar so machtvolle Position als Sprecherin nur unter der Voraussetzung, dass ansonsten eine stereotype Weiblichkeit an den Tag gelegt wird, eingenommen werden kann, oder dass die Handlungsfähigkeit, die die Frauen in diesem Diskurs an den Tag legen, eher eine restriktive, denn eine erweiterte ist.

Aus der paradoxen Lage, zeigen zu müssen, dass man eine Praxis freiwillig ausführt, obwohl es zu ihr im Grunde genommen überhaupt keine Alternative gibt ⁵⁹ (siehe z.B. IV 2.3), spricht eine Ohnmacht in doppeltem Sinne: Nicht nur sind die Frauen eingebunden in ein System von klar begrenzten, restriktiven Normen und Schönheitsanweisungen, die wenig Handlungsspielraum zulassen; es fehlt ihnen gleichzeitig auch die Möglichkeit dieses System um Aussehen und Schönheitshandeln auf fundamentale Weise zu kritisieren und in Frage zu stellen.

Am deutlichsten wird diese Ohnmacht an solchen Stellen im Diskurs, an denen die Frauen die Schönheits- und Körperpraktiken der Männer kritisieren. Zwei verschiedenen Arten von Kritik an männlichem Schönheitshandeln werde ich mich in den nächsten beiden Punkten zuwenden um anschließend in IV 5.3 auf eine Folge der Ohnmacht, nämlich auf die „unlesbare Wut“ (McRobbie, 2010, S. 131) der Frauen einzugehen.

5.1 Vershobene Kritik

Die Ohnmacht der Frauen wird nun darin deutlich, dass die Unzufriedenheit mit dem eigenen Handeln nicht ausgedrückt werden kann und dass stattdessen die männliche Art des Schönheitshandelns kritisiert und als „das Falsche“ dargestellt wird.

Das wird an der Stelle besonders deutlich, an der Jurate Baronas das Morgenritual ihres Freundes als wild und unzivilisiert darstellt und es durch diese Nähe zur Natur und zur Wildnis sowohl implizit, als auch durch Bewertungen, wie „das reicht“ (T2, Zeile 15) explizit als „falsch“ klassifiziert. Auch wenn es dabei, wie ich auf Seite 55 bereits

⁵⁹ Oder jedenfalls keine, mit der nicht das Risiko der ‚outness‘ verbunden wäre (vgl. Villa, 2006, S. 195).

ausgeführt habe, auf den ersten Blick so erscheint, als sei es das unvollkommene Äußere ihres Freundes, das Jurate Baronas stört, fällt bei genauerem Hinsehen auf, dass es vielmehr die Tatsache ist, dass ihr Freund sich mit diesem mangelhaften Äußerem offenbar wohl fühlt, die Jurate Baronas' Missfallen erregt. Ihr Unmut richtet sich also weniger gegen das Äußere ihres Freundes, als vielmehr gegen die *Haltung*, die er bezüglich seines Aussehens an den Tag legt. Dies scheint jedoch nicht offen benannt werden zu können. Tatsächlich wäre auch die Frage zu stellen, warum ein Körperverhältnis, bei dem eine Person trotz eines als nicht perfekt geltenden Aussehens mit sich selbst zufrieden ist, überhaupt zum Gegenstand von Kritik werden sollte - es könnte ja im Gegenteil auch anerkannt und befürwortet werden.

Dass Jurate Baranos an dieser Haltung dennoch Anstoß nimmt, legt die Vermutung nahe, dass sich hinter der Kritik am Körperverhältnis ihres Freundes womöglich eine Unzufriedenheit mit dem *eigenen* Körperverhältnis verbirgt und dass das Seine sie vielleicht nur insofern stört, als es ihr vor Augen führt, was sie für sich selbst nicht zu realisieren vermag. Diese Interpretation fußt unter anderem auf dem Prinzip der „produktiven Negativität“ und damit auf der Überlegung, dass Äußerungen über einen Gegenstand nicht nur etwas über diesen Gegenstand, sondern gleichzeitig auch etwas über dessen Gegenstück aussagen (siehe IV 1.1). Wenn Jurate Baronas also das typisch männliche Schönheitshandeln ihres Freundes kritisiert, dann ist anzunehmen, dass das Schönheitshandeln, das sie bzw. das „die Frauen“ an den Tag legen, das genaue Gegenteil von dem ihres Partners darstellt. Wenn sie abschätzig darüber spricht, dass er seinen „Superbody“ (T2, Zeile 7) bewundert, dann kann also davon ausgegangen werden, dass sie ihren Körper nicht als „Superbody“ empfindet und bewundert - und dies ist ja auch tatsächlich nicht der Fall (siehe T2, Zeile 21-23). Auch hinsichtlich weiterer Aspekte gestaltet sich das Verhältnis der Frauen zu ihrem Körper als anders, als das der Männer und es zeigt sich zudem durch Aspekte geprägt, welche - die ironische Überzeichnung einmal außer Acht gelassen - tatsächlich auch als etwas Problematisches gesehen werden können. So legen die Frauen in ihrem Körperhandeln beispielsweise eine schonungslose und unnachgiebige Härte gegen sich selbst an den Tag - als solche kann nämlich auch bezeichnet werden, was hier im positiven Sinne als aktiv, willensstark und diszipliniert dargestellt wird; und es lässt sich ebenso gut vorstellen, dass auch der vorherrschende Modus eines „Körper-Habens“, der hier die Voraussetzung für die unternehmerische Arbeit am eigenen Körper bildet, in anderen Kontexten, wie zum Beispiel dem klinisch-psychologischen, auch problematisierend als „entfremdetes

Körpererleben“ oder als „Dissoziation“ bezeichnet werden würde.

Es ist nun jedoch gar nicht in erster Linie die Tatsache, dass die Frauen diese (möglicherweise als problematisch anzusehenden) Aspekte bei ihrem Schönheitshandeln in Kauf nehmen, die ihre Ohnmacht in dem Schönheitskomplex ausmacht, sondern vielmehr die Tatsache, dass sie offenbar keine Möglichkeit sehen, den negativen Gefühlen, die mit diesen Aspekten einhergehen, Ausdruck zu verleihen. Dass Schönheitshandlungen, einem kindlichen Verkleidungsspiel gleich, Spaß macht und Freude bringen, ist nämlich nur eine Facette dieses Tuns. Schönheitshandeln kann auch, wie Degele (2008, S. 70) es ausdrückt „mitunter harte Arbeit“ sein. Zu der Anstrengung, die ein aufwändiges, Disziplin erforderndes Schönheitshandeln ohnehin schon bedeutet, kommt also noch die Anstrengung hinzu, dieses nicht schlecht finden zu dürfen, ein Prinzip, das Riegler und Ruck (2011, S. 49) als „Wollen-Müssen“ bezeichnen und das sie als typisch für modernes Körperhandeln ansehen. Die Ohnmacht der Frauen, ihre Unfähigkeit, Kritik zu üben und alternative Handlungsweisen zu denken, beschränkt sich allerdings nicht darauf, gleichsam *passiv* zu bleiben und das, was sie stört, einfach nicht zu benennen; sie drückt sich darüber hinaus auch darin aus, dass die Frauen ihr Handeln, also das, was sie (auch) stört, *aktiv* und *offensiv* als das „Richtige“ darstellen, was unter anderem dadurch geschieht, dass sie das Handeln der Männer so deutlich als „falsch“ klassifizieren. Des Weiteren dokumentiert sich die Ohnmacht auch noch darin, dass noch nicht einmal benannt werden darf, was tatsächlich den Auslöser für die Unmut und die Verstimmtheit bildet - nämlich das freundliche, gewährende Körperverhältnis des Partners -, sondern dass stattdessen die Kritik verschoben und so getan werden muss, als sei es das Äußere ihrer Partner, was die Frauen stört.

5.2 Einseitige Delegitimierung

Während sich im vorherigen Punkt der Unmut der Frauen, der eigentlich ihrem eigenen Handeln gilt, auf dessen Gegenstück, nämlich auf „typisch männliches“ Tun richtete, rücken bei der „einseitigen Delegitimierung“ nun solche Aspekte männlichen Körperhandelns in den Fokus der Kritik, die auch typisch für weibliches Körperhandeln sind. Auffällig ist nun, dass die Kritikpunkte sich ausschließlich auf männliches Schönheitshandeln richten, obwohl sie auf das weibliche mindestens genauso stark, wenn nicht sogar in noch stärkerem Maße zutreffen.

So wird beispielsweise gegen die Enthaarung bei Männern eingewendet, dass es sich bei dem Ideal der Haarlosigkeit doch lediglich um einen unbeständigen Trend handle, der durch zufällige historische und kulturelle Gegebenheiten (zum Beispiel durch die Assoziation mit „Goldkettchenprolos“, T3, Zeile) bestimmt sei, jedoch keinen tiefergehenden Sinn und keine Art „Wahrheitswert“ besäße. Während also die Enthaarung der Männern dadurch delegitimiert wird, dass auf die Kontingenz von sozialer Wirklichkeit verwiesen wird, werden die Ideale, die dem weiblichen Schönheitshandeln zugrunde liegen, als naturgegebene Tatsachen dargestellt („Aber Brustwarzen, die nach oben gucken, oder eine Wespentaille sind eben doch schön“, T1, Zeile 39-40).

Zudem wird an der Enthaarung kritisiert, dass sie aufgrund von gesellschaftlichem Druck (in Form von Idealvorstellungen, wie „metrosexuellen Rollenvorbildern“, T3, Zeile 16 und einer intoleranten Haltung gegenüber Körperbehaarung) ausgeführt würde und mit Leid und „psychische Belastung“ (T3, Zeile 15-16) verbunden sei. Die gesellschaftliche Erwartung an eine Frau, haarlos zu sein, die mit Sicherheit nicht geringer ist als die, die an einen Mann gestellt wird, wird jedoch nicht erwähnt, ebenso wenig, wie das mit Schönheitsidealen verbundene Leid von Frauen problematisiert wird. Eine solche körperbezogene Unzufriedenheit bei Frauen wird in diesem Diskurs vielmehr als „normatives“ Leiden betrachtet (siehe S. 57), als ein Leiden also, das für Frauen als völlig normal gilt und das deshalb auch keinerlei weiterer Beschäftigung und kritischer Auseinandersetzung bedarf. McRobbie (2010, S. 131) geht in ihren Überlegungen zum „normativen Unbehagen“ sogar noch einen Schritt weiter. Für sie stellt sich das auf das Aussehen bezogene Leid junge Frauen nicht nur als „normal“, sondern für die Art postfeministischer Weiblichkeit, die sie vertreten, sogar als konstitutiv dar: „Ritzen, endlose Diäten, die ängstliche Überwachung des Körpergewichts, Anfälligkeit für geringes Selbstwertgefühl, Magersucht: Dies alles sind heute gesunde Zeichen ungesunder Weiblichkeit, normalisiert im Foucaultschen Sinne“ (a.a.O., S. 133).

Auch leibliche Empfindungen werden in diesem Diskurs bei Männern und Frauen unterschiedlich verhandelt: Während bei Männern leibliche Empfindungen, wie Schmerzen zum als Anlass genommen werden, Praktiken, die diese Schmerzen mit sich bringen, in Frage zu stellen, wird leiblichen Regungen in weiblichem Körperhandeln, tendenziell keine „handlungsorientierende Relevanz“ (Riegler und Ruck, 2011, S. 49) zugestanden.

Die Ohnmacht der Frauen zeigt sich nun aber, wie auch schon im vorigen Punkt angemerkt, in erster Linie gar nicht darin, dass sie sich in einem System bewegen, in dem das Ausblenden leiblicher Regungen und das Aushalten von Schmerzen einfach dazugehört, sondern vor allem darin, dass sie offenbar keine Möglichkeit sehen, dieses System zu kritisieren und ihrem Unmut darüber Ausdruck zu verleihen - und dies nicht etwa, weil sie das Problematische an diesem System nicht sehen würden. An der Kritik an männlichem Schönheitshandeln wird ja deutlich, dass bei den Frauen durchaus ein Bewusstsein für die negativen Aspekte des Schönheitshandelns beziehungsweise der Enthaarung zu besteht. Es ist ihnen nur offenbar nicht möglich, dieses Wissen auch auf die eigene Lebenspraxis zu beziehen und somit wird das Handeln in diesem Diskurs eben auch nur *einseitig* delegitimiert. Trotz der Unfähigkeit, Unzufriedenheit bezüglich des eigenen Handelns auszudrücken, während man diese Unzufriedenheit anderen Gruppen gleichzeitig durchaus zugesteht, erscheinen die Frauen hier jedoch gleichwohl nicht hilflos und ausgeliefert, da die ungleiche Verhandlung männlicher und weiblicher Körperpraktiken hier so *offensiv* zur Schau gestellt wird: Wenn zum Beispiel gesagt wird, dass die Männer Besseres zu hätten, als sich zu enthaaren (siehe T2, Zeile 27-28), jedoch nicht angeschlossen wird, dass natürlich auch Frauen Wichtigeres zu tun hätten, dann kommt diese Aussage fast schon einer Provokation gleich, die dementsprechend auch nicht ganz ernst genommen werden soll.⁶⁰ Was damit in gewisser Weise selbstbestimmt erscheint, verdeutlicht jedoch nur die ohnmächtige Position, in der sich die Frauen befinden: Nicht nur können sie Kritik nicht auf das eigene Handeln beziehen, sie können dies zudem nicht stumm geschehen lassen, indem sie sich beispielsweise über Nachteile des Schönheitshandelns einfach nicht äußern, sondern sie stellen diese Tatsache stattdessen dadurch, dass sie sich kritisch mit männlichem, jedoch *nicht* mit weiblichen Schönheitshandeln befassen, zudem noch klar und deutlich heraus.

⁶⁰ Dies folgt der Logik des in IV 4.2 behandelten Prinzips der Übertreibung und der ironischen Distanznahme: Zu leugnen, dass bezüglich des Schönheitshandelns von Männern und Frauen mit zweierlei Maß gemessen wird, dass bestimmte Gegenargumente für Männer zwar sehr wohl gelten, für Frauen jedoch kein Gewicht haben, wäre zwecklos, dies zu kritisieren scheint jedoch auch nicht möglich. Also wird die ungleiche Verhandlung der Schönheitsthematik bei Männern und Frauen derartig auf die Spitze getrieben, dass sie nicht mehr ernst genommen werden kann.

5.3 Unlesbare Wut ⁶¹

In dem hier untersuchten Diskurs zeigt sich nicht nur eine Ohnmacht der Frauen, sondern es wird auch eine Wut deutlich, die mit dieser einhergeht.

Diese Wut scheint besonders an solchen Stellen auf, an denen die Frauen abfällig und verachtend über Männer sprechen, zum Beispiel indem sie deren Verhalten als „unzivilisiert“ und „wild“ darstellen (siehe Punkt 1.3.1), indem sie sie mit Tieren vergleichen, sie auf eine Funktion, ihre Geschlechtlichkeit oder ihren Status als Partner reduzieren, (siehe Punkt 3.2), sowie an solchen Stellen, an denen sie ihre Partner „bestrafen“ (oder in Jurate Baronas Worten „zur Höchststrafe verdonnern“), letzteres zum Beispiel indem sie sie zum Douglas-Einkauf mitnehmen oder ins Waxing-Studio schicken, damit sie dort dieselben Schmerzen erleiden, wie sie selbst (siehe S. 49). Darüber hinaus zeigt sich die Wut auch noch in dem grotesken Verhalten, das die Frauen bisweilen an den Tag legen, wenn sie ihre Schönheit und die Strapazen, die sie dafür auf sich nehmen, nicht angemessen gewürdigt sehen, wie an folgender Aussage deutlich wird: „Wenn das [die Tatsache, dass sie schön ist, Anm. d. V.] in Zukunft nicht dalli und täglich und in drei ganzen Sätzen rüberkommt, brennt morgen früh beim ersten Grunzer das Bett, Schatz. Versprochen“ (T2, Zeile 56-58). Schließlich kann auch die „übertriebene Weiblichkeit“, die die Frauen hier an den Tag legen, kann also die Maskerade ⁶² selbst als Ausdruck von Wut gelesen werden. So betont McRobbie (2010, S. 104), dass die Maskerade, die mit einer „ihr-könnt-mich-mal-Geste“ an die Männer daher kommt, eigentlich eine Kritik an Männlichkeit darstellt und Butler (1991, S. 80) liest die Maskerade von Riviere (2010, S. 160-170) so, dass hier Aggression und Angst in Verführung und Flirt umgewandelt werden.

Wut und Aggression stehen in engem Zusammenhang mit der Ohnmacht, die die Frauen angesichts eines Systems empfinden, in dem sie mit so vielen widersprüchlichen Anforderungen konfrontiert sind. So gilt beispielsweise die Orientierung an Schönheitsidealen vor allem dann als legitim, wenn es dabei ums „Sich-Wohlfühlen“ geht (Degele, 2004, S. 95), gleichzeitig sind jedoch die Handlungen, die dieses Wohlfühlen mit sich bringen sollen, häufig selbst mit Unangenehmem, zum Beispiels mit Schmerz, verbunden (übrigens ebenso, wie die Erfahrungen, die ihnen oftmals

⁶¹ Diesen Ausdruck verwende ich in Anlehnung an McRobbie (2010, S. 131)

⁶² Siehe Punkt IV 1.3.2

vorausgehen⁶³). Auch sollen die Schönheitshandlungen freiwillig und auf den eigenen Wunsch hin ausgeführt werden, gleichzeitig ist die Möglichkeit sich dem Komplex um Schönheit und Schönheitshandeln zu entziehen, jedoch kaum gegeben, da es ohne diese Handlungen zur Optimierung des eigenen Körpers zunehmend schwieriger wird, als „normales“ weibliches Subjekt anerkannt zu werden (McRobbie, 2010, S. 95). Dieses Spannungsfeld zwischen Freiwilligkeit und Unterwerfung, zwischen Wollen und Sollen - von Degele (2004, S. 95) als „Wohlfühlzwang“ und von Riegler und Ruck (2011, S. 49) als „Wollen-Müssen“ bezeichnet - ist es, was nach Degele (2004, S. 97) den stärksten Leidensdruck im Rahmen vom Schönheitshandeln hervorruft. Es ist also nicht allein das Leid an einem „unvollkommenen“ Äußeren oder das Erleben unangenehmer Dinge beim Verschönern des Körpers, das beim Komplex um Schönheit und Schönheitshandeln als problematisch anzusehen ist, sondern vor allem die Tatsache, dass diese Aspekte nicht schlecht gefunden werden dürfen und der Ärger über dieses System dementsprechend nicht ernst gemeint sein darf, sondern - so wie es auch in diesem Diskurs der Fall ist - nur ironisch hervorgebracht werden kann. Damit scheint es - statt der widersprüchlichen Anforderungen selbst - vielmehr die Tatsache zu sein, dass es keinen Raum für *Kritik* an diesen Anforderungen gibt, die die häufig mit dem Schönheitshandeln einhergehende Wut bedingt.

Aus dieser Sprachlosigkeit ergibt sich, dass die Wut der Frauen in diesem Diskurs eine *unlesbare* Wut bleibt: Weder wird sie hier explizit artikuliert, zum Beispiel indem auf ernsthafte Art und Weise das eigene Schönheitshandeln kritisiert wird, noch werden überhaupt Ansatzpunkte sichtbar, die eine solche Wut als gerechtfertigt erscheinen lassen würden, erscheinen die Frauen doch als selbstbestimmt und autonom (siehe Punkt 4) und zeichnet sich der Diskurs doch deutlich durch eine „Abwesenheit patriarchaler Signifikanten“ (McRobbie, 2010, S. 143) aus, wie sie zum Beispiel in der unbefangenen Thematisierung des Verfügens von Frauen über Männer (siehe Punkt 3.1) deutlich wird.

⁶³ Damit ist das Leiden an der eigenen körperlichen „Unvollkommenheit“ gemeint (siehe z.B. Villa, 2008, S. 266)

Résumé

Der Bereich des Schönheitshandelns hat in den letzten Jahren und vor dem Hintergrund einer sich entwickelnden postfeministischen Ideologie einen Bedeutungswandel erfahren: Fragen nach Selbstbestimmung und Unterwerfung, feministischer Praxis und patriarchaler Unterdrückung werden in diesem Bereich neu aufgeworfen und neu verhandelt. Die Infragestellung von vormals als unverrückbar geltenden Einschätzungen wird auch im hier untersuchten Diskurs um die Haarentfernung deutlich, in dem zum Beispiel das, was einst als patriarchales Machtinstrument galt - das Schönheitshandeln - als emanzipatorischer Akt der Selbstverwirklichung dargestellt wird. Im Rückgriff auf die aus der Analyse gewonnenen Erkenntnisse soll an dieser Stelle nun der Versuch unternommen werden, die zu Beginn dieser Arbeit aufgeworfene Frage zu beantworten, welche Form weiblicher Subjektivität denn mit einem Tun einhergeht, das von solchen zum Teil doch sehr widersprüchlichen Deutungen geprägt ist.

Der hier untersuchte Diskurs zeichnet sich in Bezug auf die von ihm vermittelten Geschlechterrollen und -verhältnisse durch Ambivalenzen und Uneindeutigkeiten aus: Einerseits wird in ihm die heteronormative Ordnung aufs Deutlichste fortgeführt (siehe IV 1.1 und IV 1.2), andererseits werden traditionelle Geschlechterverhältnisse und -rollen jedoch auch aufgeweicht, aufgelöst und teilweise sogar umgekehrt. So wird beispielsweise die sich im 18. Jahrhundert etablierte Dichotomie von Frauen und Natur auf der einen und Männern und Kultur auf der anderen Seite (Schaufler, 2002, S. 118) aufgebrochen und ins Gegenteil verkehrt (siehe IV 1.3). Auch haben die Frauen hier des Öfteren als männlich kodierte Positionen inne, wie zum Beispiel die der SprecherIn (siehe IV 4.1), ebenso, wie Männer sich in diesem Diskurs vielfach in Positionen befinden, die traditionell eher Frauen zugeordnet werden, wie zum Beispiel in der des „Anderen“ (siehe Punkt IV 3.3).

Die Tatsache, dass es hier eine Destabilisierung von Geschlechterhierarchien gibt, bedeutet jedoch nicht automatisch, dass die heteronormative Ordnung nicht weiterhin aufrecht erhalten bliebe. Nach McRobbie (2010, S. 163f) kann eine solche Destabilisierung ebenso gut darauf verweisen, dass die patriarchale Macht sich lediglich in eine Ordnung umgewandelt hat, die „aufgelöst, dezentralisiert und nirgends zu sehen“ ist, in eine Ordnung also, die der Foucault'schen Machtkonzeption (siehe I 2.1) entspricht. Diese, von McRobbie als „das Symbolische“ (a.a.O., S. 95) bezeichnete Form vergeschlechtlichter Ordnung überträgt nun einen Teil ihrer Macht in den Komplex um

Konsum, Mode und Schönheit (a.a.O., S. 98f), der einen der vier „luminösen“ Aufmerksamkeitsräume darstellt, die die heterosexuelle Matrix aufrechterhalten⁶⁴ (a.a.O., S. 93). In dieser Sphäre werden die „[...] Frauen dazu angehalten aktiv die Produktion ihrer Selbst zu verfolgen“ (a.a.O., S. 95), was bedeutet, dass sie zu „gnadenlose Richterinnen ihrer Selbst“ werden müssen (ebd.). Die patriarchale Autorität tritt hier als ein „Regime der Selbstkontrolle“ in Erscheinung (a.a.O., S. 98), welches ganz im Sinne der in I 2.2 beschriebenen ‚Selbststeuerung‘ „[...] konstante Selbstbewertung und Selbstkritik vor einem Horizont rigider kultureller Normen einfordert“ (a.a.O., S. 104). Dass patriarchale Machtstrukturen trotz Aufbrechung von Geschlechterhierarchien also weiterhin bestehen und die Seinsweisen von Frauen (und von Männern) mitbestimmen, sieht man im hier untersuchten Diskurs auch daran, dass die Handlungsmöglichkeiten der Frauen - zumindest was ihr Äußeres betrifft - doch deutlich eingeschränkt sind: So erweist sich die Entfernung der Körperbehaarung für Frauen hier zum Beispiel nicht als auszuhandelnde Angelegenheit, sondern als Status Quo (siehe IV 2.3), was unter anderem damit zusammenhängt, dass Körperhaare klar als ‚männlich‘ eingestuft werden (siehe IV 2.4). Ganz im Sinne der Überlegung Poschs (2009, S. 41-45), dass Schönheitshandeln ‚soziale Positionierung‘ bedeutet, können Frauen offenbar nur dann weiterhin als intelligible weibliche Subjekte fungieren, wenn sie sich Selbsttechnologien, wie der Enthaarung unterwerfen (vgl. dazu McRobbie, 2010, S. 95), da „[s]olche routinemäßigen Praxen [...] allen Frauen abverlangt [werden], die als echte Frauen gelten wollen [...]“ (a.a.O., S. 101).

Die beschränkten Handlungsmöglichkeiten zeigen sich hier jedoch nicht nur im reglementierten Schönheitshandeln selbst, sondern vor allem auch in der Haltung, die die Frauen ihrem Tun gegenüber einnehmen. So haben die Frauen offenbar wenig Möglichkeiten, das System des Schönheitshandelns exmanent zu kritisieren (siehe IV 2.5) und innerhalb dieses Systems eine erweiterte und nicht nur eine restriktive Handlungsfähigkeit an den Tag zu legen (siehe IV 4.3). Auch die Tatsache, dass sie die Kritik, die sich eigentlich gegen ihr eigenes Handeln richtet, auf das der Männer verschieben müssen (IV 5.1), sowie die Tatsache, dass sie die Enthaarung nur einseitig delegitimieren können (IV 5.2), spricht für wenig Spielraum in der Umgangsweise und

⁶⁴ McRobbie (2010, S. 93) sieht neben dem Mode- und Schönheitskomplex den Bereich ‚Bildung und Erwerbstätigkeit‘, den Bereich der Globalisierung mit seiner ‚Produktion warenförmiger Weiblichkeit‘, sowie den Bereich ‚Sexualität, Fertilität und Reproduktion‘ als die Räume an, in welchen weibliche Seinsweisen durch die Aufmerksamkeit, die den Frauen darin zukommt, in gewünschter (also heteronormativer) Weise reguliert werden (ebd.).

der Auseinandersetzung mit dem Schönheitshandeln.

Trotz dieser Beschränkungen wirken die Frauen dieses Diskurses auf den ersten Blick jedoch keineswegs unterworfen und unterdrückt, sondern erscheinen im Gegenteil als emanzipierte, autonome, selbstermächtigte Akteurinnen (siehe IV 4). Dies liegt zunächst einmal daran, dass es mit den Männern in diesem Diskurs schon eine andere Gruppe gibt, die ganz eindeutig als unterworfen und unterdrückt erscheint (siehe IV 3), eine Gruppe die ja ohnehin als eine Art Kontrastfolie von den Frauen fungiert (siehe IV 1.1). Darüber hinaus lassen die Schönheitshandlungen betreibenden Männer die Frauen auch deshalb noch als selbstermächtigt erscheinen, weil vor dem Hintergrund des offenen und autoritären Verfügens über die Männerkörper die viel subtileren Mechanismen, welche die weiblichen Seinsweisen beschränken, wesentlich weniger deutlich zutage treten. An dieser Stelle sei jedoch noch einmal darauf verwiesen, dass sich die sichtbare, autoritäre, patriarchale Stimme lediglich transformiert hat und zwar in die unsichtbare Stimme der Konsumsphäre, die den Frauen nicht mehr befiehlt, sondern sie stattdessen „vertraut, schmeichelnd und anspornend“ anspricht (McRobbie, 2010, S. 98).

Vor allem aber wird der Eindruck, die Frauen seien selbstbestimmt und unabhängig, wohl dadurch erweckt, dass sich in diesem Diskurs gewisse feministische Forderungen und Grundsätze als umgesetzt erweisen. So bedeutet zum Beispiel die Tatsache, dass die Frauen hier die SprecherInnenposition inne haben und ihre Gedanken äußern können, dass ihr Anspruch auf Subjektivität anerkannt wird, was durchaus als Effekt des Feminismus verstanden werden kann (McRobbie, 2010, S. 140). Auch die Tatsache, dass die Frauen hier tatkräftig und auf ihren eigenen Wunsch hin (siehe IV 2.2) ihren Körper gestalten oder, wie Villa (2012, S. 240) es ausdrückt, den Körper „selbst in die Hand“ nehmen, dass sie also - zumindest in diesem Bereich - Kontrolle ausüben, scheint für die Etablierung feministischer Grundsätze wie Unabhängigkeit, Handlungsfähigkeit (a.a.O., S. 150) und Autonomie (Villa, 2008, S. 258) zu sprechen. Darüber hinaus beinhaltet auch das Konzept der ‚Weiblichkeit als Maskerade‘ (IV 1.3.2) eine grundlegende feministische Forderung: Indem die Maskerade nämlich als „performative Hervorbringung einer sexuellen Ontologie“ (Butler, 1991, S. 79) verstanden werden kann, also als Akt, durch welchen das, was uns als so natürlich erscheint, überhaupt erst erschaffen wird (siehe auch S. 100f), wird die Idee von der Natürlichkeit von Geschlecht, wie ich sie in I 3.1 skizziert habe, in Frage gestellt und dies - die Ent-Naturalisierung des weiblichen Körpers - ist Teil einer Konzeption von Geschlecht, welche in der zweiten Frauenbewegung vorangetrieben wurde (Villa, 2008, S. 256).

Des Weiteren wird der Feminismus auch noch durch die in diesem Diskurs vermittelte, stereotype Weiblichkeit (siehe IV 1.2) bedacht. Dieser Zusammenhang mag auf den ersten Blick irritieren, werden doch heteronormative Vorstellungen von Weiblichkeit und feministische Grundsätze gemeinhin als sich ausschließend betrachtet. Hier allerdings wird dem Feminismus insofern gleichwohl Rechnung getragen, als in der überzogenen Inszenierung klischeehafter Weiblichkeit auch ein Moment feministischer Kritik liegt⁶⁵ (vgl. dazu Villa, 2012, S. 237): So scheint zum Beispiel die Tatsache, dass sich „die Karrierefrau“ in diesem Diskurs nicht etwa durch harte Arbeit, Erfolg und Disziplin, sondern lediglich durch einen „strengen Knoten und perfekten Teint“ (siehe T2, Zeile 53) auszeichnet, implizit auf die Kritik an der Reduzierung von Frauen auf ihr Äußeres Bezug zu nehmen. Auch auf die Kritik an der Festschreibung von Frauen zu Objekten männlicher Begierde scheint hier angespielt zu werden, wenn Jurate Baronas sich fragt, warum ihr Partner sie nach aufwändiger Verschönerung nicht „begehrlich angegafft und begehrlich befummelt hat“ (siehe T2, Zeile 34-35). Und auch an die Kritik an der (mitunter brutalen) Zurichtung des weiblichen Körpers wird hier in gewisser Weise angeknüpft, indem darüber gesprochen wird, dass die Frauen leibliches Empfinden ausblenden müssen, um die Verschönerungsprozeduren überhaupt aushalten zu können (siehe IV 2.1). Weitere Kritikpunkte, die auch in der feministischen Auseinandersetzungen mit Schönheitshandeln eine Rolle spielen, finden sich an solchen Stellen wieder, an denen die männliche Enthaarung beziehungsweise das männliche Schönheitshandeln delegitimiert wird (siehe IV 5.2). In diesem Zusammenhang wird zum Beispiel darauf verwiesen, dass die Enthaarung mit leidvollen Erfahrungen verknüpft sei und mit Druck durch Schönheitsideale im Zusammenhang stehe, sowie darauf, dass diese Form des Schönheitshandelns doch lediglich einen unbeständigen Trend darstelle und eine triviale, unwichtige Tätigkeit sei. Auch, wenn an vielen Stellen die feministische Kritik nicht explizit gemacht wird, schwingt sie dennoch dadurch, dass sie zumindest bezüglich des männlichen Schönheitshandelns geäußert wird, sowie dadurch, dass die problematischen Aspekte in einer ironisch-provozierenden Deutlichkeit zur Schau gestellt werden, als eine Art „verblasstes feministisches Wissen“ in diesem Diskurs mit. Indem die Frauen aus diesem Wissen allerdings keine Schlüsse ziehen, indem sie sich die negativen Aspekte sogar noch selbstbewusst und offensiv zu eigenen machen, machen sie

⁶⁵ In diesem Zusammenhang sei auch auf Heintz und Honegger (1981, S. 40) verwiesen, die darauf hinweisen, dass die Überfüllung weiblicher Seinsweisen auch als Strategie des Widerstandes gelesen werden kann.

gleichzeitig deutlich, dass sie sich selbst für diese Form des Schönheitshandelns entschieden haben, dass sie nicht wirklich unterworfen oder benachteiligt sind, sondern dass sie alles „aus freien Stücken und aus Spaß“ machen (Villa, 2012, S. 242) und eine „Rettung“ von feministischer Seite demnach nicht mehr nötig ist. Paradoxerweise ist es hier also das kritisch-feministische Wissen selbst, das der Absicherung der patriarchalen Ordnung dient, da die Frauen - indem sie über dieses Wissen verfügen, gleichzeitig jedoch keine Konsequenzen daraus ableiten - deutlich machen, dass sie selbst in dieser Ordnung verbleiben möchten (McRobbie, 2010, S. 39). Auch die Umsetzung bestimmter feministischer Prinzipien, wie z.B. die Tatsache, dass Frauen hier die traditionell den Männern zugestandene SprecherInnenposition innehaben, stabilisiert mitunter patriarchale und heteronormative Verhältnisse, da sie den Eindruck erwecken kann, als sei der Feminismus „umfassend etabliert und abschließend bearbeitet“ (a.a.O., S. 89) und als könne er somit ad acta gelegt werden. Paradoxerweise ist es also gerade die Anerkennung, die dem Feminismus entgegen gebracht wird, die „faktisch eine Gelegenheit zur Abwicklung, zum *undoing* des Feminismus“ (ebd.) bietet.

Der Typus Frau, der im Spannungsfeld von Durchsetzung feministischer Forderungen versus Aufrechterhaltung patriarchaler Strukturen, sowie vom Einnehmen „männlicher“ Positionen versus Zur-Schau-Stellen stereotyper Weiblichkeit agiert, also der Typus Frau, der in diesem Diskurs produziert wird, kann mit McRobbie (2010, S. 122) als „phallische Frau“ bezeichnet werden. Mit dem Konzept der „phallischen Frau“ schließt McRobbie an Überlegungen Butlers an, nach welchen die Männer den Phallus *haben*, während die Frauen der Phallus *sind* (1991, S. 76). Der Phallus zu sein entspricht nach Butler einer Position, in welcher die Frauen zwar das Objekt des Begehrens der Männer darstellen (a.a.O., S. 75), in welcher sie gleichzeitig jedoch lediglich den Männern deren Macht und Autonomie widerspiegeln, ohne diese selbst zu besitzen (a.a.O., S. 77). Nach McRobbie (2010, S. 122) werden heute nun auch (besonders junge) Frauen mit der Fähigkeit ausgestattet, sich den Phallus anzueignen, wobei diese Aneignung - und das ist der springende Punkt - „[...] keine Kritik an der männlichen Hegemonie [beinhaltet]“ (ebd.). „Phallische Frauen“ legen einen männlichen Habitus an den Tag, bleiben dabei aber für die Männer weiterhin begehrenswert (ebd.). Die Bedingungen, unter denen es Frauen erlaubt ist, sich den Phallus anzueignen sich also „männlich“ zu geben, sind damit solche, die „[...] die Geschlechterhierarchie unter dem Strich restabilisieren“ (a.a.O., S. 123). Dieses Prinzip wird auch in dem hier untersuchten Diskurs deutlich: Es zeigt sich, dass Frauen nur dann Ansprüche an das Äußere von Männern stellen können, wenn sie selbst

den heteronormativen und stereotypen Anforderungen von Geschlecht und Attraktivität entsprechen (siehe S. 125) und dass nur die Frau zu Wort kommt, die selbst dann noch (heterosexuell) begehrenswert ist, wenn sie sich selbst als „Pflegefall“ empfindet⁶⁶ - kurzum: Nur *die* Frau darf typisch männliche Positionen einnehmen, an deren Attraktivität und Weiblichkeit kein Zweifel gelassen werden kann.

Die Tatsache, dass solche Frauen, die „als maskulin kodierte Praxen und Positionen“ (Villa, 2012, S. 241) übernommen haben, in ganz besonderem Maße ihre Weiblichkeit und Attraktivität ausstellen, entspringt nach McRobbie (2010, S. 103) der tief sitzenden Angst von Frauen, durch ein als männlich konnotiertes Agieren als unweiblich und unattraktiv wahrgenommen zu werden und damit das Begehren der Männer zu verwirken (a.a.O., S. 102f). Einen scheinbaren Ausweg aus diesem Dilemma bietet die ‚Maskerade der Weiblichkeit‘ (siehe IV 1.3.2), da eine Frau mit der Verkörperung überzogener weiblicher Stereotype klarstellt, dass sie, obwohl sie bisweilen „wie ein Mann“ agiert, trotzdem noch „eine richtige Frau“ ist (a.a.O., S. 105). Die Maskerade kaschiert den Wunsch der Frauen nach Männlichkeit (Butler, 1991, S. 80) und ermöglicht es ihnen somit, sich weiterhin auf dem „Terrain hegemonialer Männlichkeit“ zu bewegen, ohne um ihre sexuelle Identität fürchten zu müssen (McRobbie, 2010, S. 102f). Gleichzeitig erweist sie sich auch als Strategie, der Vergeltung der Männer zu entgehen, in deren Refugium sie eingedrungen sind beziehungsweise deren Phallus sie entwendet haben (vgl. Riviere, 2010 und Butler, 1991, S. 85). Damit fungiert die Maskerade, die die „phallischen Frauen“ an den Tag legen, jedoch letztendlich als „Rückversicherung männlicher Machtstrukturen“ (McRobbie, 2010, S. 105) und kann als „neue Form regulierender vergeschlechtlicher Machtverhältnisse“ (a.a.O., S. 154) verstanden werden.

Die Maskerade bietet den Frauen nicht nur Schutz vor Vergeltung und Sanktionen und ermöglicht ein relativ ungefährliches Navigieren auf „männlichem Terrain“, sie schützt auch vor dem Erleben des eigenen Mangels, durch den Weiblichkeit - da die Frauen ja nicht im Besitz des Phallus sind (s.o.) - maßgeblich bestimmt ist (Butler, 1991, S. 79). Zu diesem Mangel, zu der Tatsache also, dass die Frauen, um weiterhin als begehrenswert und als „richtige Frau“ zu gelten, ein vollständiges „Männlich-Sein“ zurückweisen müssen, kommt hinzu, dass sie nicht einmal die Möglichkeit haben, diesen Mangel zu betrauern. So können die Frauen in dem hier untersuchten Diskurs die Wut und die Trauer darüber, dass ihr Handeln so beschränkt ist, dass sie also zum Beispiel

⁶⁶ siehe T2, Zeile 36-37: „Das [begehrliches Angaffen und Befummeln, Anm. d. Verf.] macht meiner immer dann, wenn ich mich als absoluten Pflegefall betrachte“

nicht so einfach wie die Männer faul vor dem Fernseher liegen können, anstatt sich stundenlang schön zu machen, ganz offensichtlich nicht artikulieren und verschieben stattdessen ihre Kritik auf das Handeln der Männer (siehe IV 5.1).

Dieses Unvermögen, das Verlorengegangene zu betrauern, entspricht dem Wesen der Melancholie und bedeutet Sprachlosigkeit, Nicht-Kommunikation und die „lautstarke Verleugnung des Verlusts“ (McRobbie, 2010, S. 156). Dass der Verlust *lautstark* geleugnet wird, zeigt sich auch in dem hier vorliegenden Diskurs ganz deutlich. So können die Frauen ihr Handeln nicht einfach unkommentiert stehen lassen (siehe S. 143 und 145), sondern stellen es - durchaus auch in all seinen negativen Facetten - *offensiv* (oder eben *lautstark*) als gut und richtig dar, ganz so als müssten sie unterstreichen, dass ihnen die Nachteile ihres Tuns (Schmerzen, Aufwand etc.) nicht das Geringste ausmachen und als wäre ihnen nichts, aber auch wirklich gar nichts verloren gegangen. Die „phallischen Frauen“, die in diesem Diskurs zutage treten, können also als melancholisch bezeichnet werden und der Verlust, den sie zu betrauern hätten - die (scheinbar) nicht vorhandene Möglichkeit, ein weniger begrenztes Weiblichkeitsideal zu leben - wird durch die Maske der Weiblichkeit, die sie hier aufsetzen, zugleich verschleiert und bewahrt (Butler, 1991, S. 83). Die Maske, die einerseits suggeriert, es sei nichts verloren gegangen und die andererseits gerade dadurch das Verlorengegangene in die Person einschließt, hat „[d]emnach [...] eine doppelte Funktion, die der doppelten Funktion der Melancholie [Verschleierung und Bewahrung des Verlusts, Anm. d. V.] entspricht“ (ebd.).

Wieso aber müssen die „phallischen Frauen“ überhaupt melancholisch sein? Warum ist ein Betrauern nicht möglich? Warum kann keine Kritik an begrenzten Handlungsmöglichkeiten und rigiden Weiblichkeitsidealen geübt werden? Nach McRobbie (2010, S. 156) liegt das daran, dass das politische Programm, welches sich ein solches Betrauern auf die Fahne geschrieben hat - der Feminismus - selbst zu einem Objekt des Verlusts geworden ist. Diese Überlegung führt zu einem der Ausgangspunkte dieser Arbeit zurück, nämlich zu der Aussage Lesnik-Obersteins (2006, S. 2f), dass es schon allein deshalb schwierig sei, Kritik an der Haarentfernung von Frauen hervorzubringen, weil eine solche mit der negativ behafteten Position des „extremist feminism“ in Verbindung gebracht würde (siehe S. 8). Die Tatsache, dass der Feminismus (vor allem im populärkulturellen Kontext) als überholt und altmodisch ausgestellt (Genz & Brabon, 2009, S. 65) und zu einer „Bastion des Hässlichen, Geschmacklosen und Monströsen“ stilisiert wird (McRobbie, 2010, S. 97), macht ihn zu

etwas Verworfenem, von dem man respektive frau sich abgrenzen muss.⁶⁷ Ebenso, wie es die Angst vor Vergeltung ist, die die „phallischen Frauen“ in diesem Diskurs dazu veranlasst, mit der Maske der Weiblichkeit ihren eigenen Wunsch nach Männlichkeit zu verschleiern (a.a.O., S. 103), ist es auch bezüglich der Positionierung zum Feminismus die Angst vor Bestrafung und Verwerfung, die (insbesondere junge) Frauen dazu bringt, den Feminismus eher als „private Angelegenheit“ und als eine Art „geheimes Leben“⁶⁸ (McRobbie, 2010, S. 160) zu betrachten, denn als Mittel, auf das öffentlich zurückgegriffen werden könnte. Wer nämlich als echte Frau wahrgenommen werden will, muss, so McRobbie (2010, S. 132), den Feminismus aufgeben; und wer dies nicht tut, wer also öffentlich feministische Kritik äußert, wird in die „Ecke der verworfenen Feministinnen“ (a.a.O., S. 104) verwiesen.

Neben der Tatsache, dass der Feminismus als emanzipatorische Strategie und als Mittel zur Auflehnung nicht mehr so einfach zur Verfügung steht, kann auch noch die von Bröckling, Krasmann und Lemke (2000) beschriebene „Ökonomisierung des Sozialen“ mit ihren Leitsatz, bloß kein Opfer zu sein (vgl. dazu Villa, 2012, S. 143), eine Erklärung für die Melancholie und die ausbleibende Kritik an beschränkten weiblichen Seinsweisen bieten. Da ein Opfer zu sein - und dazu kann auch zählen, sich von rigiden Schönheitsstandards eingeschränkt zu fühlen - in einer neoliberalen Logik immer auf individuelle Unfähigkeit zurückgeführt wird (ebd.), wird dieser Status als einer gesehen, der in jedem Falle abzulegen sei. Auch in dem hier untersuchten Diskurs grenzen sich die Frauen klar von einem solchen Opfer-Status ab, indem sie wiederholt und vehement darauf verweisen, dass sie nicht von ihren Partnern zur Enthaarung gezwungen wurden, sondern, dass es sich dabei um ihre eigene Entscheidung handle (siehe IV 2.2.). Ganz im Sinne des Postfeminismus, der am „alten“ Feminismus besonders dessen vermeintliche Festschreibung von Frauen auf die Opferrolle kritisiert (Brabon & Genz, 2009, S. 64-74), grenzen auch die „phallischen Frauen“ in diesem Diskurs sich von einem potentiellen Opfer-Status ab und bedienen sich stattdessen der Strategie des Empowerments und des „Sich-Bemächtigens“ (Villa, 2012, S. 243), was vor allem in Punkt IV 4 deutlich wird, in

⁶⁷ Eine solche Abgrenzung findet auch in dem hier untersuchten Diskurs statt, wenn klargestellt wird, dass man respektive frau nicht so wie die Puristin mit dem feministischen Selbstbewusstsein sein möchte (siehe S. 46) oder wenn der Feminismus als Relikt aus vergangenen Zeiten gezeichnet wird, indem er ständig mit den 70er Jahren in Verbindung gebracht wird (siehe S. 32).

⁶⁸ Zum Beispiel im Sinne des Lesens entsprechender feministisch orientierter Romane (McRobbie, 2010, S. 160).

dem die Frauen sich als aktiv und selbstermächtigt inszenieren und in dem sie deutlich machen, dass sie nicht etwa von anderen zum Schönheitshandeln gezwungen werden, sondern, dass sie selbst es sind, die die aufwändigen Verschönerungsprozeduren wünschen. Mit dem Pochen auf Autonomie und Selbstbestimmung wird hier ein Leitmotiv der zweiten Frauenbewegung aufgegriffen (Villa, 2008, S. 258), dabei in seiner Bedeutung allerdings verkehrt: Indem die Option, sich auch als Opfer zu erleben, verwehrt bleibt, wird nämlich aus der *Möglichkeit*, Autonomie zu erlangen, ein *Imperativ* und aus dem *Befürworten* einer selbstbestimmten Lebensweise, mitunter eine *Verleugnung der Beschränkungen*, denen diese unterliegt. Obwohl hier mit der „selbstbestimmten Frau“ also an ein „hegemoniales Subjekt-Paradigma“ der zweiten Frauenbewegung (ebd.) angeknüpft wird, führt die Tatsache, dass *ausschließlich* die Rolle der selbstermächtigten, souveränen Akteurin eine legitime Position darstellt und die des „Opfer-Seins“ rundweg abgelehnt wird, dazu, dass es tendenziell schwieriger wird, Kritik an gesellschaftlichen Bedingungen zu üben, da dies mitunter hieße, sich selbst als „Opfer“ dieser Beschränkungen zu „outen“ und dies wiederum - die Unmöglichkeit, gesellschaftliche Bedingungen in Frage stellen - ist keinesfalls im Sinne des Feminismus. Diese seltsame Ambivalenz - einerseits in einer Weise zu agieren, bei der es scheint, als sei man den Männern gleichgestellt (also als *besäße* man respektive frau den Phallus) und andererseits nur einen eingeschränkten Handlungsspielraum zu besitzen, bei dem die Grenzen von stereotypen weiblichen Seinsweisen nicht überschritten werden dürfen - diese Ambivalenz macht die „Krisenhaftigkeit“ der Subjektposition (vgl. Keck, 2012, S. 79) der „phallischen Frau“ aus, die sich in dem hier untersuchten Diskurs in dem zum Teil grotesk anmutenden Verhalten der Frauen widerspiegelt (siehe S. 130). Zu dem Paradoxon, dass jungen Frauen suggeriert wird, sie könnten gleichberechtigt sein, ohne dass dafür „[...] irgendwelche Anpassungen oder schwerwiegende Änderungen von Seiten der patriarchalen Autorität erforderlich seien“ (McRobbie, 2010, S. 143), kommt hinzu, dass sie die beschränkten Seinsweisen, die sich aus der Festschreibung patriarchaler Strukturen für sie ergeben, nicht kritisieren und die Möglichkeiten, die ihnen dadurch verwehrt bleiben, nicht betrauern können, da sie sich weder als Opfer, noch als Feministin zu erkennen geben dürfen. Auch dies, die Tatsache, dass die Wut der Frauen „unlesbar“ (McRobbie, 2010, S. 131 und siehe auch IV 5.3 dieser Arbeit) und die „Bedeutung und Quelle des Schmerzes undurchsichtig“ (a.a.O., S. 143) bleiben müssen, führen dazu, dass die Frauen im Sinne der oben benannten Krisenhaftigkeit gewissermaßen „[...] in den Wahnsinn getrieben werden“ (ebd.).

Aus der Tatsache, dass eine Person selbstbestimmt, „emanzipiert“ und „empowert“ erscheint, folgt also nicht automatisch, dass sie auch *tatsächlich* selbstermächtigt und (in einem Holzkamp’schen Sinne) *erweitert* handlungsfähig (vgl. Holzkamp, 1983, S. 370 und siehe auch IV 4.3 dieser Arbeit) ist. Dies scheint dann nicht der Fall zu sein, wenn sich (weibliche) Selbstermächtigung daraus speist, dass man respektive frau sich solcher Elementen bedient, die (zumindest) *auch* als einschränkend, reduzierend und abwertend gelten ⁶⁹ (vgl. Villa, 2012, S. 236) und auch dann nicht, wenn Frauen nur unter der Bedingung als aktive, selbstbewusste Subjekte in Erscheinung treten können, dass sie gängigen Standards von Schönheit entsprechen und heterosexuell begehrenswert bleiben (Hark & Villa, 2010, S. 12). Ebenso bedeutet die Tatsache, dass in einigen (vielleicht auch noch besonders trivialen) Bereichen Geschlechterrollen aufgebrochen sind ⁷⁰ mitnichten, dass auch in umfassendem Sinne Gleichberechtigung herrschen würde, im Gegenteil: Mitunter ist es sogar gerade der Anschein von Gleichheit, der eine „[...] radikale Neuordnung der Geschlechterverhältnisse [verhindert] [...]“ (McRobbie, 2010, S. 122). Für eine kritische Betrachtungsweise moderner, gerade auch postfeministischer Geschlechterverhältnisse scheint es daher notwendig zu sein, Annäherungen von „männlichen“ und „weiblichen“ Geschlechterrollen gründlich und sorgsam auf ihren Gehalt hin abzuklopfen. Vor allem jedoch scheint es notwendig, den Fokus bezüglich des Agierens von Frauen nicht zu sehr auf den Modus einer Handlung zu richten, also darauf, *wie* eine Handlung ausgeführt wird, sondern auch auf den Inhalt der Handlung, also auf das, *was* getan wird ⁷¹ – immerhin darf nicht vergessen werden, dass sich die Frauen mit dem Schönheitshandeln in *dem* Bereich als selbstbestimmt und mächtig konstituieren, in dem sie gleichzeitig auch leiden unglücklich sind (vgl. Hauser, 1991, S. 141).

⁶⁹ Solche Elemente können zum Beispiel pornographische sein (vgl. Villa, 2012, S. 229-247), oder solche, die Frauen auf das „schöne Geschlecht“ festschreiben und sie damit u.U. auf ihr Äußeres reduzieren.

⁷⁰ Als eine solche Aufbrechung von Geschlechterrollen kann z.B. das gesteigerte Schönheitshandeln von Männern verstanden werden.

⁷¹ Auf die Notwendigkeit, das „Was“ nicht aus den Augen zu verlieren, verweist auch Power (2011, S.16), wenn sie sarkastisch anmerkt, dass es vielleicht besser sei, den Begriff „Feminismus“ zu streichen, wenn unter diesem Schlagwort gegen Dinge, wie zum Beispiel das Recht auf Abtreibung, vorgegangen würde, deren Durchsetzung sich der Feminismus in der zweiten Frauenbewegung zur Aufgabe gesetzt hatte.

Literaturverzeichnis

Bröckling, U. (2000). Totale Mobilmachung. Menschenführung im Qualitäts- und Selbstmanagement. In ders., S. Krasmann & T. Lemke (Hrsg.), *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bröckling, U. (2007). *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bublitz, H. (2008). Subjekt. In C. Kammler, R. Parr & J. Schneider (Hrsg.), *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Widmung* (S. 293-296). Stuttgart: Verlag J.B. Metzler.

Budgeon, S. (2011). The contradictions of successful femininity: third-wave feminism, postfeminism and ‚new‘ femininities. In R. Gill & C. Scharff (Eds.), *New femininities. Postfeminism, neoliberalism and subjectivity* (pp. 279-292). Basingstoke (u.a.): Palgrave Macmillan.

Burkart, G. (2000). Zur Kulturbedeutung der Haare. In C. Koppetsch (Hrsg.), *Körper und Status. Zur Soziologie der Attraktivität* (S. 61-98). Konstanz: UVK.

Butler, J. (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Butler, J. (1997). *Körper von Gewicht*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Butler, J. (2004). Gender Regulierungen. In U. Helduser, D. Marx, T. Paulitz & K. Pühl (Hrsg.), *Gender und Konstruktion? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis* (S. 44-57). Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Davis, K. (2011). Eine fragwürdige Gleichstellung: Männer, Frauen und Kosmetische Chirurgie. In K. Wiedlack & K. Lasthofer (Hrsg.), *Gendered Subjects. Körperregime und Geschlecht* (S. 35-58). Innsbruck/Wien: Studien-Verlag.

Degele, N. (2004). *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Degele, N. (2008). Normale Exklusivitäten: Schönheitshandeln, Schmerznormalisieren, Körper inszenieren. In P.-I. Villa (Hrsg.), *Schön Normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst* (S. 67-84). Bielefeld: Transcript.

Drolshagen, E. D. (1995). *Des Körpers neue Kleider. Die Herstellung weiblicher Schönheit*. Frankfurt am Main: Krüger Verlag.

Engländer, I., Groß, I., Schennach, S. & Soswinski, A. et.al. (2002). Schönheit aus der Sicht des Feminismus. In A. Hergovich (Hrsg.), *Psychologie der Schönheit. Physische Attraktivität aus wissenschaftlicher Perspektive* (S. 65-81). Wien: WUV-Universitätsverlag.

Foucault, M. (1976). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Foucault, M. (1977). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Foucault, M. (1984). *Von der Freundschaft als Lebensweise*. Berlin: Merve-Verlag.

Foucault, M. (1988): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Foucault, M. (1994). Warum ich Macht untersuche: Die Frage des Subjekts. In: H. Dreyfus & P. Rabinow (Hrsg.), *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. (S. 243-261). Weinheim (u.a.): Athenäum Neue Wissenschaftliche Bibliothek.

Genz, S. & Brabon, A. (2009). *Postfeminism. Cultural texts and theories*. Edinburgh: Edinburgh University Press.

Gehring, P. (2008). Der Körper und die Macht. Überlegungen und ein Beispiel. In R. Krause & M. Rölli (Hrsg.), *Macht. Begriff und Wirklichkeit in der politischen Philosophie der Gegenwart* (S. 175-192). Bielefeld: Transcript.

Hall, S. (1994). *Rassismus und kulturelle Identität*. Hamburg: Argument-Verlag.

Hark, S. & Villa, P.-I. (2010). Ambivalenzen der Sichtbarkeit – Einleitung zur deutschen Ausgabe. In A. McRobbie (Hrsg.), *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes* (S. 7-16). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Harper, D. W. (2001). Magnum, P.I.. In R. B. Browne & P. Browne (Eds.), *The guide to United States popular culture* (pp. 506). Wisconsin: The University of Wisconsin Press

Haug, F. & Thomas, C. (1991). Projekt Körper. In F. Haug (Hrsg.), *Sexualisierung der Körper* (S. 70-82). Berlin/Hamburg: Argument-Verlag.

Hauser, K. (1991). Bereichskonstruktionen. Sexualität und Macht. In F. Haug (Hrsg.), *Sexualisierung der Körper* (S. 125-148). Berlin/Hamburg: Argument-Verlag.

Hofmann, R. (2009). BeinhaarT – Enthaarung als Selbsttechnologie und Normierungsphänomen. *Koryphäe. Medium für feministische Naturwissenschaft und Technik*, 45, S. 14-16.

Holzkamp, K. (1983). *Grundlegung der Psychologie*. Frankfurt: Campus Verlag.

Honegger, C. & Heintz, B. (1981). Vorbemerkung. In dies., *Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen* (S. 7-68). Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.

Jäger, S. (2001). Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse. In R. Keller, A. Hirsland, W. Schneider & W. Viehöver (Hrsg.), *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse* (S. 81-112). Hemsbach: Leske und Budrich.

Jäger, S. (2009). *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung*. Münster: Unrast Verlag.

Keck, A. (2012). Working Girls Go Grotesque. Zur Reflexion von Selbstregulierungstechniken in der westlichen Populärkultur seit den 1990er Jahren. In P.-I. Villa, J. Jäckel, Z. S. Pfeiffer, N. Sanitter & R. Steckert (Hrsg.), *Banale Kämpfe? Perspektiven auf Populärkultur und Geschlecht* (S. 75-88). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Keller, R. (2011). *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Klaus, E. (1998). *Kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung. Zur Bedeutung der Frauen in den Massenmedien und im Journalismus*. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Knop, K. & Petsch, T. (2010). „Initiative für wahre Schönheit“ - Die Rückkehr des Alltagskörpers in die idealisierte Körperwelt der Werbung. In J. Röser, T. Thomas & C. Peil (Hrsg.), *Alltag in den Medien - Medien im Alltag* (S. 119-137). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Koppetsch, C. (2000). Die Verkörperung des schönen Selbst. Zur Statusrelevanz von Attraktivität. In dies, *Körper und Status. Zur Soziologie der Attraktivität* (S. 99-124). Konstanz: UVK Universitätsverlag Konstanz.

Lazar M. M., (2011). The right to be beautiful. In R. Gill & C. Scharff (Eds.), *New femininities. Postfeminism, neoliberalism and subjectivity* (pp. 37-51). Basingstoke (u.a.): Palgrave Macmillan.

Lemke, T., Krasmann, S. & Bröckling, U. (2000). Gouvernamentalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologie. Eine Einleitung. In dies., *Gouvernamentalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen* (S. 7-40). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Lesnik-Oberstein, K. (2006). The last taboo: women, body hair and feminism. In dies., *The last taboo. Women and body hair* (pp. 1-17). Manchester: Manchester University Press.

Lindemann, G. (1993). Wider die Verdrängung des Leibes aus der Geschlechtskonstruktion. *Feministische Studien*, 11, 44-54.

Link, J. (2005). Textil genormte oder textil differenziell gestylte Körper? Uniformität zwischen Normativität und Normalität. In G. Mentges & B. Richard (Hrsg.), *Schönheit der Uniformität. Körper, Kleidung, Medien* (S. 43-58). Frankfurt/Main: Campus Verlag.

Macdonald, A. (2006). Hairs on the lens: female body hair on the screen. In K. Lesnik-Oberstein (Ed.), *The last taboo. Women and body hair* (pp. 66-82). Manchester: Manchester University Press.

Machin, D. & Thornborrow, J. (2003). Branding and discourse; the case of Cosmopolitan. *Discourse & Society*, 14, 453-471.

Mayr, D. F. & Mayr, K. O. (2003). *Von der Kunst, Locken auf Glatzen zu drehen. Eine illustrierte Kulturgeschichte der menschlichen Haarpracht*. Berlin: Eichborn.

McRobbie, A. (2010). *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Müller, K.F. (2010). *Frauenzeitschriften aus der Sicht ihrer Leserinnen. Die Rezeption von »Brigitte« im Kontext von Biographie, Alltag und Doing Gender*. Bielefeld: transcript Verlag.

O'Donnell (2005). James Bond, Cyborg-Aristocrat. In E.P. Comentale, S. Watt & S. Willman (Eds.), *Ian Fleming & James Bond. The cultural politics of 007* (pp. 55-70). Bloomington: Indiana University Press

Parr, R. (2009). Monströse Körper und Schwellenfiguren als Faszinations- und Narrationstypen ästhetischen Differenzgewinns. In A. Geisenhanslüke & G. Mein (Hrsg.), *Monströse Ordnungen. Zur Typologie und Ästhetik des Anormalen* (S. 19-42). Bielefeld: Transcript Verlag.

Pfaller, R. (2002). *Die Illusionen der anderen. Über das Lustprinzip in der Kultur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Plessner, H. (1975). *Die Stufen des Organischen und der Mensch: Einleitung in die philosophische Anthropologie*. Berlin / New York: De Gruyter.

Posch, W. (2009). *Projekt Körper. Wie der Kult um die Schönheit unser Leben prägt*. Frankfurt / New York: Campus Verlag.

Power, N. (2011). *Die eindimensionale Frau*. Berlin: Merve Verlag.

Pritsch, S. (2008). Rhetorik des Subjekts. *Zur textuellen Konstruktion des Subjekts in feministischen und anderen postmodernen Diskursen*. Bielefeld: transcript Verlag.

Ruck, N., Slunecko, T. & Riegler, J. (2009). Kritik und Psychologie. Ein verschlungenes Verhältnis. *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 132 / 133, 45-67.

Riegler, J. & Ruck, N. (2011). Dressur des Körpers und Widerstand des Leibes? Der schöne Körper und der sexuelle Leib als Orte gegenwärtiger Selbstdisziplinierungen. In K. Wiedlack & K. Lasthofer (Hrsg.), *Gendered Subjects. Körperregime und Geschlecht* (S. 35-58). Innsbruck / Wien: Studien-Verlag.

Riviere, J. (2010). Weiblichkeit als Maskerade. In G. Ankele (Hrsg.), *absolute Feminismus* (S. 160-170). Freiburg: orange-press.

Röser, J. (1992). *Frauenzeitschriften und weiblicher Lebenszusammenhang. Themen, Konzepte und Leitbilder im sozialen Wandel*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Schaufler, B. (2002). „Schöne Frauen - Starke Männer“. *Zur Konstruktion von Leib, Körper und Geschlecht*. Opladen: Leske + Budrich.

Seier, A. (1999). Kategorien der Entzifferung: Macht und Diskurs als Analyseraster. In H. Bubnitz, A. D. Bührmann, C. Hanke & A. Seier (Hrsg.), *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults* (S. 75-86). Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Siebenpfeiffer, H. (2008). Körper. In C. Kammler, R. Parr & J. Schneider (Hrsg.), *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Widmung* (S. 266-272). Stuttgart: Verlag J.B. Metzler.

Slunecko, T. (2002). *Von der Konstruktion zur dynamischen Konstitution: Beobachtungen auf der eigenen Spur*. Wien: WUV-Univ.-Verl.

Toerien, M. & Wilkinson (2003). Gender and body hair: constructing the feminine woman. *Women's Studies International Forum*, 26 / 4, 333-344.

Tondeur, L. (2006). A history of pubic hair, or reviewers' response to Terry Eagleton's *After Theory*. In K. Lesnik-Oberstein (Ed.), *The last taboo. Women and body hair* (pp. 48-56). Manchester: Manchester University Press.

Van Leeuwen, T. (2008). Discourse and practice. *New tools for critical discourse analysis*. Oxford (u.a.): Oxford University Press.

Villa, P.-I. (2003). *Judith Butler*. Frankfurt / New York: Campus Verlag.

Villa, P.-I. (2006). *Sexy Bodies. Eine sozialologische Reise durch den Geschlechtskörper*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Villa, P.-I. (2008). Habe den Mut, Dich Deines Körpers zu bedienen! Thesen zur Körperarbeit in der Gegenwart zwischen Selbstermächtigung und Selbstunterwerfung. In dies., *Schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst* (S. 245-272). Bielefeld: transcript Verlag.

Villa, P.-I., Jäckel, J., Pfeiffer, Z. S., Sanitter, N. & Steckert, R. (2012). Banale Kämpfe? Perspektiven auf Populärkultur und Geschlecht. Eine Einleitung. In dies., *Banale Kämpfe? Perspektiven auf Populärkultur und Geschlecht* (S. 8-22). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Villa, P.-I. (2012). Pornofeminismus? Soziologische Überlegungen zur Fleischbeschau im Pop. In dies., J. Jäckel, Z. S. Pfeiffer, N. Sanitter & R. Steckert (Hrsg.), *Banale Kämpfe? Perspektiven auf Populärkultur und Geschlecht* (S. 229-247). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Waldenfels, B. (1995). Michel Foucault. Auskehr des Denkens. In ders., *Deutsch-Französische Gedankengänge* (S. 198-210). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Wiswede, G. (1995). *Einführung in die Wirtschaftspsychologie*. München (u. a.): E. Reinhardt.

Onlinequellen

- <http://www.gujmedia.de/print/portfolio/brigitte/profil/>, Zugriff am 08.12.2013
- <http://www.bauermedia.com/de/presse-start-single/back/1179/hash/a3254a1e42/news/xuid2594-cosmopolitan-mit-grossem-business-special/>, Zugriff am 08.12.2013

Materialquellen

- „Back to Nature“, <http://www.cosmopolitan.de/beauty/wellness-und-body/a-26911-2/back-to-nature.html>, Zugriff 08.12.2013
- „Bin ich schön?“, Cosmopolitan 6 / 2000, S. 123-130
- „Blitzschnell zum Beach-Body“, Cosmopolitan, Juli 2005, 140-144
- „Der Herr der Klinge“, Cosmopolitan, 12 / 2001, S. 60
- „Der neue Wax-Appeal“, Cosmopolitan, April 2007, S. 213
- „Dieser Advent wird heiss“, Cosmopolitan, Dezember 2002, S. 61-68
- „Die Etikette im Bett“, Cosmopolitan, Juni 2003, S. 59-66
- „Endlich haarfrei!“, Brigitte, 16 / 2004, S. 68-70
- „Endlich Urlaub!“, Brigitte, 11 / 2005, S. 61-68
- „Fit und Schön - Das macht Beine“, Cosmopolitan, 6 / 2001, S. 179-184
- „Fit und schön in der Schwangerschaft“ „Brigitte“, 11 / 2006, S. 67-72
- „Ganz glatt überall“, <http://woman.britigte.de/schoenheit/haut/enthaarung-1020577/>, Zugriff 08.12.2013
- „Haben Körperhaare einen Mittelpunkt?“, Brigitte, 16 / 2004, S. 66
- „I’m every Woman“, Cosmopolitan Beauty & Body, November 2004, S. 122
- „Lasst Brusthaar um mich sein“, Brigitte, 18 / 2007, S. 74
- „Lizenz zum Zupfen“, Cosmopolitan, November 2007, S. 94
- „Lustvoll leiden“, Cosmopolitan, Januar 2010, S. 186
- „Mit Spaßfaktor 100: Kosmetik für zwei“, Brigitte, 14 / 2001, S. 61-66
- „Nackt gut aussehen? Sofort!“, Brigitte, 12 / 2009, S. 60-69
- „Nackte Tatsachen“, Brigitte, 13 / 2007, S. 66-72
- „Rasieren, epilieren & Co“, www.cosmopolitan.de/beauty/pflege-und-make-up/a-22986/sanfte-sommerhaut.html, Zugriff 08.12.2013
- „Schön in den Sommer“, Brigitte, 11 / 2006, S. 82-90
- „Wachsen statt Waxen“, Cosmopolitan, Juli 2009, S. 126,
- „Wie kann ich... lästige Haare entfernen?“, Cosmopolitan, Juni 2010, S. 144
- „Wie managt man lästigen Haarwuchs?“, <http://www.cosmopolitan.de/lifestyle/kolumne-darueber-muessen-wir-mal-reden/a-28800-2/wie-managt-man-laestigen-haarwuchs.html>, Zugriff 08.12.2013

Anhang

Feinanalysierte Texte

Text 1: „Lustvoll leiden“

1 „Cosmopolitan“, Januar 2010, S. 186
2 Titel: Lustvoll leiden
3 Was muss man für **Beauty-Rituale** alles aushalten, fragt sich Sophie
4 Andresky – und erkundet ihre persönliche Schmerzgrenze
5 Schönsein ist kein Ponyhof. Das dachte ich die ganze Zeit, als ich das erste
6 Mal vom Bauchnabel an entblößt vor der Depiladora, der Waxing-
7 Expertin, lag, während sie mit Hilfe einer klebrigen Masse büschelweise
8 Haare meiner Intimzone herausriss, bis ich mir vorkam wie eine gerupfte
9 Pute. Dabei tastete sie sich an Stellen vor, für deren Berührung ein Mann
10 mich mindestens zu einem fürstlichen Abendessen einladen müsste.
11 „Komplett enthaart ist der Sex noch besser“, hatte mein Freund
12 argumentiert, und da ich ja immer schon fand, dass es der Liebe guttut,
13 wenn man erstens auf sein Äußeres achtet und sich zweitens gegenseitig
14 Wünsche erfüllt, war ich einverstanden. Ich versuchte, den Schmerz zu
15 besiegen, indem ich meine übrigen Schönheitsrituale in Gedanken
16 durchging: Mein Make-up malt sich morgens quasi von allein. Dass ich zur
17 Pediküre, Maniküre und Kosmetikerin gehe und Leberflecken vom Arzt
18 ausbrennen lasse, ist ja klar. Rasierte Beine und Achseln, Bodypeeling mit
19 Meersalz, Selbstbräuner: alles Standard. Nur das Fruchtsäure-Peeling, das
20 ätzte, als wäre ich in einen Ameisenhaufen gefallen, ging über meine
21 Schmerzgrenze. Selbstverständlich sind meine Zähne gebleicht, und sollte
22 sich der kleine Fleck auf dem Schneidezahn ausbreiten, wird es wohl Zeit
23 für Veneers. Die Haare kriegen regelmäßig eine Volumenwelle, die ich
24 dann mit dem Lockenstab wieder glatt bügeln. Dass ich mich bei dieser
25 Aktion oft am heißen Eisen verbrenne, stecke ich weg. Solche Narben
26 trage ich mit dem Stolz einer nubischen Kriegerin. Manchmal glaube ich,
27 der eigene Körper ist für Frauen so ähnlich wie der Hobbykeller für
28 Männer. Und die Baumarkt-Werbesprüche „Es gibt immer was zu tun“

29 oder „Mach es zu deinem Projekt“ könnten auch im Beautycase stehen.
30 Gegen mein Kosmetikprogramm war die Restaurierung der Sixtinischen
31 Kapelle Kinderkram. Nur Schönheits-OPs sind so eine Sache. Obwohl ich
32 eine Freundin habe, deren neuer Busen nicht nur toll aussieht, sondern
33 sich auch so anfasst (das durfte ich netterweise und zur Freude der
34 anwesenden Männer in der Sauna testen), bin ich da vorsichtig. Ich würde
35 das gern mit feministischem Selbstbewusstsein ablehnen, aber ehrlich
36 gesagt ist es wohl eher die Angst, anschließend mit dem Lächeln eines
37 Schnabeltiers, Schlitzaugen oder Kratern an den Beinen aufzuwachen.
38 Und wenn ich vor lauter Botox nicht mehr lachen kann oder mit beim
39 Niesen die Nase abfällt, fände ich das auch nicht lustig. aber Brustwarzen,
40 die nach oben gucken, oder eine Wespentaille sind eben doch schön. Da
41 kämpft die Puristin in mir mit dem kleinen Mädchen, das eben doch lieber
42 eine wunderschöne Prinzessin sein möchte, als ein runzlicher Kürbis.
43 Die Schmerzen beim Intim-Waxing nehme ich inzwischen übrigens gern
44 in Kauf, denn haarlos ist es der Sex tatsächlich noch besser. Meinen
45 wuschelig behaarten Liebsten habe ich jetzt ebenfalls zur Meisterin des
46 Rupfens und Zupfens geschickt. Wollen wir doch mal sehen, wie viel von
47 einem nubischen Krieger in ihm steckt...

Text 2: „I’M EVERY WOMAN“

1 „Cosmopolitan Beauty & Body“, November 2004, S. 122
2 VAMP, KARRIEREFRAU, DIVA – MIT GUTEM MAKE-UP KANN
3 EINE FRAU ALLES SEIN. JURATE BARONAS VERSTEHT NUR DIE
4 MÄNNERWELT NICHT MEHR: WARUM LIEBEN KERLE DIE
5 UNGESCHMINKTE WAHRHEIT AM MEISTEN?
6 Titel: „I’M EVERY WOMAN...“
7 Fangen wir mit ihm an. Er im Bad. Bewundert seinen Superbody. Hat
8 heute keine Lust auf Rasieren. Duscht eiszapfenkalt, das macht man in
9 der Wildnis so. Gibt dabei unkontrollierte Geräusche von sich.
10 Trocknet sich von einem Bein aufs andere hüpfend ab, schmeißt die
11 Handtücher von sich. Verachtet das sündhaft teure Parfum, das ich
12 ihm geschenkt habe. Verreibt dafür begeistert Handteller große

13 Kleckse von meinem Falten killenden Powerserum auf seine
14 Oberarme, weil die Muskeln davon so toll glänzen. Welche Muskeln?
15 Das reicht. Mein Lieblingsmann wird jetzt zur Höchststrafe
16 verdonnert: Samstagsshopping bei Douglas. Ohne das komplette
17 Sortiment einer Herrenpflegelinie kommt er mir da nicht raus. Und es
18 wird so sein, dass er es täglich benutzt, weil ich das verdammt
19 nochmal so will. Merke: Schatz, du bist ein Mann. Aber keine
20 Naturschönheit.

21 Jetzt ich. stelle den Wecker anderthalb Stunden früher. Stülpe im Bad
22 die Augen nach unten, damit ich nicht in den Spiegel gucken kann.
23 Ziehe dabei den Bauch ein, sonst ist der Tag im Eimer. Rasiere. Peele.
24 Creme. Zupfe. Pushe. Schminke. Schminke ab, weil der Lidschatten
25 nicht zum Lippenstift passt. Schminke neu, habe jetzt rote Augen wie
26 ein Albinohase. Habe fertig. Hat jetzt doch zwei Stunden gedauert. Hat
27 sich gelohnt. Sieht mein Kerl anders. Sieht nichts. Knallt mir
28 schmatzend einen Rest Nutella-Zahnpasta (er hat in der Zwischenzeit
29 Frühstücksfernsehen geguckt, die Couch mit Mohnsemmel voll
30 gebröselt und nicht mal bemerkt, was ich im Bad durchmache) auf
31 meine bepuderte Wange und verschwindet in seine Bürowelt, er wird
32 dort gebraucht.

33 Entschuldigung, geht das nur mir so? Oder sind die anderen Damen
34 nach der Plackerei auch so geknickt, weil ihr Kerl sie weder begehrt
35 angegafft noch begehrt befummelt hat? Oder wenigstens: so getan
36 als ob. Das macht meiner immer dann, wenn ich mich als absoluten
37 Pflegefall betrachte. Morgens um halb sieben zum Beispiel. Da dreht er
38 sich grunzend zu mir um und will unbedingt durch das Gestrüpp auf
39 meinem Kopf fahren, in meine verquollenen Augen gucken und meine
40 Nasolabialfalten abküssen. Sehr gern genommen wird auch der
41 Moment, in dem ich auf einer Party enthemmt abrocke. Mit
42 verklebtem T-Shirt und auf beiden Backen tiefender Tusche und so.
43 Attackeeee! Kommt mein Supermann aus der Ecke geschossen und
44 zerrt mich in höchster Aufregung in die Kuschelecke eines
45 Treppenhauses. Wild und animalisch findet er das. Du riechst total
46 nach Frau, raunzt er mir dann zu. Wenn ich mich hässlich fühle. Aber

47 nie, wenn ich sexy und perfekt und eine echte Gefahr für die Schiffer
48 und Klums dieser Welt bin. Warum? ich glaub mal: Weil er mich liebt,
49 wie ich bin. Die ungeschminkte Wahrheit kennt und sich nicht
50 täuschen lässt. Das ist mir schnurz. Ich will, dass er all die Weibsbilder
51 würdigt, die ich sein kann. Der Vamp mit Löwenmähne und Smokey
52 Eyes. Die Fee mit Glitzerpuder auf den Wangen und Klimperwimpern.
53 Die Karrierefrau mit strengem Knoten und perfektem Taint. Sing,
54 Chaka Kahn: *I`m every woman, it`s all in me*. Danke. Jede von uns will
55 vom Heißgeliebten nur eines wissen: bin ich schön?
56 Wenn das in Zukunft nicht dalli und täglich in drei ganzen Sätzen
57 überkommt, brennt morgen früh beim ersten Grunzer das Bett,
58 Schatz. Versprochen. Oder ich nehme mir ein Beispiel an meiner
59 Nichte. Kriegt die ihren Willen nicht, macht sie beim Papa:
60 „Buhäääääh...“ Und hat ihm sofort am Wickel, dieses gerissene blaue
61 Kullerauge. Von hübschen kleinen Mädchen können große Frauen wie
62 ich noch eine Menge lernen.

Text 3: „Lasst Brusthaar um mich sein“

1 „Brigitte“ 18 / 2007, S. 74
2 **Lasst Brusthaar um mich sein!**
3 BRIGITTE-Redakteurin Alena Schröder will keine metrosexuellen
4 Kerle mehr sehen. Eine Ode an den behaarten Mann
5 **Zwei Säugetieren** haben in unseren Breitengraden ein besonders
6 ungerechtfertigtes und hartnäckiges Imageproblem: der Deutsche
7 Schäferhund und der behaarte Mann. Fatal für das Image des
8 Schäferhundes sind zum einen die falschen Liebhaber (Hitler), der
9 Hang von Vorstadtfamilien zum Golden Retriever sowie ein
10 ausgeprägter Arbeitstrieb, der dem Tier ein Leben an der kurzen
11 Leine in Drogendezernaten und Zollstationen eingebrockt hat. Ähnlich
12 traurig steht es um den behaarten Mann. Anstatt sein Brusthaar zu
13 preisen, stellt man ihn pauschal in eine Reihe mit den
14 Goldkettchenprolos, die uns am Strand mit ihren
15 Hormonüberschüssen belästigen. Dazu kommt die psychische

16 Belastung durch metrosexuelle Rollenvorbilder: Was der Golden
17 Retriever dem Schäferhund, ist David Beckham dem behaarten Mann.
18 Das alles führt dazu, dass prachtvolle Exemplare dieser Spezies sich
19 mit den Epiliergeräten ihrer Freundinnen die Hoden verletzen, sich
20 mit Kaltwachs die Locken von der Brust reißen oder verschämt in
21 kosmetische Kliniken einchecken, um sich das Rückenhaar weglassern
22 zu lassen. Angeblich, weil wir Frauen das so wünschen.
23 Dabei sind behaarte Männer – sofern sie zu ihrem Haarwuchs stehen –
24 in jeder Beziehung die besseren Partner: Sie sind feste Charaktere, die
25 sich nicht von flüchtigen Moden beeinflussen lassen. Warum soll heute
26 falsch sein, was zu Zeiten von Tom Selleck und Sean Connery richtig
27 und männlich war? Die Jungs haben einfach Wichtigeres zu tun, als
28 sich mit der Pinzette die Wuchskonturen zu korrigieren – und durch
29 ihre Enthaarungsverweigerung auch viel mehr Zeit für uns. Sie sind
30 nicht bereit, körperliche Schmerzen auf sich zu nehmen und sich eines
31 sekundären Geschlechtsmerkmals berauben zu lassen, nur um der um
32 sich greifenden Infantilisierung erwachsener Körper genüge zu tun.
33 Schlimm genug, dass wir Frauen uns dem Diktat der Haarlosigkeit
34 unterwerfen und untenrum plötzlich alle aussehen wollen wie 12-
35 Jährige. Aber wollen wir auch noch einen Kerl, der ein eigenes Fach im
36 Badezimmerschrank für seine Enthaarungskosmetika
37 beansprucht?
38 Außerdem sind behaarte Männer wesentlich toleranter im Hinblick
39 auf weibliche Cellulite: ein weder zu leugnender noch zu
40 verhindernder und auch nicht wirklich zu bekämpfender Umstand,
41 genau wie ihre unvermeidliche Behaarung am Rücken, auf den
42 Schultern, am Hintern und an den Füßen. Und wer je an einer üppig
43 bewachsenen Brust eine stürmische Nacht im Zwei-Mann-Zelt
44 verbracht hat, gemütlich mit den Fingern Löckchen drehend, die Matte
45 auf graue Haare inspizierend, wird sich nie mehr an einer kahlen
46 Variante die Wange verkühlen wollen, ganz egal, wie prall und
47 wohlgeformt der darunter liegende Muskel auch sein mag.
48 Seit einigen Jahren gibt es leise Zeichen der Hoffnung für den
49 behaarten Mann. Seit am 11. September 2001 der Feuerwehrmann als

50 neuer männlicher Idealtypus auf der Bildfläche erschien – ein ganzer
51 Kerl mit rußgeschwärztem Gesicht, immer einsatzbereit,
52 berufsbedingt ohne Zeit für Ganzkörperrasueren – , hat eine kernige
53 Urwüchsigkeit plötzlich auch in der Öffentlichkeit wieder eine chance:
54 Models dürfen wieder Brustflaum zeigen, Künstler wie Robbie
55 Williams – einst zum Wohle unschuldiger Kleinmädchenseelen zum
56 Kahlschlag oder hochgeschlossener Bekleidung verdammt – gehen
57 wieder unrasiert und ohne T-Shirt auf die Bühne. Als Harry-Potter-
58 Star Daniel Radcliffe in einem Theaterstück seine zaghaft behaarte
59 Brust entblößte, war schon dieser Umstand den Kritikern
60 wohlwollende Respektsbekundungen wert. Und auch bei der
61 diesjährigen Wahl zum „Mister Schweiz“ waren drei der 15 Finalisten
62 ein bisschen brustbehaart, was das zuständige Wahlkomitee sogar zu
63 einer Pressemeldung veranlasste.

64 **Das lässt hoffen.** Der Tag wird kommen, an dem auch männliche
65 Körperhaare wieder frei im Wind wehen dürfen – unbeschnitten,
66 unbedeckt, unbegrenzt. Trends kommen und gehen, genau wie all die
67 süßen Jack-Russell-Terrier und Golden Retriever eines Tages wieder
68 verschwinden und der Schäferhund rehabilitiert wird, wird auch der
69 behaarte Mann wieder in Mode kommen. Schon weil ein
70 naturbelassener Männerpelz inzwischen echten Seltenheitswert
71 genießt. Glück für die Frau, die sich rechtzeitig einen gesichert hat.

Abstract

Modernes Schönheitshandeln stellt sich als höchst widersprüchliches Phänomen dar, da es einerseits mit Selbstbestimmung und autonomer, emanzipierter Praxis und andererseits mit Unterwerfung und patriarchaler Unterdrückung verbunden wird. In diesem Spannungsfeld liegt auch die Schönheitspraxis der Enthaarung: Sie erweist sich auf der einen Seite als äußerst restriktive Schönheitsnorm, der frau sich kaum entziehen kann und stellt sich auf der anderen Seite als etablierte und fest verankerte weibliche Handlungsweise dar, die außerhalb feministischer Auseinandersetzung und anders als zum Beispiel das Schlankheitsideal kaum je thematisiert respektive mit Zwang, Unterdrückung und Leid in Verbindung gebracht wird. Anhand der Analyse des Diskurses um die Haarentfernung in Frauenzeitschriften allerdings wird deutlich, dass sich diese verschiedenen Blickwinkel auf Schönheitshandeln keineswegs ausschließen. So erscheinen die Frauen in dem hier untersuchten Diskurs einerseits als selbstbestimmte, emanzipierte Protagonistinnen, die mitunter sogar die Grenzen von typisch „männlichen“ und typisch „weiblichen“ Handlungsweisen überschreiten; gleichzeitig jedoch werden einschränkende, stereotype und heteronormative Vorstellungen von Geschlecht auch fortgeschrieben und aufs Deutlichste affirmiert. Das Produkt dieser gegenläufigen Bewegungen ist ein Subjekttypus, der sich sowohl dadurch auszeichnet, dass er einem Regime der Selbstkontrolle unterworfen ist, als auch dadurch, dass er nur unter der Bedingung selbstbewusst und souverän in Erscheinung treten und Geschlechtergrenzen in Frage stellen kann, dass die Geschlechterhierarchie im Großen und Ganzen doch weiterhin aufrecht erhalten wird.

Modern beauty-practices are a highly contradictory phenomenon: on the one hand, they are associated with self-determination and autonomous, emancipated practice; on the other hand, they are linked to subjugation and patriarchal suppression. The beauty practice of hair removal also takes place within this field of tension as it turns out to be both: it is an extremely restrictive beauty standard a woman almost cannot elude; but at the same time it is a well-established routine for women, which doesn't play almost any crucial role in a non-feminist analysis and which is not likely to be associated with constraint, oppression or suffering, as for example the cult of thinness is. The analysis of the discourse of hair removal practices in women's magazines shows however, that those two different points of view are not mutually exclusive. It is to be seen that the

women in the analyzed discourse are self-determined and emancipated protagonists, who sometimes even cross the line of typically 'masculine' and typically 'feminine' behaviour; at the same time however, restrictive stereotypical and hetero-normative ideas of gender are strongly emphasized and reinforced. These opposing movements do produce a subject's position, which is defined by acting under the regime of self-control, as well as by the fact, that a superior and self-confident appearance and the questioning of gender roles only takes place under the condition, that the gender hierarchy on the whole is being provided.

Lebenslauf

Geburtsdatum: 18.05.1985
Geburtsort: Berlin, Deutschland
StaatsbürgerInnenschaft: Deutsch

Schulbildung

1997-2004: Schillergymnasium Berlin,
Abschluss: Abitur

Studium

Februar 2005-Oktober 2005: Studium der Sozialwissenschaften
(„Introduction to the Social Sciences“,
Open University, Newcastle)
Seit Oktober 2005: Studium der Psychologie (Universität
Wien)
August 2008-Januar 2009: Studium der Psychologie im Rahmen des
ERASMUS-Austauschprogramms
(Universität Kopenhagen)

Praktika und Berufserfahrungen

Oktober 2004-Februar 2005: Praktikum in der Vorschulklasse der
Integrationskindertagesstätte „Villa
Kunterbunt“ in Berlin-Neukölln
August 2007: Handwerkliches Arbeiten mit psychisch
und körperlich belasteten Frauen im
Rahmen eines Workcamps des Service
Civil International (SCI) in Asi, Italien
Januar und Februar 2009: Praktikum in der Tagesklinik des
Klinikum Berlin-Neukölln (Abteilung für

	Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik)
Mai und Juni 2009:	Interviewtätigkeit für TQS (Team für Qualitätsentwicklung und Servicemanagement)
August 2009:	Handwerkliches Arbeiten mit psychisch und physisch belasteten Männern bei Turin, Italien
November 2011-Mai 2012:	Praktikum im Institut für Kulturpsychologie und qualitative Sozialforschung (IKUS)
Mai 2012:	Planung und Durchführung eines Workshops zu Qualitativer Methodik / Diskursanalyse

Veröffentlichung

Steinicke, K. (2013) Zwischen Selbstermächtigung und Unterwerfung – eine Analyse der Darstellung weiblicher Enthaarungspraktiken im Diskurs um Schönheitshandeln. Psychologie und Gesellschaftskritik, 37, 146, 69-89